

Göthe und Schiller

in ihren Beziehungen

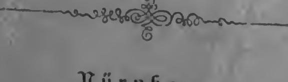
zur

Frauenwelt.

Dargestellt in zwei Abschnitten nebst Zusätzen und Anhängen

von

Dr. Julius Emil Kneschke.



Nürnberg.
Bauer und Raspe.
(Julius Merz.)
1858.

Göthe und Schiller

in

ihren Beziehungen

zur

Frauenwelt.

Dargestellt in zwei Abschnitten nebst Zusätzen und Anhängen

von

Dr. Julius Emil Kneschke.



Nürnberg.

Bauer & Raspe.

(Julius Merz.)

1858.

Druck der U. E. Sebald'schen Officin in Nürnberg.

Den Einfluß der Frauen in der Geschichte läugnen wollen, hieße das moralische Element darin todtschlagen.

(Wilh Wachsmuth in mündlichem Vortrage.)

Vorwort.

Die Geschichte unseres Volkes weist keinen eigentlichen politischen Nationalcharakter auf, der den gesammten deutschen Stämmen in gleichem Maße nahe stände. Vom Kaiser Joseph wissen die österreichischen Lande, vom alten Fritz und von Held Blücher weiß Preußen das Meiste. Aber die Einigkeit, deren wir im Staatsleben ermangeln, ist uns zu Theil geworden auf dem Gebiete der Poesie, und die Namen Göthe und Schiller werden im Norden unseres großen Vaterlandes mit ebensoviel Liebe

und Verehrung genannt und gepriesen, wie im Süden. Göthe und Schiller sind in der That die nationalsten Charaktere des deutschen Volkes, und nicht nur ihre Dichtung, sondern auch ihre ganze und eigenste Persönlichkeit ist unser Aller Gemeingut. Wir nehmen an den Poeten Göthe und Schiller nicht mehr Antheil, als an den Menschen, wir wissen von jenen soviel wie von diesen, und nennen sie in erster Reihe nicht nur, wenn wir unsere größten Dichter, sondern auch wenn wir unsere bedeutendsten Männer zusammenzählen. Sie machen unseren Stolz aus nach Außen, gegenüber fremden Völkern, sowie für das innere Bewußtsein, welches ein Jeder von uns in sich trägt; denn wir sagen gern von ihnen und dürfen sagen, sie seien das Abbild unsrer Nation in seiner ethischen Eigenthümlichkeit, wie in seiner poetischen Begabung.

Ueber die Begebenheiten ihres Lebens und über That und Inhalt ihrer Schriften sind bereits hunderte von Werken durch den Druck bekannt ge-

worden. — Denn das ist ja der Zauber, welchen das Genie ausübt, daß es Alles, was denkt und fühlt, zu sich heran oder emporzieht und in seine Nähe bannt, und das ist ja der Segen, welchen es bis zu den fernsten Generationen hinunter verbreitet, daß an seiner Flamme sich aller übrigen Menschen Geisteskräfte und Talente entzünden. Vor den bis oben hinauf gefüllten Bücherschränken der Göthe-Schiller-Bibliothek stehend, in der man die Namen auch der begabtesten jetztlebenden Schriftsteller nicht vermissen wird, könnte uns nun aber wohl ein Bangen ergreifen vor dem Wagniß, die Resultate privater Studien über unsre beiden Dichterheroen gleichfalls noch der Oeffentlichkeit anheimgeben zu wollen. Denn ist nicht eben, mag auch das Thema meines Buches noch so fesselnd und gehaltvoll sein, schon so viel darüber geschrieben und gesprochen worden, daß nun eine Abhandlung aus meiner Feder ganz überflüssig erscheint?

Dieser Gedanke ist — ich kann es versichern

— gar oft in mir aufgestiegen, bis ich mich endlich doch noch entschloß, meine Schrift in den Buchhandel kommen zu lassen. Indem ich das aber thue, geschieht es in verschiedenem Sinne und mit doppelter Hoffnung. Dem großen lesenden Publikum übergebe ich meine Arbeit, indem ich für sie den Maßstab in Anspruch nehme, welchen sich Wilhelm Wachsmuth einst für seinen „Musenhof in Weimar“ auch erbeten hat. Mein Wunsch ist nämlich, es möge, da in meinem Werke gleichfalls „eine Menge Gestein, das einzeln schon zur Schau gelegen hat, zu einer Mosaik zusammengefügt wird, nicht sowohl in Betracht gezogen werden, ob der einzelne Stein schon gesehen worden, sondern wie die Kunst der Fügung sei“: und wird es anerkannt, daß mir „die Verbindung vielfältiger Werkstücke zu einem gefälligen Ganzen gelungen ist“, so habe ich mein Ziel theilweise schon erreicht. Der Beurtheilung einer gelehrten Kritik aber überlasse ich mit Bescheidenheit die Antwort auf die Frage: ob ich nicht die sämmtlichen Zwecke, die ich mit Abfassung

meiner Schrift verband, erlangt habe? Ich verweise sonach die hochachtbaren Männer, welche als Kenner der Göthe-Schiller-Literatur mein Buch nicht nur lesen, sondern auch prüfen werden, nicht sowohl auf die Stellen, wo bekannte Thatsachen und Begebenheiten schlecht und recht erzählt werden mußten, um Vollständigkeit zu erreichen, sondern vielmehr auf die, wo ich kritisch zu verfahren suchte, d. h. wo ich mich bestrebte, mancherlei Irrthümer, die unbemerkt auch von sonst scharfsehenden Augen sich eingeschlichen hatten, zu bekämpfen, und mancherlei neue Ansichten und Behauptungen aufzustellen, die man vielleicht nicht als falsch wird zurückweisen können. Die Kapitel 6 und 7, 9 und 10, 12 und 13 des ersten, sowie die Kapitel 5 und 6, 8 und 9 des zweiten Abschnittes möchten es besonders sein, welche in dieser Hinsicht zu erwähnen wären.

Schließlich seien mir aber noch einige specielle Bemerkungen über die Zusätze zum ersten Abschnitte und die Anhänge zu beiden gestattet. Jene ent-

standen aus einer Selbstkritik meines Buches. Denn als ich an zwei Stellen Irrthümer gewahr wurde, als ich bei nachträglicher Lectüre einige Unklarheiten im Ausdrucke bemerkte und hie und da eine genauere Darlegung der Gründe für meine Ansichten zu vermissen glaubte — da schrieb ich diese Zusätze, auf welche die Aufmerksamkeit meiner Leser zu lenken, ich sonach mich besonders gemüssigt fühle. Zugleich ward mir durch sie Gelegenheit, anzugeben, ob und in wie weit meine Annahmen von denen differiren, welche die Autoren einiger erst während des Druckes meines Buches erschienenen Werke vertreten. — Was endlich die Anhänge zu beiden Abschnitten anlangt, so enthalten sie, wie auch ihre Titel besagen, Andeutungen zu einer Charakteristik der poetischen Frauenschöpfungen unserer beiden Nationaldichter. Sie stehen aber vielleicht nicht am unrechten Orte gerade in einer Schrift, welche jene weiblichen Wesen, die Göthe und Schiller im Leben nahe traten, ins Bereich ihrer Betrachtung zieht; die Lust, von diesen zu jenen hin-

überzublicken, lag so nahe, und ich rede mir gern ein, daß sie auch von meinen Lesern getheilt wird.

Und somit sei denn meine Arbeit getrosten Muthes dem Schreibpult entnommen und aus der stillen Studirstube in die weite, laute Welt gesendet. Ihr Eintritt in dieselbe findet — ich freue mich dessen wahrhaft — unter günstigen Auspicien statt; denn den Verlag übernahm ein Mann, der selbst darin zu einer Zeit, wo es noch schwerer war, als jetzt, und wo noch viele seitdem zu Tage geförderte Quellen verborgen lagen, mit Ehren schriftstellerisch gewirkt hat. — Mir ists aber nun zu Muthe, als könnte ich mein Werk noch beruhigter der Oeffentlichkeit anheimgeben, nachdem ich Alles, was ich um seinetwillen auf dem Herzen trug, durch die Macht des erlösenden Wortes heruntergenommen und kund gethan habe. Aus solchem Bestreben entstand diese Vorrede, an welche der Verfasser nun noch den Wunsch anschließt: Möchte sich doch mein Buch Freunde erwerben bei Alt und Jung, bei würdigen Männern

und bei gebildeten Frauen. Möchte ihm der Gelehrte ein Plätzchen in der Ecke seines Bücherbrettes gönnen, und möchte es, wenn nun bald die Kerzen der Weihnachtsbäume sich wieder entzünden werden, auf manchem Tische zu finden sein, wo für Gattin oder Tochter Geschenke von lieber Hand ausgebreitet liegen.

Dresden, im November 1857.

Dr. Emil Kneschke.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Göthe und die Frauen.

Seite

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Seite

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Zusätze.

Anhang zum ersten Abschnitte.

Zweiter Abschnitt.

Schiller und die Frauen.

Erster Abschnitt.

Göthe und die Frauen.

„Frauen waren es, in denen sich zuerst der Göthecultus ausbildete, wie auch seine Inspirationen hauptsächlich von Frauen ausgingen. Sein fragmentarisches, aber im Detail zur höchsten Vollendung gediehenes Schaffen entsprach der weiblichen Natur, und die Frauen, die er geschaffen, sind seine edelsten Gestalten. Nehmen wir blos Mignon, Leonore, Ottilie, Iphigenie, Klärchen, Gretchen, die schöne Seele — welche seiner männlichen Gestalten könnte sich mit diesen zauberischen Schöpfungen messen? Nicht ohne Bedeutung ist der Schlußvers im 2. Theile des Faust, der als letztes Resultat seiner Lebensweisheit den Satz giebt: Das Ewig Weibliche zieht uns hinan. Der große Einfluß edler Frauen auf seine Schöpfungen war früher nur den Eingeweihten bekannt; dem Zeitalter der Epigonen blieb es vorbehalten, das große Publikum darüber aufzuklären. In einer Zeit, wo durch den Einfluß der Julirevolution sich der dichterischen Jugend wieder ein übermännlicher, cynisch frecher Geist bemächtigte, wurden die geheimen Archive jenes Seelenverkehrs aufgeschlossen, die Briefe und Tagebücher, die die Pietät sorgfältig bewahrt hatte, und man war erstaunt über die Fülle des Lebens, die das weibliche Gemüth im Verborgenen entwickelt hatte."

(Julian Schmidt, Gesch. d. deutschen Nationallit. im 19. Jahrh.)

Erstes Kapitel.

Die Frau Rath. — Schwester Kornelia.

Indem wir, dem Prioritätsrechte des Alters Folge leistend, von Göthe eher, als von Schiller reden, treten wir, noch bevor wir ihn auf seinen Weg durchs Leben folgen und zusehen, welche weiblichen Wesen ihn da, sei es als Genien der Liebe oder der Freundschaft, begleitet haben, in die Wohnung seiner Eltern in Frankfurt ein und verweilen dort eine Zeitlang. Es gefällt uns ja da so gut, wir fühlen uns so behaglich in dieser geräumigen, mit reichsstädtischer Wohlhabenheit und Behäbigkeit ausgestatteten Häuslichkeit, über welcher der Geist weisen Lebensgenusses und sittigen Ernstes schwebt.

Besonders wohl wird es uns aber in der Nähe einer stattlichen Frau mit raschen Bewegungen und freundlich einnehmenden Gesichtszügen, auf die gleich zuerst unser Blick gefallen war; heller glänzen nicht die Wände und Dielen ihrer Zimmer, als ihre Augen, und blanker, säuberlicher und geordneter sieht es nicht in ihren äußeren Umgebungen aus, als im Schreine ihres Herzens.

Das ist Göthes Mutter, eine gar originelle, ungewöhnliche Frau, eine Auserwählte ihres Ge-

schlechtes, eine Zierde ihrer Nation, auf die wir Deutsche mit Freude blicken und von der sich Kind und Kindeskind Rühmliches und Preisenswerthes erzählen würden, auch wenn sie nicht unserem größten Dichter das Leben geschenkt hätte.

Katharina Elisabeth, geboren den 19. Februar 1731, war die würdige Tochter ihres Vaters Johann Wolfgang Textor, welcher zur Zeit ihrer Geburt Rath in Frankfurt, nachher zum Stadtschultheißen oder Schöffen und zum Bürgermeister ernannt wurde, und welchen folgende, durch glaubhafte Quellen uns überlieferte Anekdote trefflich charakterisirt.*) Kaiser Karl VII. wollte ihn in den Adelstand erheben, er lehnte aber solche Gnadenbezeugung ab, indem er den Einwand machte, daß er vier Töchter habe und diese als adelige Fräulein sich nicht so leicht würden vermählen können, wie als bürgerliche, da er kein reicher Mann sei. Während ein Jeder sich's nun zur Ehre rechnen würde, in seine Familie zu heirathen, möchten sich alsdann Bürgerliche scheuen, um die Hand seiner Töchter anzuhalten, Adelige dagegen würden schwerlich eine Verbindung mit den neugebackenen und unbegüterten Fräuleins suchen.

Textor blieb, der er war, und es fanden sich denn in der That bald stattliche und ehrenwerthe Freier für seine Töchter ein, ja die Eine derselben

*) s. „das Leben in Frankfurt am Main" von Maria Belli. Bd. V., pag. 180.

ward schon in ihrem noch nicht vollendeten 18. Lebensjahre Gattin und im folgenden Jahre Mutter. Das war eben unsere Katharine Elisabeth — der Mann aber, dem sie ihre Hand wohl mehr aus Hochachtung, denn aus Liebe *) gegeben hatte, war der kaiserliche wirkliche Rath Johann Caspar Göthe (Sohn eines wohlhabenden aus Thüringen stammenden Schneidermeisters).

Ihr erstes Kind war unser Wolfgang, und er erbte vom Vater „die Statur und des Lebens ernstes Fühlen," von der Mutter aber die am Rheine eigentlich heimische „Frohnatur," „die Lust zu fabuliren," und außerdem unter noch mancherlei einzel-

*) Man hat aber Ursache zu glauben, daß die Mutter eines Sohnes, in dessen Leben die Liebe eine so hervorragende und tief eingreifende Rolle spielte, derselben wohl auch fähig gewesen sei, und wir lesen die Bestätigung davon in dem „Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde" (Bd. II., pag. 271 ff.). Da erzählt nämlich Bettina, von welcher wir weiter unten noch sprechen werden, unserem Dichter die jungfräulich reine, aber darum doch innige und warme Liebe seiner Mutter zum schönen, unglücklichen Kaiser Karl VII., an welchen sie auch noch im spätesten Alter mit Rührung zurückzudenken sich nicht versagen konnte. Jene Briefe Bettinens, welche die Kunde von dieser kindlich unschuldigen, schwärmerischen Neigung enthalten, gehören mit zu den anmuthigsten der ganzen Sammlung, wie es denn gewiß ein wesentliches Verdienst der genannten Dame bleibt, uns so viel aus dem Leben und vom Charakter dieser durchaus tüchtigen und merkwürdigen Frau erzählt zu haben.

nen Charakterzügen auch jene „zarte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Eindrücken," auf welche Johann Falk zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hat*). Wie aber das Kind gleich von Geburt an von der Mutter mehr zu eigen hatte, als vom Vater, so übte auch auf seine Erziehung, deren sich zwar beide Eltern gewissenhaft und redlich annahmen, die Erstere für alle Zeit einen viel entscheidenderen Einfluß, als der Letztere; ja wir thun nicht zu viel, wenn wir kurz und gut sagen, daß sie recht eigentlich Göthen zu dem Menschen gemacht habe, der er gewesen, aber ohne die Mutter gewiß nicht geworden wäre. Und weil sie ihn so ganz sich zum Ebenbilde geschaffen und erzogen hatte, konnte die Frau Rath**) auch an Allem, was er später selbstständig dachte und that,

*) s. d. Buch: „Göthe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johann Falk pag. 2 ff.

**) So nannte und unterschrieb sich in Briefen Katharina Elisabeth Göthe selbst sehr gern. Einen anderen Namen aber gaben ihr die beiden Brüder Christian und Friedrich Leopold Stollberg, als sie im Jahre 1775 ihren Wolfgang besuchten, und von der Frau Rath trefflich mit Wein bewirthet wurden. „Mutter Aja!" hießen die beiden sie da, indem sie sich jener Stelle aus der Sage von den vier Haimonskindern erinnerten, wo deren Mutter, Frau Aja mit Namen, ihre Söhne als unbekannte Pilger mit Speise und Trank erlabt. (Nach Simrocks Ausgabe der deutschen Volksbücher, II. pag. 66 f.)

ihre Freude haben, und da sie, wie Wenige, verstand, sich in jede Lage des Lebens zu versetzen und alle Umstände zu berücksichtigen, war sie im Stande stets das Beste zu rathen und alle falschen Urtheile, die ihr über ihn jemals zu Gehör kamen, auf den rechten Weg zu leiten — ein Vorzug der Frau Rath, von dem wir weiter unten noch mehrere Beispiele anführen werden.

Es war aber kein Wunder, daß Wolfgang schon von früher Kindheit an sich aufs Engste an die Mutter anschloß, denn das heitere, weiche und leutselige Naturell derselben sagte dem Knaben viel mehr zu, als der „finstere Ehrenmann", den er Vater nannte — und daß er, eben gemäß jenem mütterlichen Erbe, ihr auch als Jüngling und Mann noch ebenso zugethan blieb, wie vorher. So floß er denn in seiner Autobiographie nicht minder, wie in Briefen an verschiedene Freunde und Freundinnen, von Liebe und Verehrung für sie über. Er meinte,*) sie sei „nach Außen stets thätig und innerlich niemals unbeschäftigt", ihre Art sei „eine tüchtige und gerade" gewesen, und sie habe „Kopf und Herz zur That, wie zum Gefühl"**) gehabt. Gleichfalls bei Bettina***) lesen wir auch: „Wie ich bei ihm war, da war ich so dumm und fragte, ob er sie lieb habe; da nahm er mich in seine Arme

*) s. G's W.

**) s. „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde", Bd. II. pag. 219.

***) s. ebenda Bd. I. pag. 51 f.

und drückte mich ans Herz und sagte: berühr eine Seite und sie klingt, auch wenn sie in langer Zeit keinen Ton gegeben hätte. Da waren wir still und sprachen nichts mehr hiervon, aber jetzt hab' ich 7 Briefe von ihm, und in allen mahnt er mich an Sie; in Einem sagt er: „Du bist immer bei der Mutter, das freut mich, es ist, als ob der Zugwind von daher geblasen habe, und jetzt fühle ich mich gesichert und warm."

Die zärtliche Liebe, die Mutter und Sohn für einander hegten, war gewiß eine der schönsten Erscheinungen in der moralischen Welt, und nicht minder herrlich, als bei ihm, äußerte sie sich bei ihr. Denn man höre nur, was sie einmal dem „Kinde" schreibt*): „Liebe, liebe Tochter! Mein Sohn soll Dein Freund sein, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt, und Du sollst mich Mutter heißen in Zukunft für alle Täg — es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt." Und bald nachher gesteht die Frau Rath auch, „sie meine immer, das wär' kein rechter Tag, an dem sie nichts von Wolfgang gesprochen habe."**) Durch Riemer***) haben wir erfahren, daß Göthe noch in seinem letzten Lebensjahre eine Verherrlichung seiner Mut-

*) s. „Göthe's Briefwechsel mit dem Kinde" Bd. I. pag. 3.
**) s. ebendas. pag. 48.
***) s. Mittheilungen über Göthe aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Fr. W. Riemer, Bd. II. pag. 726.

ter im Sinne gehabt habe, eine Aristeia derselben, wie er sich mit Beziehung auf die Ueberschriften einzelner Rhapsodien der „Ilias“ ausdrückte.“ Der Tod hinderte die Ausführung dieses Vorhabens — aber vorher schon war die Frau Rath doch nicht ohne Einfluß auf seine Poesie geblieben. Denn zwei kernige echt deutsche Frauengestalten, die Elisabeth, Götzens tüchtige Hausfrau, sowie auch die brave Mutter Feldern in „Herrmann und Dorothea“, verdanken ihr eigentlich die Existenz, wie sie denn ihrer Aehnlichkeit mit Ersterer sich selber gern zu rühmen pflegte.

Auch seiner viel früher als er gestorbenen Schwester Kornelia*) wollte Göthe ein poetisches Denkmal setzen, denn indem er dies geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte er genugsamen Anlaß, sich ihren Werth zu vergegenwärtigen und so entstand bei ihm der Begriff eines dichterischen Ganzen, in dem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken, als die der Richardsonschen Romane; nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und indem sie aus wunderbarer Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung die-

*) s. G's. W.

ser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen, denn die Quelle kann nur gedacht werden, indem sie fließet. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog ihn, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und es blieb ihm nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes, nur wie durch Hülfe eines magischen Spiegels auf einige Augenblicke hervorzurufen.

Man ersieht aus diesen in „Wahrheit und Dichtung" enthaltenen Worten, daß Göthes Liebe für seine Schwester der für die Mutter an Innigkeit und Gluth nicht nachstand, wiewohl wir uns diese viel eher erklären können, als jene. Denn hier liebte der Sohn eine Mutter, der er bis in die Fasern des Herzens hinein ähnelte, dort aber der Bruder eine Schwester, die ein seltsames Gemisch widerstrebender Eigenschaften, weder so viele Vorzüge und gute Seiten des Gemüthes besaß, wie er, noch ihm auch geistig ebenbürtig war. In der Kinderzeit hatten die beiden von 6 Geschwistern allein Uebriggebliebenen, freilich da sie nur ein Jahr aus einander waren, in Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung Alles mit einander gemein, und es blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten kleiden, alle Betrachtungen darüber, die sie eher

verdüsterten als aufklärten, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entsprangen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um so weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinanderhielt."

Wird es daraus also auch erklärlich, warum Wolfgang im jugendlichen Alter so treu und fest an Kornelien hing, so bleibt doch der Einfluß, den sie später noch, bei einer entscheidenden und wichtichen Lebensfrage in so hohem Grade auf ihn ausübte, daß er, von ihm bezwungen, seinem Herzen und der besser rathenden Stimme seines Gewissens gleichzeitig Gewalt anthun konnte, jedenfalls ein wunderbarer, räthselhafter. Wir werden von diesem übeln Einfluß, sowie von dem viel heilsameren auf seine Dichtung weiter unten noch zu sprechen haben, und wollen hier zunächst nur die nöthigscheinenden biographischen Notizen mittheilen. Kornelie Friederike Christiane Göthe war am 7. Dezember 1750 geboren und äußerlich ihrem Bruder so ähnlich, daß man sie für Zwillinge zu halten geneigt war. So wenigstens berichtet unser Dichter selber, und in der That ähnelt das von ihm auf den Rand eines Korrecturbogens von „Götz" flüchtig hingeworfene Bildniß Korneliens aus dem Jahre

1773, welches nun im Abdrucke durch die „Briefe Göthes an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn“ verbreitet ist, jenem 1779 von May gemalten Bilde Göthes, das durch die „Briefe an Joh. Heinr. Merck“ (Bd. I., pag. 169) bekannt worden, ganz außerordentlich, nur daß die Züge und Formen, die den Bruder zu einem schönen Manne machten, bei der Schwester, eben weil sie unweiblich waren, unschön erschienen.

Auch täuschte sich unser Dichter nicht über das Aeußere Korneliens, sondern hat es uns also beschrieben: „Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas natürlich Würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichtes, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt. Dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen. Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie wirklich manchmal häßlich aussehen konnte, war die

Mode jener Zeit, die nicht allein die Stirn entblößten, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, rein gewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der jeden Fremden für den ersten Anblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden."

Darin wäre denn also eine Erklärung dafür gegeben, woher schon in jungen Jahren bei ihr jene Hypochondrie entstand, welche sie nie und nimmer zu rechtem Lebensgenuß hat kommen lassen und die, nachdem eine noch halb kindische Leidenschaft für einen jungen Engländer, der damals in Frankfurt lebte, nicht erwiedert oder wenigstens ohne Erfüllung geblieben war, sie vermochte die Hoffnung, je wieder Liebe zu erwecken oder in den Besitz eines geliebten Mannes zu kommen, gänzlich aufzugeben. So reichte sie denn dem Studiengenossen ihres Bruders, dem braven, aber von ihr durchaus nicht im Herzen begehrten Georg Schlosser, welcher unterdeß badischer Beamter in Emmendingen geworden war, am 1. November 1773 die Hand vor'm Altare. Daß diese Ehe keine ganz glückliche werden würde,

wäre, da von Seiten der Gattin die rechte Liebe fehlte, sowie bei der krankhaften Disposition derselben, vorauszusehen gewesen. Kornelie fühlte sich denn auch wirklich als Frau wo möglich noch unbehaglicher, denn als Mädchen, bis ein früher, von ihr jedoch ersehnter, Tod sie ihrem irdischen Leiden entrückte. Sie starb im Wochenbette ihrer zweiten Tochter am 8. Juni 1777.

Göthe bekam die Nachricht eine Woche darauf, und man kann denken, daß ihm dieselbe gleich einem Schlag aus heiterem Himmel traf. Sie betäubte ihn fast, und machte ihn unfähig, irgend etwas Anderes zu denken oder zu empfinden, als den herbsten Schmerz. In seinem Tagebuche steht unter dem Datum des 16. Juni: „Brief des Todes von meiner Schwester; dunkler zerrissener Tag." Und zwischen den leergebliebenen Blättern des 17. —19. Juni nur „Leiden und Träume." *) An Frau v. Stein aber schrieb er: „Um Neune kriegt' ich Briefe, daß meine Schwester todt sei. — Ich kann nun weiter nichts sagen." **)

---

*) s. „Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Fr. W. Riemer," Bd. II., pag. 43.

**) s. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, B. M. herausgegeben von A. Schöll," Bd. I. pag. 104.

Zweites Kapitel.

Göthe's Knabenjahre in Frankfurt: Des Derones Schwester.

1759.

Unter der strengen Zucht des Vaters und in der nachsichtigen Pflege der Mutter gedieh der junge Wolfgang körperlich und geistig auf gleich herrliche Weise, und entwickelten sich alle seine Anlagen und Fähigkeiten schneller, als dies sonst bei Knaben zu geschehen pflegt. Während die gleichalterigen Genossen noch mitten in den Flegeljahren stacken, hatte Göthe bereits die Kinderschuhe ausgezogen. Er ward früh reif, aber doch deshalb nicht frühreif, nicht ein junger Naseweis, wie ihn uns Karl Gutzkow in seinem Lustspiel „der Königslieutenant" darstellt, der sich gegen Jedermann, ja sogar gegen seine würdigen Eltern, höchst frech und anmaßend benimmt und ebenso spricht, der auch in puncto puncti „sich im zwölften Jahre klüger dünkt, als sein Vater war, da er die Mutter nahm.*) Das

*) s. d. Gedicht „Kinderverstand" im „Leipziger Liederbuch" (von dem weiter unten). Der Beginn dieses Liedchens trifft eher auf Göthen zu. Er lautet:

„In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;

ist nicht unser Göthe, wie er damals leibte und lebte, sondern nur ein Mensch gewöhnlichen Schlages aus der dramatisch-schöpferischen Macht Gutzkow's hervorgegangen. Doch es ist hier nicht der Ort zu einer Kritik des genannten Lustspieles und es kam uns dasselbe hier auch nur in die Gedanken, weil den Mittelpunkt seiner Handlung eine von Gutzkow freilich gleichfalls willkürlich entstellte Episode aus Göthes Leben bildet, von welcher wir jetzt reden müßen.

Es war in Mitten des siebenjährigen Krieges. Eine französische Besatzung machte gerade dem unabhängigen Sinn der Frankfurter Patrizier viel zu schaffen, und Göthes Vater selber war des Grafen Thorane, ihres Commandeurs, Gastfreund wider Willen. Hauptsächlich wohl zur Belustigung der fremden Offiziere hielt sich nun damals auch eine französische Schauspielergesellschaft in der deutschen Reichsstadt auf, und deren Vorstellungen besuchte der junge Wolfgang allabendlich, seitdem ihm sein Großvater das diesem als Schultheiß amtlich zustehende Freibillet zu eigenem Gebrauche übergeben hatte, und er gleichzeitig mit einem Knaben seines Alters, dessen Eltern auch jenem überrheinischen

---

Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen —
Sie brauchen's nicht zu wissen.

Künstlervölkchen angehörten, Kameradschaft geschlossen hatte. Derones, wie ihn Göthe in „Wahrheit und Dichtung" nennt,*) machte ihn mit seiner Schwester**) bekannt, „die ein paar Jahre älter, als er, und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von regelmäßiger Bildung, brauner Farbe schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges." „Ich suchte ihr — so heißt es dann in der Autobiographie weiter — auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. — Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art aufnahm und aufs höchlichste dankte; allein ich sah den traurigen Blick sich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hin-

*) s. G's. W. XXIV, 145.

**) s. ebendas. XXIV, 145—146.

ter dem Bette seiner Mutter ein Pastellbild, das Porträt eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene: das sei eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa; und indem er diesen rühmte und nach seiner Art umständlich und prahlerisch Manches erzählte, so glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden übrigen Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber." — Dies sind Göthes eigene Worte, die wir nun also commentiren wollen. Man darf wohl die Empfindung, welche die junge Französin in ihm erregte, nicht eigentlich schon Liebe nennen Zwar war er nicht mehr in dem Alter, wo man sich über jenen Zug der beiden Geschlechter zu einander hin, welcher schon von klein auf in uns liegt, noch keine Rechenschaft giebt. Er mag bereits, und zwar ebensosehr, als durch seine Besuche in der Schauspielergarderobe, eben auch durch das fremde Mädchen selbst, den Gegensatz zwischen Mann und Weib innegeworden sein; aber das war doch immer nur noch das willenlose Empfinden einer Naturmacht, und zu dem Gefühle, was wir eigentlich Liebe nennen, und wie es nicht die Knabenzeit, sondern erst das Jünglingsalter in uns zur Reife bringt, gehört mehr. Es gehört dazu vor Allem noch active Leidenschaft und Begierde. Das zehnjährige Kind aber ist derselben noch nicht fähig.

Göthes Wunsch, die Gunst des französischen

Mädchens zu erwerben, hatte seinen Ursprung nicht in der Sinnlichkeit; sondern, wie die Kinder Alles, was sie sehen, gern selbst sein und nachahmen wollen, so wollte auch er, da er auf der Bühne die Ritter und Schäfer von den Reizen ihrer Schönen begeistert erblickte, gleichfalls eine Daphnis oder Chloë besitzen, und er glaubte nicht weit danach suchen zu dürfen.

Aber das durch herbe Erfahrungen frühzeitig schwermüthig gewordene Mädchen dachte nicht daran, für ihn Liebe zu hegen, und da er keine Gefährtin fand, so ward Göthe endlich des Spieles überdrüssig. Schon in der letzten Zeit des Aufenthaltes der fremden Schauspieler in Frankfurt scheint er gleichgültiger gegen seine Schöne geworden zu sein, und ihre endliche Abreise vermochte nicht, ihn irgendwie zu rühren. —

Noch Eines wollen wir bemerken. Göthe erzählt uns, daß er um die Zeit seiner Bekanntschaft mit Derones und veranlaßt durch Reminiscenzen an die im Theater gesehenen mythologischen Schäferspiele gleichfalls ein solches in französischer Sprache abgefaßt habe,*) und es ist, wie auch Lehmann vermuthet,**) wohl möglich, daß er bei einer der Königstöchter, die darin erschienen, die Schwester des Freundes im Auge gehabt hat, aber direct besungen hat er sie nicht. Diese Aus-

*) s. G's W. XXIV, 168.

**) s. d. Buch „Göthes Liebe und Liebesgedichte," pag. 15.

zeichnung ward auch seinem Gretchen*) noch nicht zu Theil, sondern erst dem Leipziger Käthchen**); die wunderlieblichen Verse „an Belinden" aber, welche in Gutzkows „Königslieutenant" als die von Wolfgang auf Wunsch des Grafen Thorane verfaßte deutsche Uebersetzung eines für die Französin in deren Muttersprache geschriebenen Liedchens eingeflochten sind, waren von Göthe an Friederike Brion gerichtet.†)

---

*) Von ihr s. im nächsten Kapitel.

**) Ueber sie s. weiter unten

†) Desgl. über Friederike und das Sesenheimer Liederbuch. Der Fall, daß Göthe für seine Geliebten poetische Namen erfand, kommt noch mehrfach vor. Wir werden weiter unten sehen, daß auch Lilli einmal Belinde genannt wird, daß ein Gedicht an Lotte in Wetzlar die Aufschrift „an Lila" führt, und daß Frau v. Stein als „Lida" besungen ist. — Das Gedicht „an Belinden" aber s. auch in G's. W. (I, 74) unter der Aufschrift „Mit einem gemalten Bande."

Drittes Kapitel.

Göthe's erstes Jünglingsalter: Gretchen von Offenbach. Charitas Meixner von Worms.

1764—1765.

Göthe war fünfzehn Jahre geworden und in jenes Alter getreten, wo uns ebensoviel noch zum jungen Manne fehlt, als wir vom Knaben schon nicht mehr haben; wo unsere Sinnlichkeit schon entwickelter erscheint, als unser Geist; wo wir dem weiblichen Geschlecht zwar noch nicht begehrenswerth erscheinen, aber dieses es uns um so mehr ist; wo plötzlich Gedanken und Wünsche in uns erwachen, die bisher noch geschlafen hatten; wo aber das Alles noch unerfüllte Sehnsucht bleibt, ein Traum, der uns — wer kann die Wunder des Herzens erklären? — dennoch höher beglückt, als die spätere genußvolle Wirklichkeit.

In dieser Zeit der allgemeinen Liebesbedürftigkeit fand Göthe sein Gretchen, eine hübsche tugendhafte Grisette, deren Vatersnamen man nicht mehr zu ermitteln vermocht hat.*) Die Stätte ihrer Geburt aber mag Offenbach gewesen sein, wie man wenigstens

*) s. G's. W. XXIV, pag. 266—72, 275—79, 281—87, 295—98, 311—13, 328—42. — XXV, pag. 5—10, 15, 19.

aus den folgenden Worten der Frau Rath entnehmen kann: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen; da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die Erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte."*) Man wird jedoch aus dieser Briefstelle nicht herauslesen dürfen, daß Gretchen zu der Zeit, als Göthe sie liebte, in Offenbach sich aufgehalten habe. Die Frau Rath irrt sich sicherlich in der Behauptung, daß der Besuch ihres Sohnes in Offenbach, von dem sie spricht, seinem Gretchen gegolten habe. Göthe selber erzählt uns ja, daß er dieselbe in Frankfurt kennen gelernt und auch nur da gesehen habe. Sie hielt sich dort bei Verwandten auf, welche, wie es heißt,**) die Wirthsleute des sogenannten „Puppenschenkelchen," in der Weißadlergasse gewesen sein sollen. Göthes Mutter verwechselte also wohl Eines mit dem Anderen und mischte zwei verschiedene Zeiten und Verhältnisse untereinander. Jener Besuch Göthes in Offenbach und der Spaß mit den Steinchen, die aus der Westentasche fielen, mag erst in die folgenden Jahre, vielleicht gar erst in die Zeit der Bekanntschaft mit Lilli gehören, welche letztere Frau Rath auch einmal die „erste Herzallerliebste ihres Sohnes" nennt;

---

*) s. „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. II., pag. 259.

**) s. „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit, von Heinr. Düntzer," pag. 446. Die a. O. aufgestellte Behauptung von zwei verschiedenen Gretchen ist ganz unbegründet.

dagegen steht dem nichts im Wege, daß wir glauben, Gretchen sei in Offenbach geboren worden, nur müssen wir eben, wie schon oben bemerkt, uns damit genügen lassen und nicht auch noch ihren Aufenthalt daselbst im Jahre 1764 statuiren. Hören wir nun jedoch, wie unser Dichter selber sein erstes Liebchen beschrieben hat: „Es war ein Mädchen von ungemeiner, und, wenn man sie in ihren Umgebungen sah, von unglaublicher Schönheit. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher, das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde.“ Wenn diese Schilderung die Wahrheit so sehr traf, wie sie reizend ist, so darf man sich freilich nicht wundern, daß der junge Göthe das schöne Mädchen in sein Herz schloß und bei ihr seine Patrizische Herkunft gern vergaß. Wo fragte überhaupt der Jüngling, der zum ersten Måle liebt, nach Rang und Stand?

Noch viel mehr Reiz aber, als das Aeußere, muß ihr Wesen gehabt haben. Denn man mag sich hüten, in ihr vielleicht eine jener bereitwilligen Biernymphen vermuthen zu wollen, wie sie die moderne Zeit aus den verschwiegenen Kellern großer Städte her kennt. Im Gegentheil, sie war ein gar ehrbares Bürgerskind und duldete in ihrer jungfräulichen Herb-

heit keine Vertraulichkeit. Göthen kam sie von all den jungen Leuten, die bei ihren Verwandten aus- und eingingen, am nächsten, aber auch nur so nahe, als sie brauchte, den Arm auf seine Schulter zu legen, damit sie, wenn er ihr etwas vorlas, mit ins Buch sehen könnte. Außerdem küßte sie ihn nur ein einziges Mal auf die Stirn, wie die Schwestern ihrem Bruder thun, gleich als wollten sie die Lippen für innigere Berührung rein halten. Wie aber Göthe sie einst umarmen wollte, da sagte sie abwehrend: „Nicht küssen, das ist so was Gemeines, aber lieben, wenns möglich ist.“ Und es ward ihr möglich, ihn, frei von Leidenschaft, so zu lieben, wie eine Schwester, die den jüngeren Bruder von leichtsinnigen Streichen abhalten will und daneben ihn gern hat und achtet als gebildeten und gelehrigen jungen Menschen, von dem zu lernen sie selber sich nicht schämt.

Die Bekanntschaft beider nahm ein rasches Ende; denn die Gefährten, die Göthe mit Gretchen zusammengeführt hatten (Leute „nicht eigentlich gemeinen, aber doch gewöhnlichen Schlages“) wurden in eine Untersuchung verwickelt, und auch er war nahe daran, confrontirt zu werden. Das Mädchen aber erwies sich vor Gericht als unschuldig und aller Ehren werth, und man konnte ihr den Wunsch, die Stadt zu verlassen, d. h. also wahrscheinlich nach Offenbach zurückkehren zu dürfen, nicht versagen.

Als Göthen die Trennung von der Geliebten bekannt wurde, da glaubte er sie nicht ertragen zu

können und schier verzweifeln zu müssen; er weinte und tobte, warf sich — ein zweiter Romeo — in wildem Schmerz zur Erde, kurz — benahm sich so ungeberdig, daß er eben dadurch deutlich zeigte, wie er wohl noch verdiene, ein Kind genannt zu werden. So hatte ihn nämlich Gretchen in einem Verhöre geheißen *), und diese Aeußerung übte, da sie ihm gemeldet wurde, eine heilsame Reaction aus. Es fühlte sich nämlich darüber Göthe in dem eben erwachenden Gefühle seiner Männlichkeit so sehr gekränkt, daß er, der vorher ihre Entfernung so schmerzlich empfunden hatte, daß er während der prunkvollen Tage der letzten Kaiserkrönung einsam auf seiner Stube saß und nichts von der Außenwelt wissen wollte — nun es nicht mehr für der Mühe werth hielt, über seinen Verlust zu weinen; ja sein empörter Stolz suchte ihm sogar einzureden, daß er Gretchen gar nicht mehr lieb habe. Aber sein Herz entschied anders.

Draußen in der freien Natur, in deren Anschauung er sich auf häufigen Wanderungen nun gern versenken mochte, in der grünen Waldeinsamkeit fand er nach und nach wohl Linderung seiner Qualen, aber

*) Lehmann in seinem Buche „Göthes Liebe und Liebesgedichte" (p. 26) meint, Gretchen habe, eben weil es vor Gericht gewesen sei, anders gesprochen, als gedacht; aber sowie sie uns in „Wahrheit und Dichtung" geschildert wird, ist dies nicht von ihr zu glauben. Ihre Worte stimmen ja auch ganz mit ihrem von Göthe geschilderten Benehmen gegen ihn überein.

nicht Vergessenheit. „Jene Gestalt, an der sich bei ihm der Begriff des Schönen hervorthat, war in die Ferne geschwunden; sie besuchte ihn noch oft unter dem Schatten seiner Eichen, doch er konnte sie nicht festhalten, und fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Weite zu suchen."

Bis dieser Trieb ihm endlich gestillt wurde, vergingen noch zwei lange Jahre; denn die Wunde, die Göthen der Verlust Gretchens geschlagen hatte, heilte auch in jener munteren Gesellschaft nicht, an welcher er und seine Schwester im nächsten Sommer Theil zu nehmen durch ihre heimischen Verbindungen veranlaßt wurden. Und hier wäre es wahrlich kein Wunder gewesen, wenn Eines der übrigen weiblichen Mitglieder in ihm zärtliche Empfindungen geweckt hätte. Man spielte nämlich in Mitten dieses lustigen Vereines ein bedenkliches Spiel, welches darin bestand, daß durch das Loos aller 8 Tage wechselnde Liebespärchen bestimmt wurden — aber auch in der verfänglichen Nähe, in die er bei solcher Gelegenheit mit mehreren jungen Damen gebracht worden sein muß, tröstete er sich noch nicht und fand oder suchte er wohl gar keinen Ersatz für Gretchen. Wenigstens steht in „Wahrheit und Dichtung" nicht ein Wort davon zu lesen und doch sind gerade die Mittheilungen, die darin von den einzelnen Liebesverhältnissen gemacht werden, mit der zuverlässigste und gewissenhafteste Theil des ganzen Werkes.

Daß dies der Fall ist, läßt uns nun auch einen Rückschluß machen auf den Charakter der in diese Zeit fallenden, aber in Göthes Autobiographie gar nicht erwähnten Bekanntschaft mit Charitas Meixner, von der hier zu sprechen um so eher der Ort sein wird, als die Vermuthung nahe liegt, auch sie habe an jener fröhlichen Gesellschaft Theil genommen, ja sei vielleicht im Loosen mit unserem Wolfgang zusammengetroffen. Wenigstens hielt sich dieselbe, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Worms, damals eine Zeitlang in Frankfurt auf bei der ihr verwandten Familie des Legationsrathes Moritz *) und befreundete sich da mit Cornelie Göthe. Doch dem sei, wie es wolle — genug, das ist wohl als sicher anzunehmen — und zwar eben aus dem Schweigen unseres Dichters über sie, daß sie sein Herz nicht gerührt hat. **) Er mag sie

*) Derselbe war, nachdem der Graf Thorane sein Quartier in der 1. Etage des Götheschen Hauses geräumt hatte, dahingezogen, und es hatte sich ein lebhafter Verkehr zwischen beiden Familien gebildet.

**) Dem scheint freilich eine Stelle in „Göthes Leben von Viehoff" (I, 289) zu widersprechen — sie lautet: „Zwei Briefe Göthes an seinen Freund Trapp zu Worms vom Jahre 1766, die gegenwärtig im Besitz des Hrn. Fr. Meyer daselbst, eines Enkels der Charitas, sich befinden, documentiren die Zärtlichkeit der Empfindung, die Göthe für Charitas hegte" — indessen, bis wir nicht selbst in diese Briefe haben Einsicht nehmen dürfen, wollen wir doch bei unsrer ausgesprochenen Meinung stehen bleiben.

mit jener auszeichnenden Höflichkeit und gefälliger Galanterie behandelt zu haben, mit welcher heranwachsende Jünglinge die Gefährtinnen der etwa gleichalterigen Schwester immer zu behandeln pflegen, besonders wenn diese so schön sind, wie von Charitas gerühmt wird.

Von der Universität Leipzig zurückgekehrt, also nach Verlauf von vier Jahren sah er dieselbe in Worms mehrmals wieder, wie weiter unten noch etwas ausführlicher erwähnt werden wird. Nicht das Gleiche aber geschah mit Gretchen, welche damals schon nicht mehr in Offenbach gewesen sein mag, sondern sich, wie wenigstens das Gerücht geht, in die Fremde verheirathet hatte.

Doch wie Göthe Zeit Lebens seine erste Liebe nicht vergaß, so konnte er sich viele Jahre nachher noch nicht enthalten, der poesievollen Mädchengestalt im Faust ihren Namen zu geben und auf die Weise das Andenken an sie aufs Schönste zu verewigen. Und in der That, das wirkliche Gretchen mag Manches mit jener Fantasieschöpfung gemein gehabt haben. Hielt doch sie gleichfalls streng auf Zucht und Sitte, aber sie hätte wohl auch hingebend lieben können, wenn ein Faust ihr begegnet wäre.

Viertes Kapitel.

Göthe's Studentenjahre in Leipzig: Die Hofräthin Böhme. Annette Katharina Schönkopf. Friederike Oeser.

1765—1768.

Im Herbste 1765 — es herrschte damals die eben jetzt wieder aufkommende Sitte, möglichst frühzeitig die Universität zu beziehen — ging der sechszehnjährige Göthe als Student nach Leipzig. Empfehlungsbriefe, die ihm von Frankfurt aus mitgegeben worden waren, führten ihn in das Haus des Hofraths Böhme, wo er so freundlich aufgenommen wurde, daß er nicht anstand, in jugendlich vertrauensvoller Offenheit seinen Entschluß, das Studium der Jurisprudenz mit dem der Antike zu vertauschen, diesem würdigen Ehepaar mitzutheilen. Allein die verständigen Vorstellungen des Mannes, noch mehr aber die wohlwollenden und eindringlichen Zureden seiner Gattin waren stark genug, um denselben wieder wankend zu machen. Das war aber nicht der einzige Einfluß, den die wackere Frau Hofräthin auf den jungen Musensohn ausübte, sondern sie war es auch, die seinen späteren Spruch von dem Leipzig, „das seine Leute bildet", an ihm bewahrheitete.*) Denn sie bekümmerte sich

*) s. G's. W. XXV, 62 ff.

in fast mütterlicher Weise um seine Kleidung und überhaupt um sein Aeußeres, lehrte ihn, damit er in geselligem Kreise ja kurzweilig erschiene, Kartenspiele und dergl., suchte ihm einige Mistöne des breiten Frankfurter Dialects abzugewöhnen, kurz — sie entfernte oder wollte wenigstens aus seiner Erscheinung und seinem Benehmen Alles entfernen, was etwa an dem naiven süddeutsch ungezwungenen Bürgerkinde der feinen Leipziger Societät Anstoß gegeben haben würde. Sie legte mit einem Worte in Göthe den Grund zu jener später von ihm erlangten, vollkommenen Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen, jener vertrauten Kenntniß aller Finessen der Convenienz, welche ihn nachmals fähig machte, auch in den exclusivsten Kreisen sich heimisch zu fühlen, und mit fürstlichen Personen auf intime Weise zusammen zu leben.

Den ungebundenen Sinn des Studenten aber behagten die steifen Zirkel der Leipziger Honoratioren, deren Jedem „der Zopf hinten hing", keineswegs, und er seufzte, von Heimweh gequält, „nach seinen Freunden und seinem Mädchen,"*) d. h. seinem Gretchen, deren Bild, so viele neue ihn auch umschwebten, doch noch immer in einem Winkelchen seines Herzens stehen geblieben war. —

*) So schrieb er an seinen Jugendgenossen Riese, der damals in Marburg studirte.

Als er aber das schüchterne Fuchssemester im Rücken hatte, da that sich für ihn ein anderer Kreis auf, als der feierlich abgemessene, ceremoniöse der Allongeperücken und Steifröcke, der lustige, übermüthige Kreis seiner Commilitonen. Hier sah Göthe, „wie leicht sichs leben läßt; dem Volke wurde jeder Tag ein Fest.“ Es ging hier nicht übertrieben moralisch zu, denn das heiße Blut gesunder Jünglinge wollte sich austoben und konnte das rechte Maß nicht finden. Auch unser Wolfgang stieß sich hier die Hörner ab. Doch davon später; vorerst bewirkte aber der neue Umgang, daß er — besonders da auch mittlerweile die schon lange kränkelnde Frau Hofräthin Böhme gestorben, und somit das eigentliche Bindeglied zwischen ihm und der Noblesse Leipzigs weggefallen war — fortan die Säle der Geld- und Gelehrtenaristokratie gänzlich vermied.

Ein Theil der fröhlichen Genossenschaft nun, zu dem außer Göthe z. B. auch sein nachheriger Schwager Georg Schlosser gehörte, speiste des Mittags in einem auf dem „Brühl“ gelegenen Gasthause,*) und in der Tochter des Wirthes fand unser Wolfgang das seinem Gretchen Aehnliche, welches in der Weite zu suchen ihn einst ein gewaltiger Trieb erfaßt hatte. Annette Katharina Schönkopf**) schien ihm „hübsch,

*) In dem Hause, welches jetzt die Aufschrift „Zum Heilbrunnen“ führt.

**) s. G's. W. XXV, 87, 109—112. Hier (d. h. in „Wahrheit und Dichtung“) nennt sie Göthe stets Aennchen, in

munter und liebevoll und so angenehm, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als kleine Heilige aufgestellt zu werden." Ihr aber gefiel der zierliche Studiosus nicht minder gut, als sie ihm, und so war sie denn die Erste, welcher unser Göthe im eigentlichen Sinn ebenbürtig erschien. Was Wunder auch, da wir ja Alle wissen, was für Veränderungen im Aeußeren nicht minder als im Geiste der Jüngling im 17. oder 18. Lebensjahr durchmacht, und wie der Knabe, wenn — um mit dem Volke zu reden — der Knoten gerissen ist, fast über Nacht zum jungen Manne heranwächst. Nicht anders geschah es mit Göthe, und wir dürfen wohl glauben, daß ihn nun auch Gretchen noch mit ganz anderen Augen würde angesehen haben.

Käthchen war also sonderbar genug in gleicher Weise, wie die Offenbacherin, Tochter eines Wirthes; aber dieses in etwas zweideutigen, wenigstens in niedrigen Umgebungen erscheinende Mädchen stand, wenn sie ihr auch in sittlicher Festigkeit zum mindesten glich, doch hinsichtlich ihrer lückenhaften Kenntnisse und besonders auch hinsichtlich der angesehenen Häuslichkeit, welcher jene angehörte, ein Beträchtliches un-

---

Briefen und Gedichten aus seiner Studentenzeit selber aber immer Käthchen, welch letzteren Namen denn auch wir gebrauchen wollen. — Geboren war Käthchen am 22. August 1746, also 3 Jahre eher als Göthe. — Ihr Bild ist den „Briefen Göthes an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn" vorangestellt.

ter ihr. Der alte Schönkopf war damals ein in Leipzig vortheilhaft bekannter Mann, und die Mutter stammte sogar aus einer Frankfurter Patrizierfamilie, wie der junge Landsmann und Liebhaber der Tochter selber. Die vielen Bekannten und Hausfreunde der Familie, die sich sehr häufig um sie versammelten, gehörten ingleichen den höheren Ständen an.

Man war immer guten Humors in diesem Kreise, in welchem wir z. B. auch Minna Stock, die nachmalige Mutter Theodor Körners erblicken, und der nun Göthen ebenso, wie er ihm, unentbehrlich schien; man musicirte, man sang zusammen, man spielte Theater und wagte sich sogar an „Minna von Barnhelm,“ welche Rolle eben unserem Käthchen anvertraut wurde, wobei man sich freilich denken kann, daß sie besser für die Franziska *) gepaßt haben würde.

*) Das Kammermädchen spielte eine Dlle. Obermann, die in Schönkopfs Nachbarschaft wohnte. Sie ist das „Ännchen,“ die Göthe in seinen Briefen an Käthchen (s. weiter unten) erwähnt. Ob auch das Gedicht „Abschied“ („Laß mein Aug den Abschied sagen, den mein Mund nicht nehmen kann“ — (s. G's. W. I, 43), auf sie Bezug hat, steht dahin, obgleich es in's „Leipziger Liederbuch“ (s. weiter unten) mit eingereiht ist. Lehmann („Göthes Liebe und Liebesgedichte,“ p. 45) behauptet es, aber vielleicht ist der Name Ännchen hier ebenso zufällig und ohne persönlichen Bezug gewählt, wie im „Goldschmiedgesell.“ („Es ist doch meine Nachbarin ein allerliebstes Mädchen“ (s. G's. W. I, 35) der Name Käthchen.

Wo möglich noch fröhlicher und lustiger aber, als Göthes und seines Liebchens Umgang mit den Hausfreunden der Familie, war ihr beiderseitiger Verkehr unter vier Augen im vertraulichen Tête-à-Tête. Aus den Reminiscenzen an diese süßen Schäferstunden entstanden die lyrischen Ergüsse, welche im „Leipziger Liederbuch“ *) mit enthalten sind. Man erkennt daraus, daß es zwar eine Grenze gab, über die der harmlose Sinn Käthchens nicht hinausging, daß aber doch ihre Liebe keine spröde gewesen sei. Denn wie hätte ein Jüngling, dem seine Schöne

*) S. „Göthes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben v. Jahn,“ p. 176 ff. Dazu Jahns Bemerkung: „Die Lieder, von welchen in Göthes Briefen an Käthchen und an die Oeser — von ihr s. weiter unten (Anm. d. Verf.) — so oft die Rede, und von denen Göthe auch in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, daß sie ohne seinen Namen gedruckt, aber wenig bekannt worden seien, daß er später die besseren seinen übrigen kleinen Poesien eingeschaltet habe, erschienen unter dem Titel: „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf, Leipzig 1770.“ Ein Theil derselben ist auch im „Almanach der deutschen Musen“ für 1773 und 1776, so wie in der Leipziger Zeitschrift „die Muse“ von 1776 mitgetheilt worden, und zwar aus einem Manuscript, welches sich im Nachlaß der Oeser vorfand mit dem Titel „Lieder mit Melodien, Mdlle. Friederiken Oeser gewidmet von Göthe.“ S. ferner L. Link im 6. Band der neuen Jahrbücher der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde (auch in einem Separatabdruck „Göthes ältestes Liederbuch“), sowie Viehoffs „Erläuterung der Götheschen Gedichte“ I. p. 45 ff.

Sprödigkeit entgegensetzte, z. B. das Lied: „der wahre Genuß" dichten können? Heißt es doch darin:

„Ich habe mir ein Kind gewählt,
„Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
„Nichts, als des Priesters Segen fehlt."
„Für nichts besorgt, als meine Freude,
„Für mich nur schön zu sein bemüht,
„Wollüstig nur an meiner Seite,
„Und sittsam, wenn die Welt es sieht.
„Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
„Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
„Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
„Und ich muß immer dankbar sein."
„Ich bin genügsam und genieße
„Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
„Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
„Zum Schemel ihrer Füße macht,
„Den Apfel, den sie angebissen,
„Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
„Und mir bei halb geraubten Küssen
„Den sonst verhüllten Busen zeigt." —

Doch die Freude dauerte nicht lange. Göthe konnte es sich, vielleicht gerade, weil er sie so sehr liebte, daß sie all sein Denken und Fühlen in Anspruch nahm und er an sie schreiben durfte, daß er, „so lange sie sich kannten, stets nur als ein Stück von ihr gelebt habe" *) — er konnte, sagen wir, es

*) S. „Göthes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn."
Die Briefe Göthes an Käthchen sind aus dem Besitz der Frau Präsidentin Sickel, geb. Kanne, in Leipzig, zum

sich nicht erwehren, das gute, ihm herzlich zugethane Mädchen stets und stets mit grundloser Eifersucht zu quälen und dadurch ihr und sich viele böse Stunden zu bereiten. Und er ruhte mit diesen Plagereien nicht eher, als bis sie sich, darüber verstimmt und voller Verdruß, ihm entfremdete. Die Zurückweisung aber, die Göthe nun von ihr erfuhr, berührte ihn so schmerzhaft, daß er, um Vergessenheit zu finden, mit jugendlichem Unbedacht sich in einen Strudel wilder Vergnügungen stürzte. Er gab sich „dem Hange nach einigen andern Mädchen hin, die besser waren, als ihr Ruf, wodurch denn aber sein Ruf und der seiner Freunde, die die tollen Fahrten mitmachten, nicht gefördert werden konnte" *), und Eine dieser gefälligen Schönen mochte es wohl sein, in deren Armen er das Lied „Unbeständigkeit" **) dichtete. Doch gelang es ihm

---

1. Male von Jahn bekannt gemacht und stehen a. a. O. p. 65—102. — Ihre Briefe an Göthe sind wahrscheinlich von diesem vor der italienischen Reise verbrannt worden.

*) S. Gs. W. XXV, 143.

**) Dasselbe steht eben auch im „Leipziger Liederbuch," (sowie in Gs. W. I, 64 unter dem Titel „Wechsel") und endigt mit den Worten:

„Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
„Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

Man hat aber fälschlich angenommen, die „Zweite" habe Käthchen, und die „Erste" Gretchen sein sollen. — Möglicherweise irrt Prof. Lehmann (s. d. Buch: „Göthes Liebe

trotz momentaner Zerstreuung nicht, sein abtrünniges Liebchen aus dem Gedächtniß zu bringen, und „wider Willen“ mußte er seufzen:

„Wie gern wär' ich sie los die Schmerzen,
„Allein es sitzt zu tief im Herzen,
„Und Spott vertreibt die Liebe nicht.“ *).

Er nahm zuletzt auch zur Dichtkunst, Zeit seines Lebens für ihn die Retterin aus allen Wirrsalen und Bedrängnissen, seine Zuflucht und schrieb, um sich von „verschmähter Liebe Pein“ zu erlösen, das kleine Lustspiel „die Laune des Verliebten,“ an dem durch Scherze hindurch, oder nach seinen eigenen Worten: „an dessen unschuldigem Wesen wohl Jeder den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.“ **) Der Dichter porträtirte sich darin selber als Schäfer Eridon, der seine getreue Amine mit grundlosem Argwohn quält und doch auch mit einer Fremden Küsse tauscht.

Krank verließ endlich Göthe die Universitäts-

---

und Liebesgedichte,“ pag. 387) auch nicht, wenn er die Entstehung des Gedichtes „Christel“ („hab oft einen dumpfen, düstern Sinn,“ Gs. W. I, 18), in die Leipziger Zeit setzt. Der Ton ist wenigstens ganz der Göthen damals geläufige volksthümliche, leichtfertige.

*) Aus dem Gedichte „der Liebende wider Willen“ (s. das Leipziger Liederbuch). Mit Unrecht hat man gemeint, Göthe spreche hier von einem Spott, welcher von Käthchen ausgegangen sei.

**) S. Gs. W. XXV, 112.

stadt. Er zog, ohne Abschied von der Schönkopf-schen Familie zu nehmen*), von dannen, innerlich noch immer die Hoffnung hegend, Käthchen einst versöhnen und wieder an sich ziehen zu können, ja sogar mit dem Gedanken vertraut, zwischen ihr und sich ein dauerndes Band knüpfen zu dürfen. Aber es geschah anders. Sie blieb ihm zwar in Freundschaft gewogen, nahm herzlichen Antheil an seiner Person und erkundigte sich z. B. schriftlich sehr angelegentlich nach seinem Befinden**), aber Ende

*) Der erste Brief an den alten Schönkopf (s. „Göthes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn," p. 66) enthält folgende Stelle: „Daß ich nicht Abschied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Thüre und ging bis an die Treppe, aber ich hatte nicht das Herz hinaufzusteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen?"

**) Des rauheren Klimas ungewohnt, besonders aber auch nicht gestählt gegen die ihm von jugendlichem Uebermuth und den Grillen der Eifersucht zugemutheten fortdauernden Anstrengungen, sondern von Haus aus an gute Pflege und Schonung gewöhnt, war sein Körper endlich unterlegen und er wirklich gefährlich und Besorgniß erregend krank in seiner Vaterstadt angelangt. — Auf Käthchens theilnehmende Frage, wie es ihm ergehe, antwortete er ihr beruhigend, doch ließ er auch in einem Anfall von Hypochondrie oder von Mismuth über den Verlust ihrer Liebe die Worte mitunterlaufen: „Wenn ich stürbe, da verordnete ich mir einen Grabstein auf dem Leipziger Kirchhof, daß ihr doch wenigstens alle Jahre um Johannes, als meinem Namenstag, das Johannesmännchen und mein Denkmal besuchen könnt."

Mai 1769 verlobte sie sich mit einem Andern, dem von Göthe selbst im Schönkopfschen Hause eingeführten Dr. Christ. Karl Kanne, als dessen Gattin sie am 20. Mai 1810 gestorben ist.

Sie meldete ihre Brautschaft dem Dr. Horn in Frankfurt, und Wolfgang, der sie von diesem erfuhr, schickte ihr ein Gratulationsschreiben, aus dem Zeile für Zeile ersichtlich wird, wie schwer er an der Gewißheit ihres Verlustes zu tragen hatte. Wir erkennen darin, wie O. Jahn*) treffend sagt, deutlich „die Laune des Verliebten, die sich mit gereizter Bitterkeit selbst gegen die Geliebte wendet und sich in Aeußerungen ausspricht, wie die folgende“: „Mädchenherzen dürfen nicht von Marmor sein. Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener; der Erste hat doch noch Hoffnung

---

In Leipzig ist nämlich die schöne Sitte heimisch, am Johannistage alle Gräber zu bekränzen, und auf dem Brunnen im Hofe des dicht neben dem Kirchhofe gelegenen Johannishospitals das aufgeputzte „Johannesmännchen“ gleichsam als Wahrzeichen aufzustellen.

*) S. O. Jahns beim Jubiläum 1849 in der Leipziger Aula gehaltene Festrede „Göthes Jugend in Leipzig“ (abgedruckt als Einleitung zu den „Briefen Göthes an Leipziger Freunde“ p. 1 ff.)

und fürchtet wenigstens keinen Haß — der Andre, ja der Andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gern daran denken, geschweige davon reden.“ Auf diesen Brief mag Käthchen eine freundlich zurechtweisende Antwort haben folgen lassen, aber auch Göthes Erwiderung ist noch in nicht viel besserer Laune geschrieben. Es heißt darin z. B.: „Ich bin heute unerträglich. Wenn ich in Leipzig wäre, da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht, wie Sie sich dergleichen Spectacel noch erinnern können. Doch nein! wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnt' ich die dritthalb Jahr zurückkaufen, Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheidter sein.“ Ein dritter Brief meldete seinen Entschluß, auf eine andere Universität zu gehen. Er ist im Ganzen oder vielmehr im Einzelnen ruhiger geschrieben. Zwar finden wir darin die Worte: „Meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag, denn das ist ein nichts bedeutender Titel für das, was ich fühle“ — aber dahinter stehen auch die Zeilen: „Nach einer Reihe von Jahren werden wir, hoffe ich, uns wiedersehen mit ganz andern Augen, doch mit eben dem Herzen.“ Das letzte Schreiben endlich nennt Straßburg als Göthes künftigen Aufenthaltsort, und enthält die neckische Stelle: „Dort wird sich meine Adresse verändern,

wie die Ihrige, und es wird auf beide Etwas vom Doctor kommen. Am Ende wäre doch Fr. Doct. C. und Fr. Doct. G. ein herzlich kleiner Unterschied."

Der Briefwechsel mit Käthchen hörte nun auf, und in den neuen Umgebungen überwand Göthe, was noch von Schmerz über den Verlust ihrer Liebe in ihm zurückgeblieben war. Aber wenn er in späterer Zeit, wie es mehrmals geschah, wieder nach Leipzig kam, da war sein „erstes Mädchen" *), nicht die Letzte, welche als würdige Fr. Dr. Kanne er zu besuchen eilte, und an Frau von Stein schrieb er einmal: „Alles ist, wie's war, nur ich bin anders, nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — mais ce n'est pas Julie." Seine Hoffnung von früher her ging also in Erfüllung: Käthchen und er sahen sich wieder mit andern Augen, doch mit eben dem Herzen.

Außer der Geliebten aber, die er in Leipzig fand und dort auch wieder verlor, gab ihm diese Stadt auch eine Freundin, und sie ward ihm nicht,

---

*) D. h. wohl: das erste Mädchen, welches mich liebte. — S. d. Worte in „Göthes Briefen an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826, zum 1. Male herausgegeben von A. Schöll, Bd. I, p. 21; die gleich darauf citirte Stelle s. ebenda p. 19. — Ueber Fr. v. Stein s. weiter unten.

wie jene, sobald wieder entzogen — es war die kluge, geistig lebendige und stets heiter angeregte Friederike Elisabeth Oeser *). Göthe, der, wie wir wissen, bereits von frühester Jugend auf die Neigung zum Zeichnen besaß, nahm nämlich in Leipzig Unterricht bei Adam Friedrich Oeser, dem Director der dortigen Kunstacademie, Winkelmanns intimen Freunde und damals renommirten Künstler, von dem in Kirchen und Privathäusern der genannten Stadt noch jetzt Gemälde vorhanden sind. Im Verkehr mit diesem Manne, einem Verkehr, der sich keineswegs blos auf die Zeichnenstunden beschränkte, lernte Göthe auch dessen Tochter kennen, die ein ganz vortreffliches und seltenes Mädchen gewesen sein muß. Man höre nur, was sie an einen Freund in Dresden schreibt **): „Ich hatte von Jugend auf über mein verstümmeltes Gesicht klagen gehört, ich wußte also schon in meinem 9. Jahre, daß ich nicht hübsch war ***) (große Wissenschaft für junge Mädchen!), ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu trösten. Hast du keinen schönen Körper, so sorge doch für andere schöne

*) Geboren 1748, unvermählt gestorben in Leipzig 1829.

**) S. Göthes Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn," p. 172. Der Brief datirt vom 21. Januar 1770. Des Freundes Name ist unbekannt.

***) Sie war blatternarbig, sonst übrigens gar kein übles Mädchen, wie man sich aus ihrem Porträt bei Jahn (a. a. O.) überzeugen kann.

Tugenden, sagte ich mündlich zu mir, du mußt geschickter werden, Alles besser lernen, als schöne Mädchen es brauchen, denn dies muß nothwendig der zweite Weg sein, auf dem man glücklich zu gefallen weiß. Es gibt lauter gute vernünftige Leute in der Welt. Und wenn du nur einmal groß bist, so mußt du dich in ihrer Gesellschaft ohne Nachtheil zeigen können, und wenn man diese oder jene Frage an dich thut, so mußt du dich in keiner Verlegenheit finden, darauf richtig zu antworten . . . Ich las nur solche Bücher, die mich reformirten und vergnügten, in dem großen weitläufigen, doch unentbehrlichen Buche der menschlichen Erfahrungen lernte ich endlich auch ein paar Blätter umwenden. Und so bin ich das Mädchen geworden, das ich bin."

Ja so war sie das Mädchen geworden, das sie war, d. h. welches Jeder, der mit ihr in Berührung kam, achten lernen mußte. Auch Göthe brachte ihr diesen Tribut, und sie ward das erste weibliche Wesen, mit dem er eine intime Freundschaft schloß. Gretchen und Käthchen mochte er nicht Freundinnen heißen — denn „das wäre ja ein nichtbedeutender Titel gewesen für das, was er diesen beiden gegenüber fühlte," in den Umgang mit Charitas aber mischte sich viel von oberflächlicher gesellschaftlicher Galanterie.

Der Verkehr mit der Oeser war für Göthe sehr anregend, denn sie ließ sich gern und oft mit ihm in inhaltsvolle Gespräche ein. Aber wie ein

Austausch der Geister zwischen ihnen Statt hatte, so gestand der unglücklich Liebende der leidenschaftslosen Freundin auch, was in seinem Herzen vorging, und blieb niemals ohne Tröstung. Die Oeser wurde die Vertraute der Freuden und Leiden, die ihm Käthchens Liebe wechselsweise bereitete, und deswegen fühlte er sich wohl auch gedrungen, ihr seine Leipziger Lieder zu widmen.

Zurückgekehrt nach Frankfurt, entbehrte er die Nähe Friederikens sehr ungern und suchte unter seinen Landsmänninnen vergebens nach Einer, die es den sächsischen Mädchen an Vorzügen des Geistes und Herzens gleichthue. In einer poetischen Epistel, die er am 6. November 1768 an sie erließ*), heißt es z. B.

„Du lieber Gott, an Munterkeit ist hie,
„An Einsicht und an Witz Dir keine gleich,
„Und Deiner Stimme Harmonie,
„Wie käme die heraus ins Reich?
„So ein Gespräch, wie unsers war im Garten
„Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
„So aufgeweckt und doch so klug,
„Ja darauf kann ich warten.

*) Wieder abgedruckt in Gs. W. — Die Briefe Göthes an Oeser und seine Tochter sind jetzt Eigenthum der Weimarer Bibliothek. Einige davon theilte das „Morgenblatt für gebildete Leser“ (Jahrgang 1846, nro. 112 ff.) mit, die sämmtlichen s. in „Göthes Briefen an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn,“ pag. 103 ff). Ihre Briefe an Göthe hat dieser gleich denen der Schönkopf wahrscheinlich auch mit vor der Reise nach Italien verbrannt.“

„Wie seid Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
„Auf eig'ne Fehler streng, und gegen fremde billig,
„Und zum Gefallen ohnbemüht,
„Ist Niemand, den Ihr nicht gewönnet;
„Ach, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet;
„Man liebt Euch, eh' man sichs versieht. —
„Mit einem Mädchen hier zu Lande
„Ists aber ein langweilig Spiel,
„Zur Freundschaft fehlt's ihm an Verstande,
„Zur Liebe fehlt's ihm an Gefühl." *)

Später schrieb er ihr auch: „Sie wissen von Alters her, daß ich Sie für ein sehr gutes Mädchen halte, die schon, wenn ihr dran gelegen wäre, einen ehrlichen Menschen wieder mit dem weiblichen Geschlechte versöhnen könnte, und wenn er so aufgebracht wäre, wie Wieland." Noch von Straßburg aus **) thut er ihr, eingedenk der Theilnahme, welche sie seinem Verhältnisse zu Käthchen gewidmet hatte, allsogleich kund, daß er die Trauer um deren Verlust nunmehr überwunden habe und eine

*) Späterhin überzeugte er sich freilich noch mehrmals vom Gegentheil.

**) A. Schöll hat in den „Briefen und Aufsätzen von Göthe aus den Jahren 1766—1786" zwei Schreiben veröffentlicht, deren Eines „an Mamsell F." (Friederike Oeser) gerichtet ist. Das Andere ist ohne Aufschrift, aber man darf wegen des darin enthaltenen Bezuges auf Käthchen annehmen, daß es gleichfalls an die Genannte geschrieben wurde. Wieder abgedruckt sind beide Schreiben in „Göthes Briefen an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn," p. 166 ff.

neue Neigung*) sein Herz beglücke. In seiner wiedergewonnenen Seligkeit denkt er „an sie und zugleich an Alle, die ihn lieben, auch sogar an Käthchen."

Fünftes Kapitel.

Göthe's Rückkehr nach Frankfurt. Krankheit und Genesung.

Die schöne Seele. — Zwei Freundinnen in Worms.

1768—1770.

Von Friederike Brion wird jedoch erst im folgenden Kapitel die Rede sein können, in dem, bei welchem wir nun stehen, aber von Göthes Rückkehr und Wiederaufenthalt in Frankfurt.

Krank, sagten wir oben, verließ er Leipzig. Aber die Krankheit saß tiefer, als in den Athmungsorganen, sie saß auch in der Seele, und wie das physische Uebelbefinden doppelte Ursache hatte — was wir gleichfalls oben bereits bemerkt haben — so stand es mit dem psychischen ebenso. Trauer über Käthchens Verlust einerseits, und andererseits jene innere Leere, welche in uns nach rauschenden Vergnügungen zurückbleibt, hatten es hervorgerufen.

*) Die Neigung zu Friederike in Sesenheim, s. weiter unten.

Göthe selber kannte die Entstehungsgründe dieser innerlichen Schwüle und Verstörtheit freilich sehr gut, aber eine ehrwürdige Freundin seiner Mutter, das alte Fräulein von Klettenberg *) legte „seine Unruhe, seine Ungeduld, sein Streben, Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken auf ihre Weise aus." Das war „dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meisters Lehrjahre eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe, ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung der Herrnhuter Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als ein nothwendiges Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann, woran sich denn die religiösen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen." „Nun fand sie an mir, fährt Göthe fort zu erzählen, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes

---

*) s. G's W. XXV, 197—199.

Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Seele noch an Leib ganz gesund war. Sie verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unumwunden, „„das Alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe.““

So lauten die Worte Göthes, der, wie er einst der Frau Hofräthin Böhme für sein Auftreten in der Leipziger Hautevolée zu wenig geschniegelt und polirt, nun einer anderen bejahrten und kränklichen, aber nicht minder edlen Dame zu weltlich vorkam. Sie legte vor ihm ihr religiöses Glaubensbekenntniß ab und hoffte ihn dadurch auf den Weg des Heiles hinüberzuleiten. Aber er war diesmal kein so gelehriger Schüler, wie früher, denn die Herrnhutischen Ideen, welche die fromme Stiftsdame ihm einzupflanzen suchte, hafteten nicht in seiner Seele. Es klingt sehr naiv, aber es ist auch menschlich sehr liebenswürdig, was er in der Folge noch von seinen Unterhaltungen mit der Klettenberg uns erzählt. „Ich hatte von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem, wie mir schien, er besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft

ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector *), damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man Manches nachsehen müsse." Man sieht, das Fräulein von Klettenberg besaß jene Toleranz, welche auch „die schöne Seele" sich zu eigen gemacht hat. Ebenso gut benahm sich aber Göthe gegen seine mütterliche Freundin. Denn wenn gleich der Ideenkreis, in welchem sie sich bewegte, ihm fremd blieb — und wer wollte dem jungen Mann darum zürnen? — so ermangelte er ihr gegenüber doch nicht jener aufrichtigen und herzlichen Verehrung, welche wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit unter jedem Verhältnisse verdient. Ein thatsächlicher Beweis dafür ist der, daß er noch nach langen Jahren es unternahm, die Selbstbekenntnisse des alten Fräuleins schriftlich aufzuzeichnen und auf diese Weise ihren sittlichen Werth zu verewigen, und daß er schon auf dem Titel des Buches ihr ein ehrendes Prädicat beizulegen nicht umhin konnte. Er durfte aber nicht fürchten, misverstanden zu werden, denn damals war man noch nicht gewillt, den Ausdruck „schöne Seele" in dem ironischen Sinn zu nehmen, wie heutzutage.

*) Hier ist der alte wunderliche Rector Albrecht am Frankfurter Gymnasium gemeint (s. Gs. W. XXIV. 198—204).

Wir können jedoch es nicht unterlassen, in diesem Capitel auch noch jener Ausflüge und Wanderungen zu gedenken, welche Göthes nach freier Luft und Bewegung verlangenden Körper für einen im Krankenzimmer zugebrachten Winter während des darauffolgenden Frühjahrs und Sommers entschädigen sollten. Mehrmals führte ihn sein Weg auch nach Worms und hier sah er, wie oben schon kurz bemerkt wurde, Charitas Meixner wieder, ohne daß er doch auch jetzt zu ihr in das Verhältniß eines Liebenden getreten wäre und sie ihm etwa für Käthchen Ersatz geboten hätte. Es war im Gegentheil der Schmerz um diese gerade zu jener Zeit, da ihre Verlobung ihm die Gewißheit seines Verlustes brachte, lebendiger und wo möglich noch tiefer geworden, als vorher.*) Göthe mochte in Charitas nun das Handwerk begrüßen wollen, denn sie war durch einige gelungene dichterische Versuche unterdessen ziemlich berühmt geworden. Ja vielleicht war auch Schwester Cornelia die Veranlassung zur Wiederanknüpfung der Bekanntschaft Wolfgangs mit ihrer Freundin. Sie stand nämlich gerade damals im vertrautesten Briefwechsel mit einem gleichfalls in Worms lebenden jungen Mädchen, Katharina Fabri-

*) Daß von Liebe zwischen Göthe und Charitas auch jetzt nicht die Rede war, beweist wohl auch wieder der Umstand, daß die letztere sich sehr bald darnach mit einem Kaufmann G. F. Schuler in Worms vermählte, und damals wohl schon verlobt war. Bereits im 29. Jahre starb sie.

cius*), und hatte für diese sich ein Tagebuch angelegt, welches vor Jedermann, außer vor Charitas Meixner, geheimgehalten wurde, und da wir außerdem wissen, daß Göthe nach seiner Genesung eine Zeitlang im Namen der Schwester die Korrespondenz mit Katharine führte, so liegt die Vermuthung nahe, daß eben dadurch sich auch Beziehungen zwischen ihm und der Dritten in dem Bunde der drei Freundinnen bilden konnten.

Sechstes Kapitel.

Göthes Studienzeit in Strassburg: Zwei Gespielinnen.

Die Schwestern Emilie und Lucinde.

Friederike in Sesenheim.

1770—1771.

Nach gänzlicher Wiederherstellung seines Körpers bezog Göthe eine zweite Universität, um daselbst seine academischen Studien zu vollenden. In Straßburg wollte er sich den Doctorhut holen.

*) s. unten eine Note zum 7. Kapitel. — Katharina Fabricius war die Tochter des fürstl. Leiningenschen Raths und Syndicus Fabricius in Worms, später vermählt mit dem Leipziger Kaufmann Welcker.

Hier schwand nun auch, wie oben bereits bemerkt, der Alpdruck von seiner Seele in der Gesellschaft geistig bedeutenderer Kommilitonen, als es die leichtfertigen Jünglinge waren, die in Leipzig mit ihm das Leben genossen hatten. Göthe gerieth, wie sich ja Gleich und Gleich gern gesellt, unter die „Kraftgenies."

Einen genialen Anflug hatten aber auch die geselligen Zirkel, in welche den zu neuer Lebenslust erwachten jungen Mann nun besonders sein Freund Salzmann einführte. Von jener unbehaglichen Steifleinenheit in den Ressourcen der Leipziger Honoratioren war hier nichts zu merken; man bewegte sich viel freier, ungebundener, und das sagte Göthen wohl zu. Während er dort die Gesellschaften gemieden hatte, besuchte er sie in Straßburg gern, und blieb von den lustigen Spielen, die man da angab, nicht weg. Ja, er nahm sich sogar einige Male die Mühe, den Nachklang froh verlebter Stunden in seinem Inneren poetisch zu fixiren. Auf diese Weise entstanden z. B. die beiden Liedchen „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg,") „Nachmittage saßen wir")*) und „Blinde Kuh"**) in denen zwei junge Mädchen erwähnt werden (Dorilis und Therese), welche mit Göthen durch die im Titel genannten Spiele in vorübergehende, aber angenehme Berührung gekommen sein mögen.

*) s. G's. W. I, 15. **) s. ebenda, pag. 17.

Vielleicht ward eben auch durch seine häufige Theilnahme an Gesellschaften der Wunsch in ihm rege, kunstgerecht tanzen zu lernen — genug, er nahm bei einem französischen Lehrer Unterricht. Noch ehe derselbe aber eigentlich beendet war, mußte er aus anderen Gründen aufhören. Denn die beiden zierlichen Töchter des Tanzmeisters*) gewannen zugleich den jungen hübschen Deutschen lieb, und obgleich er selber sich in diesem bedenklichen Verhältnisse ziemlich passiv verhielt und mehr nur Gegenstand der Zärtlichkeit war, statt sie selber zu hegen, so hätte doch in der Folge wohl auch für ihn manche Unannehmlichkeit daraus entstehen können, wenn nicht alles weitere Unheil, das namentlich die excentrische Lucinde heraufzubeschwören fähig gewesen wäre, die kluge und der Stimme der Vernunft Gehör gebende jüngere Emilie verhütet hätte.

Aber es war, als sollten die bei Göthes unfreiwilligem Abschied von dem Geschwisterpaare ausgesprochenen, leidenschaftlich unbesonnenen Worte Lucindens, daß die, die zuerst nach ihr seine Lippen küssen würde, unglücklich werden möchte, in traurige Erfüllung gehen! — Noch war der Eindruck, den Goldsmiths „Vicar of Wakefield" bei der ersten Lectüre auf Göthen hervorgebracht hatte, ganz frisch

*) s. G's. W. XXV, 280—289.

und lebendig, als er bei einem mit seinem Tischgenossen Weyland gemachten Besuche des nicht weit von Straßburg gelegenen Dorfes Sesenheim (auch Seesenheim oder Sessenheim) alle Figuren jenes trefflichen Romanes in der dortigen Pastorfamilie Brion in realer Wirklichkeit kennen zu lernen glaubte. Als die zweite Tochter, Friederike mit Namen, in die Stube trat, „da ging fürwahr an dem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf." Friederike*) ward, wie Göthe selbst sagt, seine Sophie Primrose, und er sollte für sie leider eine Art Burchel werden. „Sie war, wie eine alte Nachbarin des Pfarrhauses dem Elsässer Alexander Weill**) erzählte, „halt ein bildschönes Mädel von lauter Milch und Blut und er Herz so weich, wie frischer Butter an der Plumbmilch." Unser Dichter selber aber beschreibt sie als eine in Kleidung und Benehmen „zwischen Bäuerin und Städterin stehende hübsche Blondine, die so schlank und leicht daherschritt, als wenn sie nichts an sich zu

---

*) s. G's. W. XXV, 348—69; XXVI 10—39, 80—83, 117—120; XLIX, 19. 20. — Wir bemerken hierbei, daß alle in diesem und den folgenden Kapiteln mit Gänsefüßchen bezeichneten Worte und Sätze, wenn nicht das Gegentheil angegeben wird, aus „Wahrheit und Dichtung" entnommen sind.

**) Mitgetheilt in Alexander Weills „Briefen aus Paris." (Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1840, Nr. 199 und 200.)

tragen hätte, und deren artiges Stumpfnäschen so frei in der Luft forschte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte.“ „Ihre Heiterkeit von Natur aus“ riß ihn zur Bewunderung und Liebe hin gleich am ersten Abende, da er mit ihr durch Wiesen und Felder bei vollem Mondschein einen Spaziergang machte. „Ihre Reden aber, fährt er fort, „hatten nichts Mondscheinhaftes an sich, und durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage.“ Und als er dann am zweiten Tage auch bei Sonnenschein mit ihr in der Gegend herumstreifte, da ward er gewahr, daß Friederike zu den Wesen gehöre „die sich am besten im Freien ausnehmen.“ „Die Anmuth ihres Betragens schien ihm mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.“ Die Liebe aber, die das holde Wesen in ihm erregte, blieb nicht unerhört, denn auch sie konnte dem Zauber seiner Erscheinung nicht widerstehen, und je öfter sie sich sahen und sprachen, desto inniger wurde die gegenseitige Neigung.

Es wurde ihnen leicht genug gemacht, der Nähe des werthen Gegenstandes sich häufig zu erfreuen. Denn das Haus des alten Brion war ein äußerst gastfreies und fast alltäglich herrschte in seinen Räumen Scherz und Spiel. Aus allen Gegenden der Nachbarschaft kamen lustige Gäste herbeigeströmt und Göthe war immer mitten unter ih-

nen. Er und Friederike waren die gerngesehenen Lieblinge aller Anderen. Sie beide hatten das meiste gesellschaftliche Talent und Keiner oder Keine glichen ihnen an Geist und Schönheit. Göthe wurde von Niemandem in witzigen Einfällen für die Pfänder- und Küssespiele übertroffen, und er verstand es so unnachahmlich, vor poetisch gestimmten Gemüthern noch einmal die Gestalten sinnvoller Legenden und Sagen (z. B. die schöne Melusine) erscheinen zu lassen oder auch den heiligen Schatten Ossians mit deutschen Lauten wieder heraufzubeschwören. Friederike aber „schwebte auf Spaziergängen, ein belebender Geist, hin und wieder, und füllte die Lücken aus, die hier und da entstehen mochten.“ Beide „schienen blos für die Gesellschaft zu leben, und lebten doch nur wechselseitig für sich.“ Denn sie genossen „die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, die, zu sehen, daß sie Andere erfreut.“ Ach, sie waren sehr glücklich übereinander, aber am glücklichsten fühlten sie sich doch, wenn sie allein gelassen wurden, wenn sie, im Frühling, besonders an schönen Sonntagsmorgen vor der „etwas trockenen Predigt“ des Vaters, Hand in Hand spazieren gingen und innerer Seligkeit voll die Reize der Natur genossen*),

*) s. das Gedicht: „Maifest“ (im Sesenheimer Liederbuch, wovon weiter unten, und in G's. W. I, 72):

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

wenn sie im Zimmer zur Winterszeit, alle Welt vergessend, harmlos kindliche Scherze trieben*), wenn Friederike im Freien ihm ihre „Elsasser und Schweizerliedchen" vorsang, die viel besser klangen, als die „zärtlich traurigen," oder wenn er am Klavier ihr seine eignen für sie gedichteten Lieder mittheilte.**)

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! O Sonne!
O Glück! O Lust!
O Lieb'! O Liebe!
So goldenschön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n;
Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen! Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!
So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblume
Den Himmelsduft,
Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth
Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

*) s. d. nicht völlig als von Göthe beglaubigte Gedichtchen ohne Aufschrift im Sesenheimer Liederbuch, welches also endigt:

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden —
Wir wollen kleine Kinder sein.

**) „Das Sesenheimer Liederbuch" existirt zwar nicht in That und Wahrheit, wie das Leipziger, und wir sprechen hier auch nur davon, insofern Göthe die für Friederiken gedichteten Lieder ihr zusammen in ein Heft niedergeschrieben hatte, wel-

— Aber das Pärchen hatte daran, sich blos am Tage sehen zu können, nicht genug, sondern auch, „wenn der Abend schon die Erde wiegte und an

ches nach Friederikens Tode ihre jüngste Schwester Sophie besaß. Diese war auch die Erbin von Göthes Briefen nach Sesenheim — denn wenn er einige Tage nicht von Straßburg wegkommen konnte, mußte alsogleich schriftliche Unterhaltung die mündliche ersetzen — aber sie hat sie verbrannt, „weil sie sie ärgerten.“ Ein Gleiches — wenn auch nicht aus einem ähnlichen Motiv — widerfuhr wohl durch Göthe den Briefen Friederikens vor der italienischen Reise.

Eines der reizendsten Lieder aus der Sesenheimer Periode haben wir bereits im 2. Kapitel erwähnt; hier sei uns noch ein Blick gestattet auf den bedauerlichen, aber interessanten Abstand dieser Poesien von der späteren Wirklichkeit, d. h. von dem Verlauf des Liebesverhältnisses. Wir erinnern z. B. an den Vers:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir im Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß mich morgen sein, wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.“

Oder an den Schluß des Gedichts „An die Erwählte“ (s. G's. W. I, 55.):

„Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengeh'n,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinuntergleiten seh'n.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain.
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein.“

den Bergen die Nacht hing" *), führte sie die Sehnsucht zusammen. Wir wissen von nächtlichen Ritten, die Göthe nach Sesenheim machte — und da trafen sich dann die Liebenden in der verschwiegenen Jasminlaube, während der Mond für sie Wache hielt. Und sie waren ganz allein — Niemand störte ihr Kosen und Flüstern — „die Eltern schliefen, damit sie sich freuten. Ach, es waren glückliche Zeiten!"

Wer dächte nicht bei diesen Worten an das Gretchen im Faust, von der wir im dritten Kapitel gesagt haben, jene Jugendgeliebte Göthes, die ihr den Namen gegeben, sei ihr auch bezüglich des Charakters ähnlich gewesen. Doch war diese Aehnlichkeit keine vom Dichter beabsichtigte — aber, wenn das Schicksal der von Faust Verführten und treulos Verlassenen in mancher Hinsicht dem Friederikens glich, so werden wir darin wohl mehr als Zufall erkennen müssen.

Doch was sollen noch längere Umschweife? Lasse man uns es offen gestehen: gegründete Ursache ist vorhanden, dem schon oben erwähnten Alex. Weill Glauben zu schenken, wenn er sagt, daß Friederike von Göthe noch Etwas mehr geschenkt bekommen habe, als Gedichte. **) Vieles

*) Vergl. das Gedicht „Willkomm und Abschied" (im Sesenheimer Liederbuch und in G's. W. I, 68 f.) Es beginnt also: „Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde 2c."

**) s. die „Briefe aus Paris" (Ztg. f. d. eleg. W. Jahrg.

wirkt zusammen, was uns auf den Gedanken bringt, daß sie nicht rein aus seinen Armen kam — ja, und die alte wohlunterrichtete „Nachbarin“ sprach zu Weill sogar von einem Kinde, welches bald nach der Geburt gestorben sei *). —

Und dennoch, ob es gleich also geheime Bande gab, die stark genug hätten sein sollen, um Göthen für immer an Friederiken zu fesseln, dennoch, sagen wir, löste er sein Verhältniß zu ihr, als und indem er nach glücklich vollendeter Promotion nach Frankfurt zurückkehrte. Das Motiv dieser Trennung mag aber wohl nicht cavaliermäßiger Dünkel **) gewesen sein — denn solcher aristokratischer Hochmuth lag nicht in Göthes Charakter — sondern es mögen mehrfache Beweggründe zu gleicher Zeit ihn aus Friederikens Armen getrieben haben. Kleinmuth bei dem Gedanken, so früh schon eine Familie ernähren zu müssen, ***) jugendlicher Flattersinn, der

1840, Nr. 199 und 200) — sie sind leider nicht so bekannt geworden, als sie wegen ihrer erweislichen Glaubwürdigkeit verdienen. — Wir kommen später noch einmal auf sie zurück.

*) Lächerlich und leer ist aber jedenfalls das Geschwätz, Göthes und Friederikens Sohn sei am Leben geblieben und später Pastetenbäcker in Straßburg geworden. Sein Vater habe gar nichts für seine Ernährung gethan.

**) So muthmaßt der übrigens sehr gediegene Kritiker über Freimund Pfeiffers Buch „Göthe und Friederike“ in Arnold Ruges „deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst“ (Jahrgang 1842, nro. 43—45).

***) Er, der früher schon eine Ehe mit Käthchen für denkbar

noch von anderen schönen Blumen träumte, und noch nicht die Sorgen eines Haushaltes auf sich nehmen wollte, die Scheu davor, in den engen Grenzen der Ehe vielleicht einigen höher fliegenden Plänen für die Zukunft entsagen zu müssen, feige Furcht vor den Kämpfen, die er bei Aufrechterhaltung des Verhältnisses mit seinem Vater zu bestehen haben würde — das Alles zusammen hatte zuviel Macht, als daß es nicht den Entschluß, seine Liebe aufzugeben, in ihm hätte entstehen lassen und aufrecht erhalten sollen, so sehr auch sein Herz unter den Machtbeschlüssen des egoistischen, grausam scharf berechnenden Verstandes litt*) und sein Inneres

---

hielt, er meinte jetzt, so ernsthafte Gedanken nicht hegen zu dürfen. Mag, wer da will, darin eine seitdem reifer und männlicher gewordene Lebensansicht erkennen.

*) Man denke an die um diese Zeit entstandenen Lieder, z. B. „An die Entfernte“ (s. G's. W. I, 60), worin es heißt:

„So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn in dem blauen Raum verborgen
Hoch über ihm die Lerche singt;
So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich suchen alle meine Lieder,
O komm, Geliebte mir zurück.“

Oder an „des Jägers Abendlied“ (s. G's. W. I, 100,) dessen mittlere Verse also lauten:

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,

von Gewissensbissen gefoltert wurde. Denn er fühlte doch wenigstens, daß er ein Unrecht begehe, indem er ein ihm arglos vertrauendes Wesen betrüge, wenn er auch eben nicht die Kraft besaß, Alles noch wieder gut zu machen, so lange es noch Zeit dazu gewesen wäre.

Er kehrte nach Frankfurt zurück mit dem drückenden Bewußtsein einer bösen That. „Gretchen, schreibt er in „Wahrheit und Dichtung," hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig." Und diese Reue verließ ihn auf Jahre hinaus nicht mehr und überdauerte sogar spätere Liebesneigungen noch. Er selber gesteht es uns, und läßt auf die eben angeführten Worte in seiner Autobiographie den Satz folgen: „Ich suchte nun, da mich der Schmerz über Friederikens Lage beängstigte, abermals Hülfe

---

Und ach, mein schnell verauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?
Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß. —

Da wir hier zum letzten Male von Gedichten, die Göthe für Friederike bestimmte, sprechen, so wollen wir gleich noch erwähnen, daß in Erinnerung an sie vielleicht das 1797 entstandene „Nachgefühl" („Wenn die Reben wiederglühen" — s. G's. W. I, 57) gedichtet wurde. Das Mädchen darin wird wenigstens Doris genannt, welchen Namen Göthe auch Friederiken einstmals in einem Liedchen gegeben hatte.

bei der Dichtkunst; ich setzte die hergebrachte poetische Beichte fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz“ und „Clavigo,“ und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuiger Betrachtungen gewesen sein.“ *) Ja, sieben Jahre nach seinem Weggang von Straßburg verlangte Göthen noch danach, sich mit der von ihm Getäuschten zu verständigen; er besuchte Sesenheim wieder und er sowohl, wie Friederike, erhielten durch diese Begegnung Gelegenheit, sich von einer sehr liebenswürdigen Seite zu zeigen. Wir erfahren Näheres

*) „Götz“ wurde im Jahre 1772, „Klavigo“ 1774 geschrieben, und zwar, wie wir unten sehen werden, beide auf Veranlassung eines weiblichen Wesens. In ihm sind Reminiscenzen an Selbsterlebtes und Selbstgedachtes noch viel häufiger und deutlicher, als im Götz. Die Worte z. B., die Carlos im 4. Akte zu seinem Freunde spricht: „Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll, sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat“ — diese Worte, meinen wir, mag damals, als Göthe Straßburg verließ, er selber wohl sich vorgesagt haben. Und indem wir so den Inhalt des Stückes in Bezug zum inneren Leben des Dichters setzen, erhalten wir zugleich Aufschluß darüber, wie Göthe veranlaßt worden sei, abweichend von der Geschichte ein tragisches Ende zu erfinden. Die Aufrichtigkeit seiner Reue, welche sich über die traurigen Folgen seines Fehltrittes nicht täuschen mochte, scheint ihn dazu bewogen zu haben.

darüber in Göthes Briefen an die Frau von Stein*); denn, auf seiner zweiten, mit dem Herzog Karl August im Jahre 1779 unternommenen Schweizerreise begriffen, schreibt er von Emmendingen aus an die Freundin in Weimar also: „Den 25. September Abends ritt ich seitwärts nach Sessenheim, indem die Anderen ihre Reise gerade fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor 8 Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ichs verdiente, und mehr, als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig bliebe**), betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mirs ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung

*) s. „Göthes Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826, z. 1. M. herausgegeben von A. Schöll", Bd. I, pag. 244 f. — Wir werden von diesen Briefen weiter unten noch mehrmals zu sprechen haben.

**) Wenn wir nicht irren, ist auch an dieser Stelle zwischen den Zeilen zu lesen, in welchem Zustande sich Friederike bei Göthes Abschied befunden habe.

irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein Halbjahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich wäre jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied am anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." So lautet der berühmte Brief, den wir hier ganz hinzusetzen uns nicht enthalten konnten, weil wir aus ihm den Zartsinn Friederikens ebensosehr, wie den sittlichen Ernst Göthes kennen und lieben lernen. —

Aber wir dürfen mit diesem Kapitel noch lange nicht schließen, sondern müssen uns über die Trennung unseres Wolfgangs von seiner Sesenheimer Geliebten noch weiter verbreiten, um einige irrige Ansichten bezüglich derselben zu berichtigen.

Es haben viele Leute gemeint, Göthe wäre kein großer Dichter geworden, d. h. also, wie man

sich ausdrückte, es sei eine Untreue gegen seinen eigenen Geist gewesen, wenn er Friederiken zur Frau genommen hätte. Aber erstlich fragen wir: fühlte er sich in ihrer Nähe denn nicht poetisch angeregt, war sie nicht die Muse, welche ihn zu lieblichen Liedern begeisterte? und dann behaupten wir auch, es sei kein gültiger Einwand, wenn man uns entgegenhält, alle späteren Werke Göthes seien ja die Früchte seiner Schicksale und Erlebnisse und es wäre demnach z. B. der „Werther" nicht entstanden, wenn der Dichter desselben, wie es doch hätte kommen können oder müssen, zu Charlotte Buff*) nicht in zärtliche Beziehungen gerathen wäre. Als ob nicht Göthes Genie in jeder Lage des Lebens productiv gewesen sein und, wenn nicht die nun wirklich vorhandenen, so doch andere Werke geschrieben haben würde, die uns jene völlig zu ersetzen vermöchten. — Um aber vom Poeten auf den Menschen Göthe überzugehen, so wäre wohl auch dessen Zukunft an Friederikens Seite keine trübe geworden, und sie hätte ihn, weil sie ihm geistig ebenbürtig war, auch nach verflogenem Sinnenrausche beglücken können. Und wenn gleich er — um die materielle Frage nicht außer Acht zu lassen — zufolge der Wendung, die sein Leben genommen hätte, vielleicht nicht nach Weimar berufen worden wäre — was ja aber doch durchaus nicht unmöglich

*) Von dieser s. weiter unten.

gewesen sein würde — so hätte ein so genialer Kopf, ein so universeller Geist sicherlich auch auf anderen Wegen, als denen eines Ministers, sein Fortkommen gehabt; er hätte auch nicht nur in letzterem Amte gemeinnützig wirken können, und wäre auch in beschränkteren äußeren Verhältnissen zufrieden geworden, denn man muß nicht vergessen, wie oft er sich von seiner Weimarer Stellung bedrückt und verstimmt gefühlt hat. Das Resultat aller dieser Ueberlegungen ist mit kurzen Worten: daß eine Ehe mit Friederiken kein Unglück für Göthe gewesen sein würde — doch wenn er auch fälschlicher Weise gemeint hätte, eine dauernde Verbindung mit ihr müsse Ungemach über ihn bringen, so wäre das echte sittliche Verhalten eben gewesen, sie trotzdem nicht zu verlassen. Er hatte durch sie Freuden genossen, und es war seine Pflicht, ihretwegen nun auch Leiden zu ertragen.

Wir haben nun noch von den späteren Schicksalen Friederikens zu erzählen und dabei gleichfalls wieder von Göthe zu sprechen; doch werden wir dies am besten thun können, indem wir über eines der Bücher, die von dem Verhältniß der Beiden handeln, Bericht erstatten. — Es hatte nämlich A. F. Näke (weiland Professor in Bonn) im Jahre 1822 sich in Sesenheim eine Zeitlang aufgehalten und dort über Friederiken vom Pastor Schweppenhauser Nachrichten eingezogen. Er schrieb die Eindrücke seiner Wanderung, die später Varnhagen von Ense unter dem

Titel „Wallfahrt nach Sesenheim" herausgegeben hat, nieder und sendete das Manuscript an Göthen nach Weimar — darein aber verflocht er die folgenden ihm vom genannten Pastor gemachten Mittheilungen: Göthe habe Friederiken nicht böswillig und aus freien Stücken verlassen, sondern als Ehrenmann so handeln müssen, denn wie er nach 8 Jahren gekommen sei, um sie als Braut heimzuholen, habe er die Entdeckung gemacht, daß sie sich unterdeß mit dem katholischen Pfarrer des Ortes — Sesenheim ist nämlich doppelter Confession — vergangen hätte. Daß diese Aussagen, so weit sie sich allein auf Friederiken bezogen, leider wahrheitsgetreu waren, davon werden wir weiter unten noch zu sprechen haben; wo aber darin von Göthe die Rede ist, da sind sie ungereimt. Denn es ist ja doch geradezu lächerlich, behaupten zu wollen, daß nach einem offenbaren Bruch des Verhältnisses und nach 8 darauf folgenden Jahren des Schweigens Göthe plötzlich aus all seinen Weimarer Umgebungen heraus Friederiken noch zur Frau begehrt hätte. Doch Näke fand dies wohl glaublich und pries nun den Edelmuth des Mannes, der in „Wahrheit und Dichtung" kein Wort von dem Fall und Abfall der Geliebten sage, sondern alle Schuld blos auf sich nähme. Die schriftliche Antwort, die Göthe ertheilte*), und die indem sie sich in allerlei Um-

*) Man findet sie gedruckt im 49. Bd. der Werke unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen," pag. 19—20.

schreibungen bewegt, zugleich so zurückhaltend geschrieben ist, daß man meinen darf, es sei ihm mit der Sendung Näkes kein Gefallen geschehen, ignorirt die Mittheilungen des Pastors gänzlich, woraus man wohl am besten erkennen kann, was er davon gedacht haben mag. Wie wir aber sie uns erklären müssen, ist klar und bündig in der schon oben erwähnten Recension über Freimund Pfeiffers Buch in A. Ruges „Jahrbüchern" gesagt worden, und wir führen die betreffende Stelle hier an: „Der Aeußerung Schweppenhausers (des dritten Pfarrers in Sesenheim seit Brion) liegt offenbar eine Verwechslung des durch Göthe selbst herbeigeführten geschlechtlichen Ereignisses mit dem sonst behaupteten späteren zu Grunde. Eine Verführung war die Ursache der Entfernung Göthes; jene Verführung wurde im Laufe der Zeit mit dem späteren Verhältniß zu Rheinbold zusammengenommen und auf dessen Rechnung gesetzt, so daß man nun einen genügenden Erklärungsgrund des Untreuwerdens des ersten Geliebten gefunden zu haben glaubte. Dem Mädchen schob man, wie das so zu geschehen pflegt, alle Schuld zu." Diesen Worten haben wir nur wenig noch als Erläuterung beizufügen. Es konnte sich nämlich der Dichter Reinhold Lenz zwar nur fälschlicher Weise seines Sieges bei Friederiken rühmen *), aber dagegen wird allerdings bestätigt,

*) Bezüglich der vielbesprochenen Angelegenheit zwischen Lenz

daß letztere, nachdem Göthe sie verlassen hatte, wirklich wieder einen Liebeshandel mit dem katholischen Pfarrer Rheinbold angeknüpft hat und auch von diesem verführt worden ist *). Aber auf Göthes Handlungsweise übte dieser abermalige Fall

und Friederike s. Schölls Note zu den „Briefen Göthes an Frau von Stein," Bd. II. pag. 52: „Bei seinem Besuch in Sesenheim im Jahre 1779 hatte Göthe sich von Friederike erzählen lassen, wie nach seinem Abschiede Lenz in ihrem Hause sich eingeführt und nach Mittheilungen über Göthe und den Briefen desselben ein so neugieriges Verlangen gezeigt hatte, daß Friederike mistrauisch ihn zu entfernen gesucht. Da er Leidenschaft für sie und bei ihrer Zurückhaltung Absichten des Selbstmordes an den Tag gelegt, hatte man ihn als einen Halbtollen nach der Stadt geschafft, sie aber aus Allem geschlossen, er sei eigentlich auf Mittel ausgegangen, Göthen in der öffentlichen Meinung zu schaden. Göthe, der bei der nachherigen Ankunft des Lenz in Weimar, und der Güte, die man dort seinem Genossen angedeihen ließ, noch Nichts der Art vermuthete, hegte nach diesen Schilderungen denselben Verdacht."

*) Der Bericht der „Nachbarin" (s. d. schon mehrmals citirten „Briefe aus Paris" in d. Ztg. f. d. eleg. W. 1840, nro. 199 u. 200) lautet so: „Der Pfarrer Rheinbold war ein kleines Männle mit blaue Guckele, aber er häts hinter den Ohren gehabt und dacht halt, es ist besser ä Pfarrer, und wärs ä katholischer, als gar keiner. Ich hab' sie oft wine sehe im Gaarte unter der Reb', da ist das Pfarrerle als herübergeschliche und hat er ä Predigt halte. Gott wäß, was das für ä Predigt war. So gehts halt, wenn mer jung isch." — Das sind köstliche Worte und sie zeigen, was für Weisheit und Menschenkenntniß auch in einer alten Bäuerin stecken kann. Ja, ja, so gehts wirklich, wenn man jung

des Mädchens keinen Einfluß aus, da er eben erst in der Zeit nach seiner Lossagung von Friederiken vor sich ging; ja man wird, wenn also deren späteres Leben noch einen Makel aufweist, auch davon ihm die Schuld, wenigstens zum großen Theile, beimessen müssen. Denn auf die Frage: Wäre das Mädchen eine Beute Rheinbolds geworden, wenn Göthe treulich an ihr gehandelt hätte? giebt es doch wohl nur eine verneinende Antwort.

Und nun zum Schluß des Kapitels noch einige Worte über Freimund Pfeiffers Buch: „Göthe und Friederike." In diesem Ergusse einer ziemlich willkürlichen Fantasie, der am Ende doch nur auf eine Mystification des Publikums hinausläuft, wird, freilich ohne beweisende Thatsachen anzuführen, Friederike als ganz unschuldig, d. h. als weder von ihrem ersten, noch von ihrem zweiten Geliebten ver-

---

ist." „Besser ein katholischer Pfarrer, als gar keiner!" so mag auch Friederike in der Leere ihres Herzens und im bangen Gefühl ihrer Verlassenheit gedacht haben. Die Arme hat aber ihren Leichtsinn und die Vergehungen an ihrer Ehre später schmerzlich genug büßen müssen, denn auch in dem neuen Verhältnisse fühlte sie sich nicht glücklich, und löste es endlich selbst. Nach dem Tode des schwachen Vaters ist sie lange noch von Ort zu Ort gewandert, um ihr Fortkommen so oder so zu versuchen, bis sie endlich am 3. April 1813 in einem Elsasser Dorfe gestorben ist. Sie durfte von sich, wie Gretchen im Faust, sagen: „Schön war ich auch, und das war mein Verderben!" Ihr Leben ist eine rührende Tragödie — „die alte Geschichte, die doch ewig neu bleibt, und die dem, dem sie just passirt, das Herz entzweibricht."

führt, erklärt. Aber auch Göthe kommt gut weg: es wäre nämlich eine „Untreue gegen seinen Geist“ gewesen, wenn er sich nicht zur Trennung von Sesenheim verstanden hätte. Zu derselben sei er von Niemand Anderem, als von seinem Freunde Merck überredet worden, der dabei freilich nur Göthes Wohl und Glück im Auge gehabt habe. Aber letzterer sei im Gedanken Friederiken immerfort treu geblieben, und seine Abneigung gegen Merck erkläre sich eben aus dem Antheil, den dieser an der Entsagung von seiner einzig wahren und echten Liebe gehabt habe. Das sind wunderliche Behauptungen, und sie brauchen nicht erst als abgeschmackt bewiesen zu werden. Doch wollen wir, weil es bisher noch Niemand gethan hat*) hier wenigstens daran erinnern, daß, wie aus „Wahrheit und Dichtung“ hervorgeht, Göthe und Merck sich gar nicht schon in Straßburg kannten, sondern erst nach jenes Rückkehr von da zum ersten Male in Darmstadt zusammenkamen.**)

*) Gerade, als diese Zeilen uns zur Revision vorlagen, lasen wir in einer der neuesten Nummern des „Dresdner Journals“ gleichfalls einen Hinweis auf dies Factum.

**) Vgl. G's. W. Bd. XXVI, pag. 94—95: „Durch diese beiden Freunde (die Gebrüder Schlosser nämlich) ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herder, von Straßburg aus, nicht ungünstig angekündigt war. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeitlang blieb und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt.“

Siebentes Kapitel.

Göthes zweite Rückkehr nach Frankfurt: Der Vertraute und der Wanderer. — Ein Genius der Liebe im Verborgenen. — Das Gedicht an Lisette.

„Aber der Mensch will leben!“ sprach endlich Göthe zu sich selber, indem er sich aus dem müssigen Schmerz über den Abschied von Friederiken zu heilsamer Thätigkeit emporzuraffen suchte. „Er nahm daher aufrichtigen Theil an Anderen, suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es Niemandem ergehen könnte, wie ihm. Man pflegte ihn den Vertrauten zu nennen,“ und hätte ihn ebensogut Mittler heißen dürfen, „daneben auch wegen seines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für sein Gemüth, die ihm nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten. Er gewöhnte sich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern.“

„Sein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: er vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb ihm verborgen, daß

den Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu ihm, die er nicht gewahrte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr er das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die ihn erschüttern mußte, aber er war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern." *)

Nur zweierlei haben wir zu diesen Worten aus „Wahrheit und Dichtung" zu bemerken. Erstlich nämlich ist der irdische Name dieses heimlichen Genius, wie er von Göthe selber nicht genannt wird, auch sonst bisher von Niemandem ermittelt worden, und es wäre sonach hier für eifrige Biographen wohl noch ein Feld für Nachforschungen offen, welche in der Heimath des Dichters am Ende

*) S. G's. W. XXVI, 118—119. — Vielleicht beziehen sich auf dieselbe Frau die folgenden Worte in einem Briefe Göthes an Kestner vom 23. April 1773: „Der Tod einer theuer geliebten Freundin ist noch um mich. Heut früh ward sie begraben, und ich bin immer an ihrem Grabe, und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu sein aus dem Steine, dem zukünftigen. Aber ach! auch ist mir verboten, einen Stein zu setzen ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch." (S. pag. 162 des Buches „Göthe und Werther ꝛc.", von welchem wir weiter unten noch mehr zu sprechen haben werden). — Der Brief ist in Darmstadt geschrieben, doch wäre es darum allein wohl nicht nöthig, unsre Hypothese umzuwerfen.

doch nicht fruchtlos bleiben würden. Hat uns doch Heinrich Düntzers Buch „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit“ einen neuen Beweis dafür an die Hand gegeben, daß unseres Dichters Frankfurter Umgebungen aus der Zeit seiner Jünglingsjahre noch sehr wohlbekannt sind. — Dann aber tritt uns aus jener oben citirten Stelle noch eine neue Erscheinung im sittlichen Leben Göthes entgegen, die für seine immer mehr wachsende und sich entwickelnde Charaktergröße Zeugniß ablegt: er sucht nach gewaltsamen Erschütterungen der Seele, und nach herben Verlusten Tröstung nicht blos mehr in passiver Hingebung an die Natur, sondern auch in werkthätiger Freundschaft für seine Nebenmenschen.

Das ist aber auch Alles, was vom Jahre 1771 zu melden wäre, und es wird also das Kapitel, bei welchem wir jetzt stehen, ebenso kurz sein, wie Göthes Ausbeute für den Schatz seiner Liebeserfahrungen oder seine poetische Wirksamkeit während jener Zeit gering war.

Denn auch damals hielt unser Dichter bezüglich seiner Kunst den später gegen Eckermann*) ausgesprochenen Grundsatz aufrecht: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832,“ Bd. III. pag. 315.

ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte." —

Als zu letzteren gehörig hat man nun auch — und damit schließen wir unser Kapitel — fälschlicherweise jenes, vielleicht, aber keineswegs gewiß, im Jahre 1771 entstandene Gedichtchen „an Lisette" *) gerechnet, während es doch nur das zierliche Begleitschreiben für ein Geschenk, z. B. ein Geburtstagsgeschenk gewesen sein mag, wobei auch nicht einmal genau zu entscheiden ist, ob der Dichter zugleich auch Geber des Kettchens war, oder nur der Reimschmied im Auftrage eines Freundes oder Bekannten.

---

*) S. Gs. W. I, 75 unter der Aufschrift: „Mit einem goldenen Halskettchen." Das Gedicht lautet:

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit vielhundert kleinen Ringen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.
Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn;
Am Tag ists eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.
Doch bringt dir Einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich Dir es nicht, Lisette,
Wenn Du nie klein Bedenken hast.

Die Vermuthung, das Gedicht sei 1771 entstanden, gründet sich einzig darauf, daß es in Gs. W. gleich hinter dem Gedichte „Kleine Blumen ꝛc." steht.

Setzen wir den ersteren Fall, so bliebe noch zu ermitteln, wer die Lisette gewesen sei, für welche das Gedichtchen bestimmt wurde, und so wollen wir denn eine Vermuthung, die wir in diesem Bezug haben, unseren Lesern nicht vorenthalten. Es hindert uns nämlich nichts, die Entstehung der in Rede befindlichen Verse ins Jahr 1768 hinabzurücken, an dessen Ende wir in den Umgebungen unseres von Leipzig eben zurückgekehrten Dichters auch eine gewisse Lisette Runkel erblicken, welche damals mit der Schwester Cornelie sehr vertraut war, bald nachher aber sich von ihrem Umgang lossagte.*) Ehe letzteres nun geschah, kann Göthe gar wohl Gelegenheit gefunden haben, dieser Freundin ein goldnes Kettchen nebst begleitenden Zeilen zu übersenden. Ja, unsere Conjectur scheint uns noch wahrscheinlicher, wenn wir, auf die letzten Verse Rücksicht nehmend, daran denken, daß Lisette Runkel gerade damals zwischen den Verlobungsanträgen zweier ihrer Verehrer hin und her schwankte. Doch sei dem, wie ihm wolle, wenigstens geht eben auch

---

*) Man sehe die in den „Briefen Göthes an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn" (p. 233 ff.) mitgetheilten Auszüge aus den in den Jahren 1767—68 französisch geschriebenen Tagebüchern und Briefen Corneliens an Katharina Fabricius in Worms (vollständig im Besitz des Dr. Herrmann Härtel in Leipzig). Noch von einer anderen Lisette (v. Stockum) ist darin die Rede, doch war diese nicht intim mit dem Göthe'schen Hause bekannt.

aus dem Ende des Gedichtes hervor, welches die Beziehungen zwischen Lisetten und unserem Wolfgang waren, d. h. daß sie nicht seine Geliebte im eigentlichen Sinne genannt werden kann.

Achtes Kapitel.

Der Sommer in Wetzlar: Charlotte Buff und „der Bräutigam.“ Der Herbst in Coblenz: Maximilian La Roche.

1772.

Das Frühjahr 1772 kam heran, und Göthes Vater drängte immer mehr in den Sohn, „sich in praxi zu versuchen.“ Wolfgang ging endlich nach Wetzlar, „um, wie seine Familie meinte, dort den Proceß des Reichskammergerichts zu studiren, seiner eigenen Absicht nach aber, um den Homer, den Pindar zu studiren, und was Genie, Denkungsart und Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.“

So schrieb aus Anlaß seiner ersten Bekanntschaft mit Göthe der damals als Legationssecretär der kurfürstlich hannöverschen Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation mit beschäftigte Johann Christian Kestner in einem noch erhaltenen Brief-

entwurf*), und er ahnte da wohl noch nicht, daß dieser Göthe bald nachher zu ihm in sehr vertraute, und zugleich sehr bedenkliche Beziehungen treten würde.

Denn dieser würdige Freund, welchen Wolfgang selbst als „eine Art Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen" preisen mußte, war es, zu dessen Braut unser Dichter während seines Aufenthalts in Wetzlar eine glühende Neigung faßte. Charlotte Buff,**) ein „leichtaufgebautes, nettgebildetes Mädchen," ***) war eine „reine, gesunde" Natur, „klug und verständig ohne Anstrengung," heiter und frohsinnig, und frei von allen sentimentalen und krankhaften Empfindungen, aber nichts destoweniger voller Gemüth und Innigkeit. Es war sonach nicht zu verwundern, daß sie gleich am ersten Abende ihres Zusammentreffens mit Göthe, welches auf einem Balle erfolgte, auf denselben ei-

---

*) S. das Buch „Göthe und Werther. Briefe Göthes meistens aus seiner Jugendzeit. Nebst erläuternden Documenten mitgetheilt von A. Kestner, k. hann. Legationsrathe 2c", pag. 35. Wir werden von diesem Buch weiter unten noch mehrmals zu sprechen und an einem anderen passend erscheinenden Orte Näheres mitzutheilen haben.

**) S. Gs. W. XXVI, 151—154, 170—172.

***) Mit diesen Worten bezeichnet Göthe das schöne Aeußere Charlottens, aber von den holdseligen Zügen ihres Gesichts, wie wir es auf dem Titelkupfer des oben genannten Kestnerschen Buches erblicken, sagt er nichts.

nen tiefen Eindruck machte. Denn solche mit sich selbst in Klarheit und Frieden lebende, in sich abgeschlossene und harmonische Wesen, „in deren Umgebung die heiterste Luft weht und die fürs ganze Jahr leben, während sie für Augenblicke zu leben scheinen,“ thaten es Göthen Zeitlebens wie mit einem Zauber an. Schon Friederike hatte diese „frohe Lebensthätigkeit,“ diese „unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen“ besessen, und Dasselbe war dann auch der Fall mit Lilli Schönemann *). Wir wüßten auch in der That nicht, worin einer innerlich gährenden und tobenden Jünglingsseele eher das Ideal der Weiblichkeit aufgehen sollte, als in jenen Charakteren, deren Grundzug man vielleicht „Ruhe in der Bewegung“ nennen könnte.

Was aber an Charlotten, um auf diese zurückzukommen, Göthen, seitdem er in das Haus ihres Vaters, des Deutschorden-Amtmanns, Eintritt gefunden hatte, noch besonders anziehend und liebenswerth dünkte, das war die mütterliche Rührigkeit und Tüchtigkeit, mit der sie trotz ihrer 18 Jahre einem weitläufigen Hauswesen vorstand und für die Erziehung von zehn Geschwistern gewissenhafte Sorge trug. „Denn wenn es schon ein angeneh-

*) Von dieser s. weiter unten, ebenso von Christiane Vulpius, deren gleich geartetes Gemüth Göthes reifere Mannesjahre „lieblich erquickte“ und seinen ernster gewordenen, ja auch vielfach umdüsterten Sinn angenehm erheiterte.

mer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken." —

Von Charlottens warmer, pflegender Hand, die sich auch nach ihm, wie nach einem Gliede der Familie, einem Bruder, ausstreckte, geführt und geleitet, durchlebte Göthe nun vier Monate lang an der Seite der Geliebten und des Freundes „eine echtdeutsche Idylle, zu der der fruchtbare Boden die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab," genoß er paradiesische Wonne, Tage voll seliger Unschuld, „die alle Festtage zu sein schienen, so daß der ganze Kalender hätte roth gedruckt werden sollen." Und noch in seinen sechziger Jahren dünkten ihm „die Verhältnisse, welche ihn damals den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten, in solchem Grade lieblich, daß er meinte, um sie sich ganz wieder zu vergegenwärtigen, würde der Dichter jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens anrufen, wenn nicht glücklicher Weise der Genius dafür gesorgt und ihn angetrieben hätte, in vermögender Jugendzeit das nächste Vergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich *) auszustellen."

*) d. h. in „Werthers Leiden," in Bezug auf welche wir aufs nächste Kapitel verweisen.

Es wird aber jetzt, nachdem endlich die lange dem Publikum vorenthaltenen Götheschen Briefe an Kestner im Druck verbreitet worden sind, gewiß Niemandem, auch selbst unseres Dichters Feinden nicht, mehr beifallen, in dem traulichen Zusammenleben jener drei Menschen irgend welcher Unmoralität, und sei es auch der leisesten und verstecktesten, von Göthes oder von Charlottens Seite her nachspüren zu wollen. Denn man höre nur, was der Bräutigam eines Tages an seinen Freund von Hennings schreibt: „Göthe hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können; allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte und er sie in ihrer Art zu verfahren selbst noch bewundern mußte." *) Dies hat er denn auch redlich gethan und in der folgenden Briefstelle z. B. auf ebenso offenherzige, als schöne Weise gegen Kestner ausgesprochen: „Wie ich mich an sie attachirte, und das war ich, wie Ihr wißt, von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man spricht: „„Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab,"" und dergleichen. Da sagte ich ihm mit diesen Worten in seiner Stube, es war Morgens: „„Ich bin nun der Narr, das Mädchen für

*) s. das Buch „Göthe und Werther 2c." pag. 78.

etwas Besonderes zu halten. Betrügt sie mich und wäre so ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre auch der letzte unserer Bekanntschaft."" Aber in die Verehrung, welche der Jüngling für die Tugenden einer Jungfrau hegt, ist, besonders wenn letztere zugleich durch Schönheit begehrenswerth erscheint, die Liebe schon von selber involvirt. Auch bei Göthen fand keine Ausnahme statt, und deswegen konnte das Verhältniß der drei, so schön es Anfangs war, unmöglich von Dauer sein. Wolfgang konnte und wollte keine Hoffnung auf Erwiderung seiner Liebe hegen, weil er Charlotten als ehrbar kannte und sie demgemäß auch achtete, und weil er die Pflichten der Freundschaft gegen Kestner hoch und heilig hielt — und was hätte wohl endlich aus dieser hoffnungslosen, und „durch Gewohnheit und Nachsicht noch immer wachsenden" Leidenschaft werden sollen. Das Glück des Brautpaares, welches des Freundes Leiden immer vor Auge gehabt hätte, wäre am Ende dadurch doch gestört worden, und seine Mannheit Gefahr gelaufen, Schaden zu leiden in dieser Sehnsucht ohne Befriedigung. Denn wir dürfen hier wohl die eigenen, freilich ursprünglich anders gemeinten Worte Göthes als für uns sprechend anführen: „Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich

unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „„Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen, heute, morgen, übermorgen, ja sein ganzes Leben.““

Endlich sah Göthe selber ein, in welcher bedenklichen Lage er sich befinde, und diese Ueberlegung brachte ihn zu dem heldenmüthigen Entschlusse der edelsten Entsagung. Indem er aber denselben ausführte, durfte er sich wohl zugestehen, wenigstens den Schmerz des Abschiedes von sich fernzuhalten. Er mußte sich ja auch hier, wie damals in Leipzig, sagen: „Zum letzten Male, wie würde ich wieder auf die Straße kommen?“ Und so reiste er denn ohne mündliches Lebewohl, sondern allein mit Zurücklassung einiger Zeilen für Kestner und seine Braut, von Wetzlar ab. Die Art aber, mit welcher die beiden die Nachricht aufnahmen — dies wird man uns beiläufig zu bemerken gestatten — giebt uns Gelegenheit, die Ehrenhaftigkeit auch dieser zwei Menschen anzuerkennen. Ein Tagebuchsblatt Kestners vom 11. September 1772*) nämlich enthält die Worte: „Morgens sieben Uhr ist Göthe weggereist, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeister Merck ihn

*) S. d. Buch „Göthe und Werther,“ pag. 13 f.

erwarte, eine Reise machen, und er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Nachmittags brachte ich die Billets zu Lotten. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Thränen in die Augen beim Lesen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nicht anders, als an ihn denken."

Aber es ist nicht allein der heroische Schritt zu freiwilliger Entsagung, was an Göthen im Verlauf der in Rede stehenden Verhältnisse uns bewunderswerth erscheinen muß, sondern noch viel größerer Bewunderung würdig ist die durchaus neidlose und im vollendet schönen Sinne des Wortes freundschaftliche Gesinnung, welche er von der Zeit seiner Abreise aus Wetzlar an Zeitlebens für Charlotten und alle die Ihrigen im Innern bewahrte. Gewiß, der vor Kurzem gestorbene Sohn Charlottens, eben jener A. Kestner, aus dessen Nachlaß der Göthe-Kestnersche Briefwechsel veröffentlicht worden ist, hat vollkommen Recht, wenn er im Anstaunen solcher Hochherzigkeit in die Worte ausbricht*): „Daß ein Mädchen von dem glücklichsten Naturell und gediegener Erziehung dem würdigsten

*) s. d. Buch „Göthe und Werther," pag. 25.

Manne die seit Jahren befestigte Treue bewahrt, daß dieser Mann mit der Unschuld seines Charakters in die Redlichkeit seiner Braut sowohl, als seines Freundes, dessen Freundschaft er sicher war, unbeschränktes Vertrauen setzt, sind die gewöhnlichsten Dinge im Vergleich mit einer Liebe, die so groß, so stark und schön ist, daß sie ihm zur redlichsten und heldenmäßigsten Entsagung die Kraft gab, und ihn, der Verzweiflung nahe, vom Liebenden in den reinsten Freund verwandelte." —

Das herrlichste Zeugniß von Göthes Charaktergröße, so weit sie sich in diesem Verhältnisse zu documentiren Gelegenheit fand, ist eben enthalten in seinen Briefen an die Kestnersche Familie, von denen wir schon oben eine Probe mittheilten, nun aber noch mehrere besonders schöne und köstliche hier zu citiren uns nicht versagen können. *)

*) Der Briefwechsel zwischen Göthe und Kestner begann mit des Ersteren Abreise von Wetzlar, und ward ohne Unterbrechung, ja selbst von der Schweiz und Italien aus weiter geführt bis zu des Letzteren Tode im Jahre 1800. — Die Götheschen Briefe, von denen der große Gelehrte G. Gervinus irgendwo mit Recht gesagt hat, „daß sie mehr, als alles Andere das kindlich durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, welches unser Dichter edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und Alle, die ihm begegneten, electrisirte," diese Briefe, wiederholen wir, sind z. 1. M. vollständig im Druck verbreitet worden durch das Buch: „Göthe und Werther" ꝛc. (s. oben pag. 77 den voll-

Das Briefchen, welches Göthe Kestnern bei seiner Abreise zurückließ, lautet folgendermaßen:

ständigen Titel). Einzelnes aus den Papieren der Kestner-schen Familie war schon früher in Düntzers „Studien zu Göthes Werken" mitgetheilt. — Es enthält aber das Buch „Göthe und Werther" außerdem noch mancherlei andere wichtige „erläuternde schriftliche Documente," wovon wir einen kleinen Theil bereits auf den vorhergehenden Seiten citirt haben, sowie eine gleichfalls schon von uns erwähnte Einleitung, zu der wir im Buche folgende Bemerkung beigedruckt finden: „A. Kestner, der vierte Sohn der Charlotte Buff, bekannt durch sein amtliches Wirken in Rom — er war k. hannov. Ministerresident am päbstlichen Stuhle — wie durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst — wir besitzen z. B. von ihm ein werthvolles Buch „Römische Studien" — hatte vor seinem am 5. März 1853 erfolgten Tode die Veröffentlichung der Götheschen Briefe beabsichtigt und sie mit einer Einleitung begleiten wollen, deren Anfang zeigt, daß sie unter den vor Jahren, von dem Tode Göthes empfangenen lebhaften Eindrücken ihre erste Veranlassung gefunden hat. Mehrere Mitglieder seiner Familie waren bisher der Herausgabe entgegen, haben sie aber nun gestattet, um die Wünsche eines geliebten Verstorbenen nicht unerfüllt zu lassen."

Zu dieser Note wollen wir noch Zweierlei erwähnen. Erstens nämlich scheint allerdings aus Obigem hervorzugehen, daß A. Kestner in Rom selbst im Besitz des Briefwechsels gewesen sei. Dagegen aber behauptet Prof. Wilh. Wachsmuth in Leipzig, wie wir uns aus mündlichem Gespräche erinnern, im Jahre 1847 beim Archivrath Kestner in Hannover die Originale der Briefe gesehen zu haben, und er vermuthet deshalb, des letzteren in Rom verstorbener Bruder möge nur eine, jedenfalls aber authentische, Abschrift besessen haben. — Dann erfahren wir auch noch aus jener Einlei-

„Er ist fort, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lotten inliegenden Zettel. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh' ich. O mein armer Kopf."

In dem gleichen durch Einfachheit ergreifenden Ton sind auch die Zeilen an Lotten geschrieben.

Als nun aber die Zeit von Kestners und seiner Braut Hochzeit herannahte, hatten sie aus Zartgefühl Göthen nicht die Besorgung ihrer Trauringe auftragen mögen, worauf er jedoch, zwischen Unwillen und Heiterkeit getheilt, ihnen schrieb, er würde trotz ihnen dieselben bestellen, und als er sie dann wirklich schickte, begleitete er sie mit den Worten: „Laßt nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit sein, die Euch an die Erde, wie an ein Paradies anbinden soll. Ich bin der Eurige, aber von nun an gar nicht neugierig, Euch zu sehen, noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich sein Euer Hochzeitstag, oder wohl gar schon übermorgen, aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt, bis ich höre, daß sie in den Wochen liegt; dann

tung, daß laut Versicherung des Geh. Raths Kanzler von Müller (Göthes Testamentsvollstrecker) in dessen Nachlaß die Kestnerschen Briefe nicht gefunden, also wohl von Göthe selbst „mit einer Masse älterer Briefschaften" einst cassirt worden sind.

geht eine neue Epoche an und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder, zwar ein bischen um ihretwillen, doch das thut nichts, und wenn ihr mich zu Gevatter bittet, so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er soll gar zum Narren werden über Mädchen, die ihrer Mutter gleichen."

Als er später Lottens Entbindung erfahren hatte, schrieb er im Mai 1774: „Ist mir auch wieder eine Sorge vom Hals. Küßt mir den Buben und die ewige Lotte. Sagt ihr, ich kann sie mir nicht als Wöchnerin vorstellen. Das ist nun unmöglich. Ich sehe sie noch immer, wie ich sie verlassen."

Ein Brief vom 26.—31. August 1774 enthält die Stelle: „Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das räthst Du nicht. Räthst eher von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe, als die Frau Kathrine Lisbeth, meine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwätzerin, die Du kennst, die Dich lieb hat, wie Alle, die um Dich waren, Dein Lebelang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meiner Mutter einen Dienst zu schaffen hofft. Ich hab' sie mit heraufgenommen in meine Stube, sie sah Deine Silhouette und rief: „Ach, das herzliebe Lottchen!" in all ihrer Zahnlosigkeit voll wahren Ausdruckes. Du kannst denken, wie werth mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge

verdienen, warum nicht auch das Menschengeschöpf, das dich berührte, Dich als Kind auf dem Arme trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um Manches gebeten hast? Du Lotte gebeten! Und das Geschöpf sollte von mir bitten! Engel vom Himmel. Auch von Karlinen und Lenchen,*) hat sie mir erzählt, und was ich nicht gesehen und gesehen habe, und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und Tod.“ Uns dünkt, das sei eine rührend anmuthige Stelle.

Mehrfach findet sich auch von Göthe die Bitte ausgesprochen, daß Kestners ihn doch besuchen möchten, zu welcher Bitte denn, wenigstens insofern sie sich auf die frühere Zeit bezieht, A. Kestner in seiner Einleitung die hübsche Bemerkung macht: „Göthe traute sich zu, den Freund im Vollgenuß des Glückes sehen zu können, das er bitter entbehrte.“**)

---

*) Das waren die jüngeren Schwestern Charlottens.

**) s. d. Buch „Göthe und Werther,“ pag. 23. — Aber Göthes Bitte ward nicht erfüllt, denn „Kestnern war sein Triumph, der den Freund schmerzte, nicht lieb“ (s. a. a. O.) und Wolfgang sah das Ehepaar später nur noch einmal flüchtig, Charlotten aber (seit 1800 Wittwe) dann erst 2 Jahre vor ihrem Tode (1826) wieder, da sie die bereits in den Funfzigen stehende Mutter von 12 Kindern war. Sie kam nämlich zum Besuch einer Verwandten nach Weimar und „Göthe empfing sie auf's Freundlichste und Ehrenvollste.“ (s. Viehoff, Göthes Leben, Bd. II pag. 93).

Endlich erfahren wir auch aus diesen Briefen, daß Göthe durch seine Liebe zu Charlotten außer zu dem Gedicht „an Lila" („Morgennebel, o Lila hüllen Deinen Thurm ein")*) auch zu dem herrlichen Gedicht „der Wanderer" („Gott segne Dich, junge Frau! Und den säugenden Knaben an Deiner Brust!") begeistert worden sei. Denn unter dem 15. September 1773 schreibt er an Kestner: „Heute früh hab' ich von Falcken einen Brief kriegt, mit dem ersten Bogen des Musenalmanachs. Du wirst auf der 15. Seite „den Wandrer" treffen, den ich Lotten ans Herz binde. Er ist in meinem Garten**) an einem der besten Tage gemacht, Lotten

---

*) Vergleiche die Note auf pag. 18. Das Gedicht schildert das Frohgefühl über den Muth seiner Entsagung und endet:

„Allgegenwärtige Liebe!
Durchglühst mich,
Beust dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
In's frühwelkende Herz
Doppeltes Leben,
Freude, zu leben,
Und Muth."

An Werth manchen anderen von Göthe nachstehend ist das in die gleiche Zeit fallende Gedicht „an Uranien," welches recht geeignet ist, durch seine Ueberschwenglichkeit uns die Gefahr zu vergegenwärtigen, in der sich Göthe für seine geistige Gesundheit zu Wetzlar befand. — Uranie war eine Freundin Charlottens, vielleicht die, welche im Besitz der „prächtigen Gestalt" war, die Merck entzückte, vielleicht auch das Annchen, von der in den Briefen an Kestners oft die Rede ist.

**) Der große Felix Mendelsohn-Bartholdy, glaubte, wie wir aus dem Göthe-Zelter'schen Briefwechsel wissen, fälschlicherweise in Italien den Ort zu finden, wo das Gedicht entstanden sei.

ganz im Herzen und in einer ruhigen Genüglichkeit, all' Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn Du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte, Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, erkennen." So viel für jetzt von diesen Briefen. Denn diejenigen, welche sich auf den Roman „Werthers Leiden" beziehen, zu citiren, werden wir später noch Gelegenheit finden.

Freund Merck, der bei einem Besuche in Wetzlar durch Göthen auch Charlotten kennen gelernt hatte, von ihr aber nicht gerade erbaut worden war, „weil solche schlanke zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen," hatte unseren Dichter zu einer Rheinreise für die Zeit des Herbstes beredet, und dadurch wohl noch dessen Entschluß, aus Wetzlar fortzugehen, befestigt. So wandte sich denn Göthe zunächst nicht schon nach Frankfurt zurück, sondern vorerst noch nach Coblenz, Ehrenbreitenstein und dem am Fuße des Schlosses gelegenen Oertchen Thal. Hier trafen sich beide Freunde im Hause des Geheimrathes La Roche und blieben daselbst mehrere Wochen lang. Der Familienkreis, der sie aufnahm, war glücklicher Weise ganz geeignet, Göthes zwar, wie stets nach einer sittlichen Großthat,

freudig erhobenen, theilweise aber doch auch nach schmerzlicher Entsagung trübegestimmten Sinn aufzuhellen und für frohen Lebensgenuß wieder empfänglich zu machen. Es gefiel ihm in der Nähe seiner Gastfreunde sehr wohl, denn „mit der Mutter verband ihn sein belletristisches und sentimentales Streben, *) mit dem Vater ein heitrer Weltsinn, und mit den Töchtern seine Jugend." **) Ja, es schien, als sollte sich zwischen ihm und der Aelteren derselben, Maximiliane Euphrosyne ***) mit Namen, noch eine viel innigere Verbindung knüpfen. Denn sie war sehr liebenswürdig: „eher klein, als groß von Gestalt, niedlich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte." Ihr gegenüber nun erfuhr er zum ersten Male, wie eigenthümlich das menschliche Herz insofern geschaffen sei, als es oft nach schwerem Verluste alsbald wieder frischen Ersatz und neue

---

*) Die Mutter war die bekannte Schriftstellerin Frau v. La Roche.

**) S. Gs. W. XXVI, 177.

***) S. Gs. W. XXVI, 184, 221—223. — Sie mag wohl sehr schön gewesen sein, wie, abgesehen von Göthes eigenen Worten, auch aus einem Briefe Bettinens hervorzugehen scheint. Diese erinnert nämlich Göthen einmal daran, wie er noch ein Jahr vor dem Tode ihrer Mutter (d. h. eben Maximilianens) „die Hände zusammengeschlagen habe über deren Schönheit" (s. „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I. pag. 183).

Beschäftigung begehrt, und „welch eine angenehme Empfindung wach werde, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen beginnt, ehe die alte noch ganz verklungen ist." „So sieht man, sagte unser Dichter da zu sich selber, bei untergehender Sonne gern den Mond aufgehen, und erfreut sich am Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Aber die neue Leidenschaft „begann eben nur sich zu regen," und ehe zwischen Göthen und Maximilianen engere Beziehungen entstanden, verließ Ersterer, zum zweiten Male durch Merck gedrängt, das gastliche Haus des Geheimrathes. Doch bald genug sah er das Mädchen in Frankfurt, und zwar als nicht eben sehr glückliche Frau*) wieder, und da scheinen sie gegenseitig noch mehr Eindruck auf einander gemacht zu haben, als vorher in ihrer Heimath. Wie werth er, und warum besonders er ihr so werth geworden, erfahren wir aus „Wahrheit und Dichtung": „Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, schreibt er, ward nach der Heirath fortgesetzt, meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewohnt war." Als Maßstab seiner Empfindungen für sie aber

*) Sie hatte sich nicht sowohl aus freiem Herzensantrieb, sondern vielmehr auf Wunsch ihrer Familie im Januar 1774 mit dem Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano vermählt, als dessen Gattin sie am 19. November 1793 starb

kann uns eine Stelle aus einem von ihm etwa im Februar 1774 an die Gattin von Fritz Jacobi abgeschickten Briefe *) dienen, worin z. B. die Worte vorkommen: „Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, und worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun einmal das Glück meines Lebens." Das wäre denn gerade das Gegentheil von der in „Wahrheit und Dichtung" ausgesprochenen Behauptung, „es habe sich nichts Leidenschaftliches in ihren beiderseitigen Umgang gemischt." Indessen darf uns dieselbe weniger auffallen, weil in der Darstellung der Verhältnisse zu Charlotte Buff sowohl, als zu Maximiliane Göthen auch noch andere Irrungen untergelaufen sind, wovon wir uns im nächsten Kapitel noch überzeugen werden. Oder vielleicht ist auch jene Aeußerung wörtlich zu nehmen und es sollte damit gesagt werden, daß das Gefühl der beiden für einander nicht zum Ausbruch kam, sondern durch sittliche Scheu niedergehalten und zum Schweigen verwiesen wurde.

*) S. den „Göthes Briefwechsel mit F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi" als Einleitung vorgedruckten kurzen Briefwechsel Göthes mit Jacobis Gattin, pag. 14. — Die beiden Familien La Roche und Jacobi waren schon seit lange engbefreundet, und Johann Georg, der Bruder von Fritz Jacobi, hatte sich sogar um Maximilianens Hand bemüht. — Ueber Frau Jacobi s. pag. 109, in der Note.

Neuntes Kapitel.

Die Entstehung des „Götz“ und des „Werther.“ Maximiliane und das Ehepaar Kestner in ihren Beziehungen zu genanntem Roman.

Das Mariagespiel und die Entstehung des „Clavigo.“

1772—1774.

In Straßburg schon hatte Göthen die Lecture der Autobiographie vom biederen Götz von Berlichingen so sehr gefesselt und angezogen, daß er auf den Gedanken gekommen war, dieselbe zu dramatisiren, und vereinzelte Scenen wohl damals schon niedergeschrieben hatte. Jetzt nach Frankfurt zurückgekehrt, richtete sich sein Sinn wieder darauf, er entwarf sich nun einen Plan zum vollständigen Stücke und besprach diesen oft mit seiner „an solchen Dingen mit Geist und Gemüth theilnehmenden Schwester. Er erneuerte die Unterhaltung aber so oft, ohne irgend zum Werke zu gehen, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, sich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal das, was ihm so gegenwärtig wäre, auf dem Papiere fest zu bannen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing er eines Morgens zu schreiben an.“ *)

*) S. Gs. W. XXVI, 197.

Und so sind wir denn nun in der Periode von Göthes eigentlichem dichterischen Schaffen, in der Periode seiner werdenden Berühmtheit mitten drin: der Götz ward noch vor Schluß des Jahres 1772 vollendet und schnell durch den Druck veröffentlicht, zu dem Merck, getreu seinem Sprüchlein: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" das Geld vorgeschossen hatte. — Sobald aber dieser Entwurf sich von der Seele des Dichters losgelöst und auf dem Papiere Gestalt gewonnen hatte, nahm ein anderer wieder darin Platz, der zu den „Leiden des jungen Werther."

Die erste Veranlassung dazu, daß dieser Roman geschrieben wurde, scheinen Göthen die Nachrichten gegeben zu haben, welche Kestner im November 1772 ihm von den letzten Lebenstagen und Stunden des jugendlichen Selbstmörders Jerusalem auf brieflichem Wege zusandte. Merkwürdig genug hatte zu derselben Zeit, da Göthe in Wetzlar sich aufhielt und eine Neigung zu der bereits verlobten Charlotte Buff im Herzen trug, ebenda der aus Braunschweig gebürtige junge Jerusalem als Attaché der herzoglichen Gesandtschaft sich aufgehalten und eine Leidenschaft für die Frau des Pfälzischen Legationssecretärs H. in sich genährt. Aber er hatte nicht so groß und männlich gedacht, wie Göthe, der Kraft zur Entsagung fand, sondern hatte im Gefühl seiner unglücklichen Liebe ebensowohl, wie aus einem in anderen Ursachen begründeten allgemeinen

Lebensüberdruß seinem Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Das gewaltige Aufsehen, welches diese That weit über die Grenzen von Wetzlar hinaus erregte, das Entsetzen, welches alle Gemüther darob ergriff, hätte allein schon einen Poeten zur dichterischen Behandlung der Begebenheit veranlassen können; noch viel mehr aber mußte Göthe sich dazu gedrängt fühlen. Kannte ja auch er die Macht und die Leiden einer unberechtigten Leidenschaft und war ja auch er von jenem Ekel am Leben ergriffen worden, welchem die strebsame Jugend in schlaffer, thatloser Friedenszeit, während der Siebenschläferruhe einer Nation so leicht zum Opfer fällt. Und wenn Göthe die Erstere — Dank sei es der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit der Maximiliane La Roche — bereits wieder besiegt hatte, so war doch das taedium vitae in ihm noch nicht zu überwinden gewesen, und er konnte erst hoffen, durch den beabsichtigten Roman selber davon loszukommen. So begann er denn, wie seine Briefe an Kestner ausweisen, im Sommer 1773 den Werther zu schreiben. Es konnte aber nicht fehlen, daß in den Inhalt, wenigstens in den des 1. Theiles, der nach der Anlage des Romanes die Entstehung und das Wachsen einer Liebe zu einem bereits versagten weiblichen Wesen schildern sollte, und also stofflich ja ganz Göthes eigenen Wetzlarer Erlebnissen gleichen mußte, diese sich fast von selbst verflochten, und der Held ihm unter den Händen

die Physiognomie des Dichters selbst annahm, wozu noch der Umstand trat, daß Göthe die Vorgeschichte der Bekanntschaft zwischen Jerusalem und der Frau H. wenig oder nicht kannte. *) Anders war es erst der Fall mit der zweiten Hälfte des Romans, der wirklich dem entworfenen Plane gemäß dasselbe Ende haben sollte, wie das Verhältniß Jerusalems.

Doch nicht schon im Jahre 1773 ward der „Werther" vollendet; nur erst in leichten Umrissen hingeworfen und ohne Ausarbeitung des Details blieb er liegen, vielleicht weil der Dichter den darin geschilderten Empfindungen während der Arbeit schon vollständig entwachsen war. Aber eine wunderbare Fügung des Schicksals wollte, daß sie noch einmal in ihm rege werden und seine Tage trüben sollten. Maximiliane La Roche kam nach ihrer Vermählung in Frankfurt, welches der Wohnsitz ihres Gatten war, an, und Göthe sah zum zweiten Male ein geliebtes Wesen in den Armen und im Besitz eines Anderen. Da überfiel ihn wieder das alte Leid und alle Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft tobten wieder in seinem Inneren, da ward ihm auch die schon überwundene Stimmung des Weltschmerzes durch die peinlichen, beengenden Umgebungen, zwischen die er nun versetzt wurde, noch einmal gegenwärtig. Maximiliane war in ihrer Ehe nicht

*) S. die Belege in Kestners Brief an seinen Freund v. Hennings in Berlin (im Buche „Göthe und Werther," pag. 224 ff.)

glücklich, denn sie fühlte den Abstand der heiteren Landschaft, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte, vom dunkelen Kaufmannshause, welches nun ihre Heimath war, allzuschmerzlich, und konnte sich, jung wie sie war, nicht plötzlich in die Stelle einer Mutter versetzen, die sie den Kindern ihres schon einmal verwittweten Mannes sein sollte. Das Bewußtsein von dieser traurigen Lage eines weiblichen Wesens, dessen Wohl ihm am Herzen lag, sowie die Ahnung des Glückes, welches sie an seiner Seite und er an der ihrigen fühlen würde, mußte wohl Göthen schwer auf die Seele fallen und ihn gleich einer Last niederdrücken.

Da rettete er sich zur Schmerzen stillenden, innerlich erlösenden Kunst, wie er schon oft und niemals vergebens gethan hatte. Er nahm den „Werther" wieder zur Hand, und vollendete in der kurzen Frist von 4 Wochen (Februar oder März 1774) das Werk, von welchem er später sagen konnte, „es sei auch so ein Geschöpf, das er gleich dem Pelikan mit dem Blute seines eigenen Herzens gefüttert habe." *) —

Im September oder Anfang October sandte Göthe ein gedrucktes Exemplar seines so eben veröffentlichten „Werther" nach Hannover an Kestner, der seit 1½ Jahren als königlicher Archiv-Secretär

---

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe aus den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832," Bd. III. pag. 37.

und nunmehr auch als glücklicher Gatte Lottens daselbst lebte. In einigen begleitenden Zeilen schrieb unser Dichter an den Freund: „Ich bitt' Euch, gebt das Buch noch nicht weiter; behaltet den Lebendigen lieb, und ehret den Todten!", sowie im Einschluß auch an Lotte: „Wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollsts haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berührt!"

Göthe hatte in der Unschuld seines Herzens gehofft, dem werthen Ehepaare eine Freude mit dem Buche zu machen, und nicht daran gedacht, wie Kestners doch nothwendig die Schaustellung und willkürliche Ummodelung so intimer, sie so nahe berührender Verhältnisse verletzen müsse. Wie erstaunte er daher, als an ihn folgender Brief*) von Kestner als Antwort kam: „Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte; so aber, wie er da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbaut. Ihr wißt, ich rede gern, wie es mir ist. — Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ' ich schon

*) Ein Fragment des Briefconceptes s. in dem Buche „Göthe und Werther," pag. 220 f.

gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen ihr Züge entlehnet, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Eueren Zweck verfehlt. Der Herr Autor wird sich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Wirklichkeit und an die Wahrheit selbst, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Composition sein soll; allein die H....., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr Eurer Heldin beimesset. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin — erschoß sich Jerusalem. — Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr — und das

elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eigenes, nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet, seht was ich für ein Kerl bin!"

Wie berechtigt Kestner zu diesen Vorwürfen gewesen sei, wird wohl Jeder einsehen, ebenso, wie es ihm Niemand wird verdenken können, daß er, der „gern redete, wie's ihm war," seiner Uebellaune alsbald Luft machen wollte. Ja, man muß ihm sogar sein gerades, schlichtes Auftreten dabei zur Ehre anrechnen. Nicht minder achtbar aber benahm er sich im weiteren Verlaufe der Angelegenheit. Denn er erkannte bald nach dem ersten wohl erklärlichen Zornausbruche, daß Göthe ihn ohne Wissen und Willen gekränkt, und verzieh ihm deshalb seine Unbesonnenheit, ohne es ihm jedoch sogleich merken zu lassen. Denn auch dafür hatte er einen guten, ehrenwerthen Grund, den wir aus seinem bereits oben erwähnten Briefe an Hennings *) kennen lernen, worin nämlich die Worte sich vorfinden: „Sie werden daraus schließen, daß Göthe

---

*) S. das Buch „Göthe und Werther," pag. 225 u. 231.

mir mit den Leiden des jungen Werther, ohne Vorsatz jedoch, und in seiner Autor-Wärme, oder Etourderie keinen angenehmen Dienst gethan hat; indem mich vieles darin verdrießt, sowie meine Frau auch, und der Erfolg uns doppelt verdrießt: aber dennoch bin ich geneigt, es ihm zu vergeben; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt." Und weiter unten: „Sagen Sie, was soll ich bei der Geschichte anders thun, als sie übersehen. Zu redressiren ist sie nicht. Göthe hat's gewiß nicht übelgemeint; er schätzte meine Frau und mich dazu zu hoch. Er betrug sich auch viel größer, als er sich im Werther zum Theil geschildert hat."

Und das ist wahr — er betrug sich groß und edel, und zeigte sich eines Mannes, der die gefährlichste Probe der Freundschaft so wacker, wie Kestner, bestanden, vollkommen werth. Auf jenen ersten vorwurfsvollen Brief aus Hannover versuchte er nicht, wie wohl ein Anderer gethan hätte, sich zu vertheidigen, sondern er wußte ihm nichts entgegenzusetzen, als aufrichtige Bitten um Vergebung. „Ich muß Euch gleich schreiben — so lautet seine Antwort — meine Lieben, meine Erzürnten, daß mirs vom Herzen komme. Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt. Ich will nichts, ich bitte Euch, ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch

von Wahrheit und Lüge reiner an Euren Herzen gefühlt haben werdet. Du hast Kestner, ein liebevoller Advokat, alles erschöpft, alles mir weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte; aber ich weiß nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sichs gleich nicht ausdrücken kann. — Ich schweige, nur die frohe Ahnung muß ich Euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinander zu knüpfen. Ja, meine Besten, ich, der ich so durch Liebe an Euch gebunden bin, muß noch Euch und Euren Kindern ein Schuldner werden für böse Stunden, die Euch meine — nennt's, wie Ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt' Euch, haltet Stand. Und wie ich in Deinem letzten Briefe Dich ganz erkenne, Kestner, Dich ganz erkenne, Lotte, so bitt' ich, bleibt, bleibt in der ganzen Sache, es entstehe was wolle. Gott im Himmel, man sagt von Dir: Du kehrest Alles zum Besten. Und, meine Lieben, wenn Euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte Euer Göthe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der Eurige ist.“ In dem folgenden Briefe aber hat sich Göthe bereits wieder gefaßt; gehoben von der Begeisterung, die sein Roman allüberall erweckt und die den Namen des Dichters mit Windeseile nach allen vier Himmelsgegenden hin getragen hatte, ruft er den Freunden zu: „O ihr Ungläubigen! Ihr Kleingläubigen!

Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast. Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die Einen kaum ohne alles Andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden." Doch das ist nicht der einzige Trost, den er für die Beleidigten weiß, er verspricht ihnen auch „binnen einem Jahre auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Misdeutung u. s. w. im schwätzenden Publikum, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft," — ein Versprechen, welches er in der zweiten Ausgabe des Werther im Jahre 1783 gehalten hat, so gut es bei dem bereits mit dem Herzen der Nation allzu innig verwachsenen Buche hat gehen wollen. Somit aber war der vorübergehende Zwiespalt zwischen den Freunden glücklich beseitigt, der nun nach seiner Ueberwindung nur eine wo möglich noch größere Anhänglichkeit der beiden Theile aneinander zur Folge hatte.

Indem wir aber jetzt das Facit unsrer bisherigen Untersuchungen ziehen, so ist uns offenbar geworden, daß nicht blos, wie gemeinhin in einer seltsamen Vergeßlichkeit der eigenen Bekenntnisse Göthes angenommen wird, sein Liebesverhältniß zu Charlotte Buff, sondern ebenso auch das zu Maximiliane bei der Dichtung des Werthers mitgewirkt hat, insofern dasselbe, mögen nun auch Züge von Brentano und seiner Gattin in die Charakterbilder Alberts und Lottens im Romane hinübergenommen sein oder nicht, doch wenigstens die indirecte Veranlassung dazu wurde, den Werther für die Veröffentlichung reif zu machen. Es war also derselbe, wie überhaupt das zweite Werk des Dichters, so auch das zweite, auf dessen Vollendung ein weibliches Wesen den eigentlich bestimmenden Einfluß ausübte. Und merkwürdig genug, die dritte größere Arbeit Göthes, welche in der Zeit zwischen der Vollendung und der Herausgabe des Werther entstand, sollte nicht minder einem weiblichen Wesen seine Entstehung verdanken. Denn der „Clavigo," von dem hier die Rede ist, wurde, und zwar in der kurzen Zeit von 8 Tagen, allein auf den speciellen Wunsch einer jungen Frankfurterin geschrieben, mit der Göthe auf eigenthümliche Weise bekannt und vertraut geworden war.

Jene lustige Gesellschaft nämlich, der unser Dichter schon vor seiner Abreise nach Leipzig im

Jahre 1765 nebst seiner Schwester angehört hatte, bestand auch in den Jahren 1773 und 1774 noch, oder hatte sich in denselben, basirend auf den alten Elementen, zu denen natürlich mancherlei neue gekommen waren, wiederum zusammen gefunden; und es war daselbst, wie Göthe wenigstens in „Wahrheit und Dichtung" behauptet, auf Anlaß eben jenes wunderlichen Redners, der damals zum Braut- und Bräutigamspiele gerathen hatte*), nun die Bestimmung getroffen worden, daß

*) S. Gö. W. XXVI, 339 f. — Nach den von Heinrich Düntzer („Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit," pag. 139) beigebrachten sehr wahrscheinlichen Beweisgründen war dieser „wunderliche Redner" der 1747 geborene und bereits in der Wiege vom Fürsten Thurn und Taxis zum Rath ernannte Krespel. Wenn aber der erwähnte Autor daraus, daß Krespel, wie aus seinen eigenen hinterlassenen biographischen Notizen hervorgehe, 1765 gar nicht in Frankfurt, sondern in Paris sich aufhielt, schließen zu müssen glaubte, daß die Existenz jener Gesellschaft nicht schon in dem genannten Jahre, sondern erst im Jahre 1773 zu statuiren, und daß auch da erst das Braut- und Bräutigamspiel sowie im folgenden (1774) das Mariagespiel an die Reihe gekommen sei — so wird diese Annahme als falsch erwiesen durch einen Brief Göthes an Kestner vom Januar 1773 (s. d. Buch „Göthe und Werther," pag. 138, das freilich bei Herausgabe der Düntzerschen „Frauenbilder" noch nicht erschienen war). Darin heißt es nämlich: „Mein Mädchen grüßt Lotten... Hätten wir einander so lieb, wie Ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen, denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu." Nicht also erst 1774, sondern schon 1773 erlustigte

aller 8 Tage nach wie vor geloost werden sollte, nicht aber, um wie vormals liebende Pärchen, sondern um wirkliche Ehepaare zu bestimmen. Es hatte nämlich jener junge Mann, der dazu rieth, gemeint, „wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei nun bei zunehmenden Jahren vor Allem nöthig gelernt zu werden. Man müsse nämlich thun, als wenn man einander nicht angehöre, man dürfe nicht nebeneinander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungeu erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse."

Es mögen aber wohl mehrere Mädchen, welche

---

man sich an dem Mariagespiel, und das Braut- und Bräutigamspielen ist in frühere Zeit zu versetzen, d. h. man kann sehr wohl bei dem von Göthe angegebenen Jahre 1765 stehen bleiben, kann aber, wenn man der Düntzerschen Behauptung, der „wunderliche Redner" sei Rath Krespel gewesen, treu bleiben will, vermuthen, er sei es nicht gewesen, der zur Bestimmung von Brautpaaren gerathen, sondern nur der, welcher den Vorschlag zum Mariagespiel gethan habe, auf ihn jedoch müsse Alles bezogen werden, was von der Persönlichkeit und dem Charakter des Ersteren „in Wahrheit und Dichtung" gesagt werde, da es eben mit dem, was wir hinsichtlich des Rathes Krespel wissen, übereinstimmt.

Mitglieder jener Gesellschaft waren, im Inneren den Wunsch gehegt haben, mit Göthen, dem liebenswürdigen, schönen jungen Manne im Loose zusammen zu treffen — Keiner jedoch würde dies vielleicht lieber gewesen sein, als der zweiten von den fünf hübschen Schwestern Charlotte, Antoinette Louise, Katharina, Anna und Christiane Gerock, deren Vater, Jacob Friedrich Gerock, ein angesehener und für reich geltender Kaufmann war, und von denen zu vermuthen steht, daß wenigstens die älteren drei auch an jenen geselligen Zusammenkünften Theil genommen haben. Denn es geht aus Göthes Briefen an Kestner und an F. H. Jacobis Gattin hervor, daß er, sowie seine Schwester in dieser Zeit viel mit den Gerocks verkehrt habe. Ueber die Mittlere derselben aber lesen wir in einer Note Max Jacobis*) zu einem der Götheschen Briefe an

*) S. den „Göthes Briefwechsel mit F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi“ vorgedruckten kürzeren Briefwechsel Göthes mit Jacobis Gattin, pag. 9. — Wir dürfen der Notiz, die der Herausgeber mittheilt, wohl Glauben schenken, weil er sie vielleicht gar von seiner mit den betreffenden Verhältnissen nahe vertrauten Mutter empfangen hatte. Daß er statt „Gerock“ „Gerold“ gelesen und so auch drucken gelassen hat, ist freilich eine sonderbare Irrung, die man sich wohl aber durch Gedächtnißschwäche im Behalten von Namen erklären könnte. — Noch wollen wir hier erwähnen, daß späterhin Antoinette einen Herrn Ruff in Emmendingen heirathete, woselbst sie erst ihrer Freundin Cornelie Göthe, als diese Frau Schlosser war, Gesellschaft geleistet, und nach deren Tode dem Wittwer die Wirthschaft geführt hatte, bis der-

seine Mutter, daß „Antoinette von früher Jugend an unserem Dichter leidenschaftlich zugethan gewesen sei," und finden dies außerdem auch noch durch mehrere Stellen in den eben erwähnten Briefen selbst, sowie gleichfalls in denen an Kestner bestätigt. So schreibt z. B. Göthe einmal (im Januar 1773) an den letztgenannten Freund: „Ich ging mit Antoinetten und Nannen auf die Brücke einen Nachtspaziergang. Das Wasser ist sehr groß, rauschte stark und die Schiffe alle versammelt ineinander, und der liebe trübe Mond ward freundlich gegrüßt, und Antoinette fand das Alles paradiesisch schön und alle Leute so glücklich, die auf dem Lande le-

sich zum zweiten Male mit Johanna Fahlmer, der angeheiratheten Tante F. H. Jacobis vermählte. Diese letztere übrigens mag — um auch das noch zu bemerken — wohl gleichfalls an jener Gesellschaft Theil genommen und dadurch mit Göthen bekannt geworden sein, der in „Wahrheit und Dichtung" (s. G's. W. XXVI, 279—80) ihre große Zartheit des Gemüthes und ungemeine Bildung des Geistes rühmt. Sie war es aber wieder, die unseren Dichter mit der Gattin ihres Neffen F. H. Jacobi, (Helene Elisabeth, geb. v. Clermont aus Aachen) zusammenführte, als diese sie im Sommer 1773 in Frankfurt besuchte. Göthe urtheilt über letztere a. a. O: „Sie war geeignet, mich völlig einzunehmen; ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensischen Frauen erinnerte." Auf ihren Briefwechsel mit Göthe, der alsbald nach ihrer Abreise eröffnet wurde, haben wir uns schon und werden wir uns noch mehrmals beziehen.

ben, und auf Schiffen, und unter Gottes Himmel. Ich lass' ihr die lieben Träume gern, macht' ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte." Noch viel überzeugender aber deuten auf Antoinettens Liebe zu Göthe, sowie darauf, daß sie von seiner Seite unerwiedert geblieben sei, die folgenden Worte unseres Dichters an die Frau Jacobi*), welche ungefähr im Herbst 1773 geschrieben worden sein müssen: „Die Antoinett hat mehr Begierden, als für diesmal befriedigt werden können, und ich meide sie." Damit ist denn auch zugleich gesagt, welches Ende ihre nähere Bekanntschaft gehabt und warum sie es gehabt habe.

Das Mädchen aber, welches durch das Loos Göthen als Titulargattin zufiel, kann, wie es ja wohl möglich gewesen wäre, nicht Antoinette, und überhaupt Keine von den Gerocks gewesen sein, schon deshalb, weil er gegen Kestnern, der bei einem Aufenthalt in Frankfurt auch die genannten drei Schwestern kennen gelernt hatte, oft und stets mit Namensnennung von ihnen spricht, in der oben citirten Stelle aber nicht dazusetzt, wie das Mädchen, welches sich ihn erlooste, heiße. Auch in

* s. den Göthes Briefwechsel mit „F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi" vorgedruckten kürzeren Briefwechsel Göthes mit Jacobis Gattin, pag. 14.

„Wahrheit und Dichtung“ finden wir weder Vor- noch Zuname angegeben, und so hat denn Professor Lehmann *) vermuthet, es sei eine der beiden Schwestern des Rathes Crespel, Maria Katharina oder Franziska Jakobea (Töchter eines Juwelenhändlers) gewesen, wogegen Heinr. Düntzer **), freilich ohne Angabe seiner zwar gut scheinenden Quelle, die Behauptung aufstellt, der Name des Mädchens sei Anna Sibylla Münch ***). Wir jedoch möchten uns so schlechthin weder für jene Conjectur, noch für diese Meinung entscheiden, denn, was die erstere betrifft, so würde Göthe gewiß, wenn es wirklich der Fall gewesen wäre, in „Wahrheit und Dichtung erwähnt haben, daß seine Titulargattin eine Schwester des „wunderlichen Redners“ war und zugleich mit der letzteren müßten wir, da Düntzer selber als den Geburtstag der Anna Sibylla Münch den 3. Juli 1758 angiebt, es in den Kauf nehmen, zu glauben, daß das Mädchen noch vor vollendetem 15. Jahre bereits Mitglied der Gesellschaft gewesen sei, und wüßten außerdem dann auch nichts mit der Stelle eines

---

*) s. d. Buch „Göthes Liebe und Liebesgedichte,“ pag. 122.

**) s. d. Buch „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit,“ pag. 256.

***) Sie war die Tochter des Kaufmanns Philipp Anselm Münch, und wurde, nach dem Tode desselben und da sie um ihr Vermögen gekommen war, 1799 als Conventualin des Lutherischen Katharinenklosters in Frankfurt aufgenommen, wo sie am 6. November 1825 starb.

Briefes von Göthe an Kestner anzufangen, die, wenn wir nicht irren, doch ebenso, wie jene oben citirte und der Zeit nach nur 14 Tage spätere Stelle auf die Titulargattin Bezug hat, und folgendermaßen lautet: „Lotten sagt, ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe und das ich, wenn ich zu heirathen hätte, gewiß vor allen anderen griffe, ist auch den 11. Januar geboren. Wäre wohl hübsch so 2 Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist.“*)

Doch mag auch die Titulargattin geheißen haben, wie sie will — hören wir nun, was Göthe selber uns von ihr erzählt.**) „Es traf sich wunderbar genug, daß ihm das Loos gleich vom Anfang an eben dasselbe Frauenzimmer zwei Mal bestimmte; wie sie aber das Loos zum dritten Mal zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe gesprochen, und sie könnten nun nicht mehr geschieden werden.“ Daher erklärt es sich denn wohl auch, wie während einer ganzen Jahresfrist, ja noch darüber hinaus, die Beiden mit einander vereint blieben.

Göthe ließ sich das aber wohl gefallen, denn das Mädchen war „ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frauen gern denken mag; ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte

*) s. d. Buch „Göthe und Werther,“ pag. 130. — Der 11. Januar war Lottens Geburtstag.

**) s. G's. W. XXVI, 346—354; XLVIII, 64, 164.

man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und natürliche Bildung erkennen;" man durfte ihr viele gute Namen geben, „die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle, und Leidenschaftslose*);" „ihre Art, mit Göthen zu sein, zeugte von einem schönen, ruhigen Vertrauen," und so gewöhnte sich denn das Pärchen aneinander, ohne daß wohl gerade von gegenseitiger Leidenschaft die Rede sein konnte. Giebt es ja doch wohl tausend Fäden, die sich von einem Geschlecht zum andern leicht herüber und hinüber schwingen, und es braucht in keinem die Liebe eingewebt zu sein.

„Weil nun aber bei jeder der geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte Göthe eines Abends als ganz frische Neuigkeit des Beaumarchais viertes, die Reise nach Spanien und seine Verwickelungen mit Don Joseph Clavijo y Flaxardo beschreibendes Memoire im Originale mit. Es war im Mai 1774, in der Zeit, da Göthes Verhältniß zu der inzwischen nach Frankfurt gekommenen Maximiliane, welche ihn in den letzten Monaten wohl etwas von der Titulargattin entfernt haben mochte, ins rechte Geleise gebracht

*) Irriger Weise sind diese Worte von A. Clemens (s. den Aufsatz „Lilli und Göthe" im „Morgenblatt für gebildete Leser," Jahrgang 1857, nro. 30) auf Lilli bezogen worden, von welcher wir nun sehr bald zu reden haben werden.

war, und er vielleicht Lust fühlte, sich wieder mehr als bisher an jene anzuschließen. Nun äußerte sie, daß sie den Wunsch hege, das Memoire binnen 8 Tagen in ein Schauspiel verwandelt zu sehen. Göthe versprach ihr die Erfüllung dieses Wunsches und hielt sein Wort: in der nächsten Woche schon las er unter lebhaftem Beifall dem geselligen Kreise seinen „Clavigo“ vor, doch gefiel er natürlich Niemanden besser, als der Titulargattin, die aber nicht ahnen mochte, wie sehr beim Dichten desselben (ebensowie bei dem des „Götz“) die Erinnerung an Friederike Brion im Dichter lebendig war.“

Zehntes Kapitel.

Lilli die Braut. — Briefwechsel mit Auguste Gräfin Stallberg. — Das Gedicht an Lottchen.

1774—1775.

Göthes Eltern sahen ihres Sohnes vertrautes Verhältniß zur Titulargattin durchaus nicht ungern; dem Vater schien sie, wie er seiner Gattin gestand, „eine gar anmuthig zusagende Schwiegertochter,“ während die Mutter mit zu denen gehören mochte, „die ihre häusliche Thätigkeit höchlich rühmten,“

und zu gleicher Zeit vielleicht auch in der Heiterkeit ihres Naturells wünschte, daß in ihr, nach der Verheirathung Corneliens mit Georg Schlosser, ziemlich vereinsamtes Haus wieder neues Leben käme. Ja, Wolfgang selber hatte Augenblicke, in denen er sich, „wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, gelegentlich wohl ohne viel Bedenken mit ihr hätte zusammengeben lassen," und er wartete den Ausgang des Verhältnisses ruhig und gleichmüthig ab.

Aber dasselbe löste sich, ohne daß es zwar zum offenbaren oder feindseligen Bruch gekommen wäre, doch schneller, als die Betheiligten gedacht hatten, denn eine neue stürmende und drängende Leidenschaft vertrieb aus Göthen alle Gedanken an eine Philisterehe. — In einem Familienconcerte lernte er die reizende, erst sechszehnjährige Anna Elisabeth Schönemann,*) die Tochter einer sehr vermögenden, reformirten Kaufmannswittwe in Frankfurt, kennen.

---

*) S. Gs. W. XLVIII, 23—24, 37—42, 44, 49—66, 101—103, 156—163, 177—179, 183—184, 188—191. Sie war geboren am 23. Juni 1758. — Ihr Bild ist neuerdings als Beilage zu einem vom Frankfurter Jügel herausgegebenen Buche veröffentlicht worden, welches den Titel führt: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie, Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers." Darin lesen wir folgende Schilderung Lillis von ihrem Bruder: „Meine Schwester war von der Natur mit einer schönen, interessanten Gestalt begünstigt. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und

Sie saß, als er in den Saal eintrat, gerade am Klavier und spielte ihre Pièçe mit Kunstfertigkeit, wobei „sie etwas Kindartiges in ihren Bewegungen hatte;" aber als sie geendet, „konnte er bemerken, daß sie ihn aufmerksam betrachtete, und daß er ganz eigentlich zur Schau stand, welches er sich wohl gefallen lassen durfte, da man auch ihm etwas gar Anmuthiges zu schauen gab." Beim ersten Blicke in ihre Augen, den er im darauffolgenden Gespräche zu thun wagte, empfand er „eine Anziehungskraft von der sanftesten Art, die aber noch kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien;" doch als sie bei einem späteren Zusammentreffen mit ihm voll kindlichen Vertrauens und reizend geschwätziger Offenheit die Geschichte ihrer Jugend erzählte, da erschlossen sich Beider Herzen ganz, und es ward ihnen klar, daß sie gegenseitige Liebe verbinde.

Nun war es Göthen auf ein Mal wieder ganz anders zu Muthe, als bisher, da er am Arme der Titulargattin gelassen durchs Leben geschlendert war. Sein Herz war in Ruhe gewiegt worden, und nun mußte er es fragen:

---

talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz schließen ließ."

„Herz, mein Herz, was soll das geben,
„Was bedränget Dich so sehr?
„Welch' ein fremdes, neues Leben!
„Ich erkenne Dich nicht mehr!“ *)

Er sträubte sich wohl selber gegen die neue Tyrannei**), aber die Liebe hört ja auf keine Lehre, und der, welchen sie ergreift, muß wunderbare Veränderungen mit sich vorgehen lassen. Auch Göthes Leben gestaltete sich plötzlich um, sonst lag er

„Heimlich in sein Kämmerchen geschlossen
„Bei des Mondes Schein,
„Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
„Und er dämmert' ein.“

Und nun mußte er ausrufen:

„Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
„An dem Spieltisch hältst?
„Oft so unerträglichen Gesichtern
„Gegenüber stellst?“ ***)

Sonst behagte es ihm gar wohl:

„In Wald und Feld zu schweifen,
„Sein Liedlein weg zu pfeifen;“ †)

---

*) s. d. Gedicht „Neue Liebe, neues Leben“ in G's. W. I, 70.

**) s. d. Gedicht „Neue Liebe, neues Leben“ am Ende:
„Und an diesem Zauberfädchen,
„Das sich nicht zerreißen läßt,
„Hält das liebe, lose Mädchen
„Mich so wider Willen fest!“

***) S. das Gedicht „an Belinden“ in G's. W. I, 71. — Vgl. auch eine Note auf pag. 18.

†) S. das Gedicht „der Musensohn“ in G's. W. I, 24.

doch

„Reizender ist ihm des Frühlings Blüthe
„Nun nicht auf der Flur,
„Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
„Wo Du bist, Natur!“ *)

Und wenn er auch jetzt noch wieder einmal Zeit und Lust gewinnt, im Freien sich zu ergehen, denkt er doch dort nicht minder an die Geliebte, und bringt als blühendes und duftendes Zeugniß davon ihr einen Strauß mit nach Hause, und dazu die Verschen:

„Der Strauß, den ich gepflücket,
„Grüße Dich vieltausend Mal;
„Ich habe mich oft gebücket,
„Ach, wohl ein tausend Mal,
„Und ihn ans Herz gedrücket
„Viel hunderttausend Mal!“ —

Aber nicht weniger seltsam, als Göthe, sah plötzlich auch Lilli sich verändert, und wie die echte Liebe Nichts vor dem Gegenstande ihrer Wahl verheimlichen kann, so gestand das reizende Mädchen selbst ihrem Wolfgang „daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden gewesen sei, daß sie diese Gabe nun auch an ihm geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm sich angezogen fühle.“ Aus diesem offenen, unschuldigen Bekenntnisse mag man

*) S. das Gedicht „der Blumengruß“ in G's. W. I, 79.

übrigens, um dies gleich hier zu erwähnen, herauslesen, wie wenig Lilli die Anschuldigung, eine herzlose Kokette gewesen zu sein, verdient hat. Doch sei dem, wie ihm wolle, Göthen liebte sie mit Innigkeit und wahrer Wärme und gab ihm niemals den Verdacht einer Untreue, ja nicht einmal gerechten Anlaß zu einer momentanen Verstimmung über ihr Benehmen gegenüber anderen Männern *).

---

*) Man höre die eigenen Worte Göthes: „Die Messe nahte und alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittleren, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem Allen anständig zu genügen. Unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu sagen, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien."

Bekanntlich ein Product jener bewegten, in eifersüchtiger, halbhumoristischer Uebellaune verbrachten Tage ist das Gedicht „Lillis Park" (s. G's. W. II, 84 ff.). „Der Dichter stellt hier, wie Heinr. Düntzer (in den „Frauenbildern aus Göthes Jugendzeit," pag. 331) sagt, die Anbeter der Geliebten als eine Menagerie dar, und schildert sich selbst als

Nach dem ersten Geständnisse der gegenseitigen Leidenschaft lebte das Pärchen eine Zeitlang beglückt nebeneinander hin. „Es war ein Zustand,

---

einen Bären, „ungeleckt und ungezogen," den Lilli „aus des Waldes Nacht unter ihren Beschluß hereinbetrogen und mit den anderen zahm gemacht hat."

„Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsamfeuers,
„Dem keiner Erde Honig gleicht,
„Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
„Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
„Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht,
„Und wieder flieht, und mich mir überläßt,
„Und ich dann, losgebunden, fest
„Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
„Sie suche, schaudre, wieder fliehe.
„So läßt sie den zerstörten Armen geh'n,
„Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
„Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen steh'n,
„Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.
„Und ich, o Götter, ists in euern Händen,
„Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
„Wie dank' ich, wenn ihr mir Freiheit schafft!
„Doch sendet ihr mir keine Hülfe nieder —
„Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder;
„Ich fühls! ich schwörs! noch hab ich Kraft!

Nicht übel sind auch die nun folgenden Worte Düntzers (a.a.O.): „Mit diesem Gedichte, dessen Schluß offenbar auch nicht ernsthaft zu nehmen ist, sondern nur die augenblickliche, vergebliche Muthanstrengung bezeichnen soll, scheint der Dichter die Geliebte einmal wegen eines unfreundlichen Betragens gegen sie, welches ihm die stachelnde Eifersucht eingegeben, begütigt zu haben."

von dem geschrieben steht: Ich schlafe, aber mein Herz wacht! Die hellen, wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.“ Beide lebten in seliger Vergessenheit nur allein für die Gegenwart, indem sie mit keinem Gedanken an die Zukunft dachten; und so übernahm es denn eine Hausfreundin in Lillis Familie, das originelle Demoiselle Delf*), dies statt ihrer zu thun. Sie mochte das Hinhängen von Verhältnissen nicht wohl leiden, „unterhandelte demnach aus eigenem Antriebe mit den beiderseitigen Eltern,“ und zwar so erfolgreich, „daß sie eines Abends vor das Pärchen hintrat und die Einwilligung zur Verlobung brachte. Gebt Euch die Hände, rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Göthe stand Lilli gegenüber und

*) S. Gs. W. XLVIII, pag. 60: „Demoiselle Delf stand mit ihrer älteren Schwester einem kleinen Handelshause in Heidelberg vor und war der größeren Frankfurter Wechselhandlung vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lilli von Jugend auf; es war eine eigene Person, ernsten männlichen Ansehens und gleichem derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne u. s. w.“ — Lilli schreibt in ihren französischen Briefen an den in Heidelberg wohnhaften Bruder immer „la Delph,“ (s. Jügels Buch „das Puppenhaus ꝛc.“).

reichte seine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen sie einander lebhaft bewegt in die Arme" *).

So war denn Göthe Bräutigam geworden, und „es war gewiß, wie er selber sagt, ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß er im Verlaufe seines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei." „Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblicke an eine gewisse Sinnesveränderung in ihm vorging. War die Geliebte ihm bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie ihm nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten sein, das fühlt' er, wie sonst, aber der Werth ihres

---

*) Wer, der jemals das Glück hatte, sich den Bräutigam eines geliebten Mädchens nennen zu dürfen, wäre nicht entzückt über diese einfach schöne und der holdesten Wirklichkeit abgelauschte Schilderung; in Bezug auf welche wir in jenem Aufsatze von A. Clemens: „Lilli und Göthe" folgende Worte lesen: „Göthe sagt, als er Lilli die Hand gereicht, habe sie die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hineingelegt. Vielleicht lag in dieser den Ernst des Augenblickes bezeichnenden Bewegung die unausgesprochene Frage: „darf ich einem Geiste wie dem Deinigen trauen, ein Mädchen glücklich zu machen?" — Der „tiefe Athemzug," mit dem sie sofort dem Geliebteu in die Arme sank, zeigte, daß ihre Sorge beschwichtigt sei und die Liebe gesiegt habe."

Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem, das blieb ihr eigen. Er schaute es, er durchblickte es und freute sich dessen als eines Kapitals, von dem er Zeitlebens die Zinsen mitgenießen sollte."

Und dennoch — dieses schöne und würdige, von den Betheiligten selbst so hoch gehaltene Verhältniß, welches alle Gewähr hatte, fürs Leben zu dauern, indem es unter den Augen der Welt bestand und von den beiderseitigen Eltern bewilligt worden war*) — Göthe vermochte es zu lösen. An diesem Punkte angelangt, stehen wir noch einmal vor einer dunkelen Stelle in seinem Charakter, die Niemand ganz aufhellen oder tilgen wird, am wenigsten dadurch, daß man, wie leider geschehen, das Mädchen ungerechter Weise zu verdächtigen wagt. Zum zweiten Male ward Göthe schuldig, nachdem er seit jenem ersten Male doch bereits hinwiederum ein erhabenes Beispiel von Seelengröße und Manneswürde aufgestellt hatte. Nur war es diesmal nicht, wie früher, der eigene allzukühle, grausam scharf berechnende Verstand, der ihn veranlaßte, seine Zusage stillschweigend zu brechen und Lilli zu verlassen, sondern es war die übergroße und wirk-

*) Nachdem diese Erlaubniß erlangt war, hätte man wohl gegründete Hoffnung hegen dürfen, daß sich über kurz oder lang auch Beziehungen zwischen Göthes Eltern und Lillis ihnen als Reformirte noch fern stehender Mutter angeknüpft haben würden.

lich räthselhaft unerklärliche Schwäche und Nachgiebigkeit gegen die Rathschläge und Abmahnungen seiner Schwester Cornelie. Göthe selbst suchte zwar, wie er in „Wahrheit und Dichtung“ mit wahrhaft rührender Schonung und Liebe von derselben spricht, die Sache so darzustellen, als wenn sie Lillis Bestes nicht minder, als das ihres Bruders im Auge gehabt hätte; ein unbefangener Beurtheiler jedoch wird in Corneliens Rathschlägen nur Ausflüsse ihres von Natur aus schon grämlichen Wesens, welches sich in dem abseits gelegenen Emmendingen *) noch gesteigert hatte **), nur Folgen ihrer eigenen Abneigung gegen die Ehe, in der sie an der Seite eines ungeliebten, wenn auch braven Mannes nicht glücklich geworden war, oder endlich nur jene mäkelnde Eifersucht erkennen, welche so häufig und wie aus einem tiefer liegenden Naturtrieb heraus Schwestern den Geliebten ihrer Brüder entgegen-

*) Woselbst Georg Schlosser als badischer Beamter lebte.

**) Man sehe ihren von Emmendingen aus am 10. December 1776 an die Gräfin Auguste Stollberg (vgl. weiter unten) gerichteten Brief, der folgende Stelle enthält: „Wir sind hier ganz allein, auf 30, 40 Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenig Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt. Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus, und wenn die schläft, schläft Alles.“ (S. d. Taschenbuch Urania, Jahrgang 1839, pag. 124).

setzen, und die bei Cornelien um so greller hervortrat, als sie von einer gewissen Gehässigkeit besonders gegen Andere ihres Geschlechtes nicht frei zu sprechen sein wird *).

Kurz und gut — sie capricirte sich darauf und suchte es unserem Wolfgang sowohl mündlich, als er sie auf seiner mit den beiden Grafen Stollberg unternommenen Schweizerreise in Emmendingen besuchte, als vorher schon, sowie auch nachher, brieflich einzureden, daß Lilli zu verwöhnt und zu vornehm erzogen sei, und die Ehe mit solch einem Mädchen weder für ihn, noch für sie glücklich ausgehen könne.

Mit quälenden Gedanken und in der peinlichen Lage gestörten Seelenfriedens schied damals Göthe aus Emmendingen, und als er den Spiegel des Züricher Sees vor sich ausgebreitet liegen sah, mußte er im Stillen vor sich hin seufzen:

„Wenn ich, liebe Lilli, Dich nicht liebte,
„Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
„Und doch, wenn ich, Lilli, Dich nicht liebte,
„Fänd' ich hier, und fänd' ich dort mein Glück?" **)

Doch im weiteren Fortgang der Reise, da er gerade auf dem Gipfel des St. Gotthard stand, trieb

*) Man sehe die schon oben erwähnten Auszüge aus ihren Tagebüchern und Briefen an ihre Freundin, Katharina Fabricius, in „Göthes Briefen an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn," pag. 233 ff. —

**) Diese Zeilen führen den Titel „Vom Berge" (s. Gs. W. I, 79).

ihn ein innerer Drang, das goldene Herzchen, welches er von der Geliebten zum Geschenk erhalten hatte und an einem Bande um den Hals geschlungen trug, mit Inbrunst an die Lippen zu drücken *), und wie durch ein Wunder ward in dem Augenblick seine Sehnsucht nach Lilli so ungestüm, daß er den Plan, nach Italien ins gelobte Land hinunterzusteigen, aufgab und nach der Heimath zurückeilte. Der bange Zweifel, der von Cornelien in ihm angefacht war, schwand und „er glaubte nicht mehr an die Scheidung, denn auf der Reise hatten alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche freies Spiel.“ Aber als er dann wieder vor Lilli selber hintrat, fiel ihm Alles, was Cornelie ihm vorgestellt hatte und was sie nun in „schmerzlich mäch-

*) So entstand das Gedicht:

Angedenken Du verklungener Freuden,
Das ich immer noch am Herzen trage,
Hältst Du länger, als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?
Flieh ich, Lilli, vor Dir? Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lillis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!
Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach.
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht
Er hat schon jemand angehört.

(S. Gs. W. I, 97).

tigen" Briefen wiederholte, mit verdoppelter Schwere aufs Herz und er glaubte endlich fest und wirklich, sich von seiner Verlobten trennen zu müssen. Freilich, die Schwester kannte die echte Liebe gar nicht, und wußte nicht, was für Opfer diese zu bringen vermag, sie wußte auch nicht, daß Lilli, „als man sie hatte überzeugen wollen, sie müsse Göthen entsagen, und dies sei um so nöthiger, ja thunlicher, weil er durch seine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit*) sich genugsam selbst erklärt habe," darauf zur Antwort gab, sie wolle seinetwegen und mit ihm selbst nach Amerika wandern — aber Wolfgang wußte dies, und dennoch leistete er auf ihren Besitz Verzicht. Es bleibt das eben ein Räthsel, wie das Herz auch des edelsten und tüchtigsten Menschen deren ja zu rathen aufgiebt.

Göthe hatte schon seit der Rückkehr von der Reise vermieden, mit Lilli allein zu sprechen und zu verkehren — endlich stellte er die Besuche bei ihr ein und ließ es so stillschweigend zum gänzlichen Bruche des Verhältnisses kommen. Aber keineswegs trennte er sich etwa von der Geliebten mit leichtem Muth oder vergaß sie schnell; nein! die Erinnerung an sie peinigte und entzückte ihn noch fortdauernd zu gleicher Zeit. Er gab sich wieder, wie stets in den Drangsalen innerer Aufregung,

---

*) Göthe hatte es sich zu Schulden kommen lassen, ohne Abschied abzureisen.

mit verdoppeltem Eifer der Poesie hin, aber was er dichtete, war oft nur ein Nachklang jener gemischten glücklichunglücklichen Stimmung, in die ihn seine Liebe zu Lilli versetzt hatte. So ließ er denn damals seinen Valerio in „Erwin und Elmire“ singen:

Höret alle mich, o Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet,
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in Deinen Armen
Mehr gelitten, als genossen!
Nun es sei! Es ist beschlossen!
Ende, Glück, und ende, Pein!

Und aus dem Munde des blondlockigen Klärchens in „Egmont“ ertönte zu jener Zeit das liebliche Eiapopeia:

„Freudvoll und leidvoll,
„Gedankenvoll sein,

„Hangen und bangen
„In schwebender Pein!“

Aber selbst der Kunst, der Friedensstifterin, gelang es oft nicht, die Unruhe in Göthes Innerem zu besänftigen, welche sich besonders zur bänglichen Dämmerzeit einstellte und seinem schwärmenden Geist in der Stubenenge nicht Ruh' und Rast ließ. Dann trieb es ihn wohl vor Lillis Fenster und er gab sich Mühe, durch die erleuchteten Rouleaux hindurch wenigstens den Schatten ihrer anmuthigen Gestalt zu erblicken oder den sehnsüchtigen Ton ihrer Stimme zu hören, mit dem sie das von ihm selbst an sie gerichtete Lied: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ vor dem Flügel sang.

Endlich ward der Wunsch in Göthen rege, Lillis Nähe für immer zu entfliehen, um dadurch

womöglich für sich sowie für sie Ruhe zurück zu gewinnen. Er folgte dem Rufe des jungen Herzogs von Weimar, und „so, schreibt Herr von Binzer *) — übrigens Einer der Wenigen, die sich auf des Mädchens Seite gestellt haben **) — wurde ihm durch diese Liebe nicht erfüllt, was sie ihm versprach, erfüllt dagegen, was er nie von ihr hoffen konnte." Wir jedoch möchten in Bezug auf diese Worte die Frage aufwerfen, warum denn in aller Welt Lilli Göthen nicht auch als Gattin nach Weimar hätte folgen können? Die Verhältnisse ihrer Geburt, ihres Standes, aber auch die ihrer sittlichen, wie geistigen Bildung, welch letztere von ihrem eigenen Bruder eine „glänzende" genannt worden ist, würden gewiß kein Hinderniß abgegeben haben, und gerade die „Staatsdame," wie sie der alte Rath nannte, indem er damit seine anfängliche Abneigung gegen sie bezeichnete, würde, wenn zwi-

*) S. d. Taschenbuch Urania, 1839, pag. 112 f.

**) Auch Heinrich Düntzer urtheilt in den „Frauenbildern aus Göthes Jugendzeit" zu hart über sie. — Mit aller Gerechtigkeit spricht dagegen von ihr A. Clemens in dem schon erwähnten Aufsatze des „Morgenblattes," welcher dem Verfasser erst zu Gesicht kam, da das Manuscript bereits nicht mehr in seinen Händen war. So nimmt er denn nachträglich die Gelegenheit wahr, seine Freude darüber auszudrücken, daß der genannte treffliche Gelehrte seine Ansicht von Lillis Stellung in Weimar theilt. Weiter unten wird freilich auch von einer Differenz der beiderseitigen Meinungen die Rede sein müssen.

schen der äußeren Lebenslage beider Liebenden in Frankfurt und inmitten ihrer Familien wirklich noch ein Unterschied war, ganz trefflich in die adeligen Cirkel und in die Umgebungen des Hofes gepaßt haben. —

Göthe ging, sagten wir oben, nach Weimar, um für sich Ruhe zurück zu gewinnen — aber es ward ihm dieselbe auch noch nicht durch die plötzlich sich vor ihm öffnenden Aussichten in eine glänzende Zukunft sogleich zu Theil. Denn sein Gewissen schwieg nicht bei all den Zerstreuungen, in die er gleich nach der Ankunft in der Residenz gezogen wurde, und an denen er, um sich zu betäuben, gerne Theil nahm, sondern der Stein fiel ihm erst vom Herzen, als er im nächsten Jahre die Nachricht bekam, daß Lillis gesunde Natur sich vom Trennungsschmerze erholt habe und sie selber wieder Braut sei. Da rief er erleichtert und erlöst aus: „Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt*)!" Aber sein Frohlocken war ein verfrühtes — denn das gute Mädchen sollte ein wenigstens annähernd ähnliches Schicksal, wie Friederike Brion, erleben, insofern auch dieses ihr zweites Verlöbniß wieder zurückging Bernard hieß der junge Mann, der, als er zu spät eine Zerrüttung

*) S. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, zum ersten Male herausgegeben von A. Schöll," Bd. I, pag. 47.

seiner Vermögensumstände inne ward, auf Lillis Hand Verzicht leisten und die Nähe der Seinigen meiden zu müssen glaubte. Er entfloh heimlich und lange nachher erst erfuhr man, daß er in düsterer Zurückgezogenheit in Jamaika gestorben sei. Aber Lilli, die ihre Ehre wahrende Lilli sollte nicht untergehen, wie die arme allzuleichtsinnige Friederike, sondern endlich doch noch glücklich werden. Sie wurde nach zwei still und einsam verlebten Jahren die Braut des ihr schon längst zugethan gewesenen Bankiers Bernhard Friedrich von Türckheim in Straßburg, und führte mit diesem, wie sie es gewiß verdient hatte, seit dem 25. August 1778 eine zufriedene Ehe*). Ihr braver Mann liebte sie von Herzen**) und sie erhielt Gelegenheit, als verheirathete Frau zu beweisen, daß es ihr gar nicht so schwer falle, sich in herbe Schicksale zu

---

*) Manches von Lillis späteren Schicksalen lasen wir bereits in Düntzers „Frauenbildern aus Göthes Jugendzeit" und ganz neuerdings sind nun auch, wie schon erwähnt, vom Frankfurter Buchhändler Jügel die viele noch unbekannte Thatsachen enthaltenden Familienpapiere veröffentlicht worden.

**) Ein rührender Beweis davon ist erhalten in dem Briefe, mit dem er Lillis Tod seinem Schwager Schönemann in Frankfurt meldete. Zum 1. Male abgedruckt aus dem Besitz der Frau Maria Belli geb. Gontard daselbst, einer Verwandten Lillis und Verfasserin des Buches „Leben in Frankfurt am Main," in Heinrich Düntzers „Frauenbildern aus Göthes Jugendzeit," pag. 389.

finden und des Lebens Ueberflusse zu entsagen, als Cornelie Schlosser von ihr geargwohnt hatte. Indem nämlich das Schönemann'sche Bankierhaus im Jahre 1780 seine Zahlungen einstellte, traf auch ihren Gemahl damit ein harter Schlag, der nur durch mehrjährige bedachtsame Sparsamkeit verschmerzt werden konnte, und zu letzterer nun verstand sich Lilli ohne Murren und Widerrede, wovon wir uns durch einen gleichfalls durch die Güte der Frau Maria Belli (s. d. Note) Heinrich Düntzern zur Veröffentlichung überlassenen Brief von ihr an den Bruder in Frankfurt überzeugen können*). Dieser Bankerott und dann die vorübergehenden Schrecken der französischen Revolution, während welcher beide Gatten, mit auf der Liste der Geächteten stehend, aus Straßburg als Bauern verkleidet und ihre jüngsten Kinder auf den Armen habend, zu Fuß nach Frankfurt fliehen mußten, waren aber auch das einzige Ungemach, welches ihre Ehe traf. Die eine Zeitlang gestörten Vermögenszustände ordneten sich nach und nach wieder und bei zunehmenden Alter ward ihnen die Freude zu Theil, ihre 5 Kinder allmälig aufs Anständigste und Geehrteste versorgt zu sehen. —

Im Jahre 1779 sah Göthe Lilli wieder, und zwar sonderbar genug den folgenden Tag, nachdem er auf der zweiten Schweizerreise Friederiken in

*) S. ebenda, pag. 385 ff.

Sesenheim besucht hatte. An Frau v. Stein schrieb er über seinen Besuch also*): „Am 26. September gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lilli und fand den schönen Grasaffen**) mit einer Puppe von 7 Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang***). Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Abends aß ich wieder bei Lilli und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen."

Das war das einzige Mal, daß Göthe und

---

*) S. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, zum 1. Mal herausgegeben von A. Schöll," Bd. I, pag. 246.

**) Vgl. die 2. Note auf pag. 152.

***) Es ist, um dies hier beiläufig zu erwähnen, durch kein schriftliches Zeugniß Göthes bekannt geworden, ob er nachträglich noch erfahren habe, daß Lilli von ihrem zweiten Verlobten gleichfalls — wenn schon aus edleren Motiven — verlassen worden sei, und daß er also auch bei diesem Besuch in Straßburg wußte, Türckheim sei nicht jener Bräutigam aus dem Jahre 1776.

Frau v. Türckheim, die also auch, wie Friederike, dem Treulosen großmüthig verziehen hatte, sich in ihrem Leben wieder nahe kamen — aber in den Kriegsunruhen 1806 sandte sie ihm ihren Sohn, der französischer Husarenoffizier geworden war, „der schönste aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmuth und Scherz,“ wie ihn Bettina nannte, die von ihm als von ihrer „fünftägigen Liebe“ spricht *). Wie gut und mit welchen Gedanken Göthe das lebendige Ebenbild seiner einstigen Braut aufgenommen haben mag, darauf kann man einen Rückschluß machen aus dem Gespräche, welches 13 Jahre nach Lillis Tode (der am 6. Mai 1817 erfolgte) zwischen ihm und Eckermann **) geführt wurde, und welches hier mitzutheilen wir deswegen nicht unterlassen wollen, weil es ein ebenso schöner Beweis von der nachhaltigen Wärme der Empfindungen ist, die Göthe stets für seine verlassene Verlobte hegte, als jener oben abgedruckte Brief an Frau v. Stein. „Wie sehr thut es mir leid, sagte Göthe, daß ich sie ***) nicht öfter gesehen und Anfangs immer verschoben habe, sie einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unter-

*) S. „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde,“ Bd. I, pag. 129 f. und vorher pag. 92. — Von Bettina s. weiter unten. —

**) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832,“ Bd. III, pag. 297—300.

***) Frl. v. Türckheim, eine Enkelin Lillis, war einige Zeit in Weimar gewesen.

halten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen. Der 4. Band von „Wahrheit und Dichtung," wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lilli erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war. Indem Sie mit solchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lilli wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß es die Letzte gewesen, denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen,

als in der Zeit jener Liebe zu Lilli. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren nicht unübersteiglich, und doch ging sie mir verloren. Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und Eigenthümliches, daß es jetzt in der Darstellung jener schmerzlich glücklichen Epoche meines Lebens auf meinen Styl Einfluß gehabt hat. Wenn Sie den 4. Band von „Wahrheit und Dichtung" lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz Anderes ist, als eine Liebe in Romanen."

An der Aeußerung, daß die Liebe zu Lilli Göthes „tiefste und wahrhafteste" gewesen sei, hat der treffliche Adolf Stahr*) Anstand genommen und gemeint, unser Dichter habe dieselbe gewiß nur in jenem hohen Greisenalter thun können, in welchem er sich, wie er an Wilhelm v. Humboldt schrieb, selbst schon manchmal ganz „mystisch vorkam;" uns aber, die wir zwar auch die betreffende Aeußerung und nicht minder jenen zweiten Theil des Satzes, in dem von den „kleinen Neigungen" der späteren Zeit die Rede ist, für unwahr und ungerecht halten, wenn wir den Sinn der vielleicht ohne viel Bedacht gewählten Worte streng und genau abwägen, scheint es doch im Allgemeinen wohl erklärlich, warum Göthe gerade von seinem Verhältnisse zu Lilli immer so hoch urtheilen konnte.

*) S. d. Buch „Weimar und Jena," Bd. I. pag. 255 f.

Es hatte dasselbe ja wirklich, wie unser Dichter weiter unten selbst bemerkt, etwas ganz eigenthümlich Delicates an sich, wobei wir natürlich an Delicatesse in sittlicher Hinsicht denken und uns zugleich jene Worte ins Gedächtniß zurückrufen müssen, welche wir in „Wahrheit und Dichtung“ lesen: „Ich darf wohl sagen, daß der Bräutigamsstand für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert, die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran und bei allgemein gefeiertem frommen Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.“

Es ist also am Anfang dieses Satzes mit deutlichen Worten gesagt, warum gerade die Erinnerung an Lilli für Göthen die „angenehmste“ war. Weiter dürfen wir aber auch nicht aus den Augen lassen, daß unser Dichter trotz des „mystisch“ machenden Greisenalters immer noch sehr richtig empfand, wenn er meinte, er sei niemals seinem eigentlichen Glücke so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe;

denn keine von all seinen übrigen Herzensneigungen trug so viel Gewähr für einen den äußeren und den inneren Umständen nach befriedigenden Verlauf in sich. Die Leidenschaft für Gretchen kann hier natürlich gar nicht in Betracht kommen, die für Käthchen aber hätte bei weiterem Bestehen in einer überlangen Brautschaft die rechte Wärme eingebüßt das Verhältniß zu Friederike hatte sich in den Augen der Welt nicht rein erhalten, und wir wissen leider, daß in unserer allerseits eingeschränkten und rücksichtsvollen Zeit ein jeder Verstoß gegen die conventionelle Sitte sich über kurz oder lang selber rächt und bestraft. In der Liebe zu Charlotte Buff, ebenso wie in der späteren zu Frau v. Stein*), lag von ihrem Ursprung an schon ein ungesundes Element, da ihr Gegenstand bereits Besitz eines Anderen war, und was endlich sein Zusammenleben mit Christianen anlangt**), so wurde dies der Anlaß zu sehr vielen Misdeutungen und Häckeleien, welche nothwendig die Betheiligten unangenehm berühren und ihr Behagen wenigstens auf Zeitenlang stören mußte. Ganz anders aber war es mit dem Verhältniß zu Lilli.

Schon früher einmal haben wir die Wahrnehmung gemacht, daß Göthe die Neigung empfand,

*) Von dieser s. weiter unten.

**) Desgleichen.

seine innersten Gefühle und Empfindungen einem edlen weiblichen Wesen mitzutheilen. In Leipzig, da ihm Käthchen Lust und Leiden bereitete, war ja Friederike Oeser die Vertraute seiner zarten Geheimnisse, und so legte er nun Alles, was die Liebe zu Lilli in ihm wachrief, in das Herz der gefühlvollen Gräfin Auguste von Stollberg nieder. Diese, damals 20 Jahre alt, hatte, Anfangs zwar auf anonyme Weise, bald aber sich zu erkennen gebend als Schwester der beiden kurz vorher mit Göthe bekannt gewordenen dichterischen Grafen Leopold und Christian Stollberg, sich mit ihm in Verkehr gesetzt, der darum, weil er nur ein schriftlicher war und blieb — denn die zwei sahen sich Zeit ihres Lebens niemals — keineswegs der Intimität ermangelte. Es verband sie eine innige, auf gleiche Gemüthsanlage begründete Freundschaft, von welcher, da in „Wahrheit und Dichtung" über sie ebensowenig, wie früher über die Oeser, ein Wort zu finden ist, wir vielleicht gar nichts wüßten, wenn nicht Göthes Briefe an die Gräfin Auguste neuerdings im Druck veröffentlicht worden wären*).

*) Aus dem Besitze der Gräfin v. Stollberg gingen diese 21 Briefe in das Besitzthum des Justizrathes Hegewisch über, welcher mit der Nichte von Agnes v. Witzleben (Leopold v. Stollbergs Frau) verheirathet war. Dann kamen sie in die Hände einer Frau v. Binzer, geb. v. Gerschau, deren Gatte sie, indem er damit, wie er selbst sagt, zuverlässig dem Wunsche der Gräfin nicht zuwider handelte, herausgegeben

Man kann aber dieselben mit zwei Worten charakterisiren, insofern von ihnen das Gleiche gilt, wie von den Briefen Corneliens an ihren Bruder: sie sind „schmerzlich mächtig.“ Besonders, meinen wir, dürfe dies gesagt werden von dem siebenten auf Lillis Zimmer in Offenbach abgefaßten Schreiben, welches wir hier nebst einer Bemerkung des Herrn von Binzer mittheilen wollen. Es lautet, wie folgt: „Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich Alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage i ch trübe, i ch! — Auf dem Tische hier liegt ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. Heute reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappendeckel zu Hauben und Hüten. — Ich hör' ihre Stimme — *) Ich

---

und mit erläuternden Bemerkungen versehen hat. S. d. Taschenbuch „Urania,“ Jahrgang 1839, pag. 66—146, und den Separatabdruck: „Briefe Göthes an die Gräfin Auguste zu Stollberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff.“

*) Dieser Gedankenstrich — bemerkt in einer Note Hr. v. Bin-

darf bleiben, sie will sich drin anziehen. Lilli war verwundert, mich da zu finden, man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagt's ihr. Adieu Gustchen. Der Unruhige."

Nicht aber blos deswegen, weil sie in innerem Bezug zu Göthes Liebe für Lilli stehen, sind uns die Briefe an die Gräfin Stollberg interessant, sondern sie geben uns auch noch in anderer Hinsicht Aufschlüsse über sein Denken und Thun. Denn es sind darin erstlich noch wenigstens Spuren jener ausartenden Schönthuerei und „weichlichen Bespiegelungslust" zu finden, „zu der Lavaters physiognomische Hetzerei, wie Göthe selber sich ausdrückte, einen sehr wesentlichen Stoff abgab"*), und von der unser Dichter sonst freilich sich so

zer (a. a. O. pag. 101) — hat im Originale wirklich etwas Ergreifendes; es ist, als sähe man durch die offene Lücke ins Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl leidenschaftlichen Entzückens erzitterte, es erinnert an Othello's: there she comes. Man meint das nun folgende Gespräch, in gebildetem und doch starkem Frankfurter Dialect, mit leiblichen Ohren zu hören; ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im anderen Zimmer ankleiden. Nichts könnte das durchaus unschuldige, wenn auch freie Verhältniß Beider klarer ins Licht stellen, als diese Situation und dieser Gedankenstrich in dem Briefe an sein Gustchen, der er so treu berichtet, was um und in ihm vorgeht. Wie hätte er das gekonnt, wenn nicht Alles rein und lauter gewesen wäre?"

*) S. d. Buch „Werther und seine Zeit, von J. W. Appell,"

ziemlich ganz frei erhalten hat; dann aber bietet auch Einer der Briefe, und zwar gerade der letzte, ein neues herrliches Zeugniß dar für die echt männliche und menschlich edele Art, mit der Göthe frömmlerischen Anfechtungen und Zumuthungen gegenüber zu bestehen wußte. Es sind nämlich die in früherer Zeit geschriebenen Briefe der Gräfin Stollberg zwar auch vor der Reise nach Italien wahrscheinlich verbrannt worden, aber der eine letzte, welchen sie im Jahre 1822 nach einer sechs und vierzigjährigen Unterbrechung der Correspondenz an unseren Dichter sendete*), hat sich doch erhalten und ist vom Kanzler von Müller dem Herrn von Binzer mit zum Abdruck in der Urania (s. daselbst pag. 137 ff.) überlassen worden. Das ganze lange Schreiben hier anzuführen, dürfte zu viel Raum einnehmen, und so wollen wir nur einige Stellen

---

pag. 170. — Vgl. den dritten der Götheschen Briefe: „Viel hab' ich an Sie gedacht! Gedacht, daß ich für Ihre Silhouette noch nicht gedankt habe! Wie oft hab' ich schon dafür gedankt, wie ist mein und meines Bruder Lavaters physiognomischer Glaube wieder bestätigt! Diese rein sinnende Stirn, diese süße Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dies gewisse Kinn, der Adel des Ganzen (s. Urania, Jahrgang 1839, pag. 84).

*) Sie war damals bereits Wittwe des Ministers Andreas Peter von Bernstorff, dessen erste Gemahlin die Schwester Augustens gewesen war, und stand im 67. Jahre ihres Lebens, welches sich übrigens, um das hier mit zu erwähnen, bis zum 82. Jahre ausdehnte (sie starb zu Kiel d. 30. Juni 1835).

daraus mittheilen, von welchen man auf den Inhalt des Ganzen schließen kann. Z. B. heißt es darin: „Lieber, lieber Göthe, suchen Sie den, der sich so gern finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Leben lang glaubten . . .“ „O ich bitte, ich flehe Sie, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Anderen Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — bitten Sie um höheren Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden“ . . . „Gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Göthe, auch einst da kennen zu lernen u. s. w.“

Es näherte sich also die Gräfin Stollberg dem Manne, oder besser dem Greise Göthe mit einem ähnlichen Ansinnen, als dasjenige war, mit dem einstmals das Fräulein von Klettenberg sich ihm, da er noch im Jünglingsalter stand, genähert hatte, aber sie fand um nichts mehr Lenksamkeit und Nachgiebigkeit. — Denn was antwortete unser Dichter der Gräfin Bernstorff? Lest es und lest es wieder; es bedarf keines commentirenden Wortes, und spricht sich selber das Urtheil, daß, wenn wir von Göthe auch nichts weiter besäßen, als diesen Brief, wir den Mann schon um deswillen ehren und lie-

ben müßten, und zugleich daß so leicht keinem Anderen Gottesleugnung und heidnische Glaubenslosigkeit mit mehr Unrecht vorgeworfen worden ist, als eben unserem Göthe. Der betreffende Brief lautet nämlich, wie folgt: „Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theueren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist. — Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. All dies Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang' es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indeß ein helleres Licht erleuchten. — Und so bleiben wir we-

gen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edelen, wackeren Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden. Wahrhaft anhänglich Göthe."

Wir haben aber, außer dem bisher Gesagten, in unserem Buche noch zweimal von den Briefen an die Gräfin Stollberg zu sprechen, und zwar sowohl weiter unten im 12. Kapitel beziehentlich der

Frau von Stein, als auch jetzt gleich noch einmal wegen einer Stelle des achten zu Offenbach geschriebenen Briefes, die folgendermaßen lautet: „Da ich aufstund, war mirs gut; ich machte eine Scene an meinen Faust. Vergängelte ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein sonderbares Geschöpf ist" *). Dies Mädchen in Offenbach nun, von dem hier die Rede ist, mag es gewesen sein, an welche Göthe jenes vereinzelt dastehende Gedicht „an Lottchen" richtete, welches von Einigen nur mit größtem Unrecht auf die Wetzlarerin Buff bezogen worden ist **). Der beste, der unwiderlegliche Beweis für unsre Annahme, die übrigens z. B. auch Düntzer *) theilt, sie aber nur als Vermuthung und nicht, wozu er wohl berechtigt gewesen wäre, als Behauptung ausspricht, liegt in den vier ersten Zeilen des betreffenden Gedichtes selber:

„Mitten im Getümmel mancher Freuden,
„Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth
„Denk' ich Dein, o Lottchen, denken Dein die Beiden,
„Wie bei'm stillen Abendroth
„Du die Hand uns freundlich reichtest u. s. w."

Wie das Mädchen geheißen und in welchen Verhältnissen es gelebt habe, auch wie es geschehen sei, daß Göthe gerade im Verein mit den Stoll-

*) S. d. Taschenbuch Urania, Jahrgang 1839, p. 106.
**) S. G's. W. I, 76 f.
***) S. d. Buch „Studien zu Göthes Werken, pag. 7 u. 98 ff.

bergen sie kennen lernte, ist freilich wohl nicht mehr zu ermitteln. Es muß uns daher genügen, aus dem Gedichte selber herauszulesen*), welcher Art die Empfindungen Göthes für sie waren, d. h. daß von Liebe zu ihr nicht die Rede sein kann, sowie außerdem die Veranlassung zu der poetischen Epistel am Schlusse derselben, wie folgt, ausgesprochen zu hören:

„So fand ich Dich, und ging Dir frei entgegen!
„O, sie ist werth zu sein geliebt!
„Rief ich, erflehte Dir des Himmels reinsten Segen,
„Den er Dir nun in Deiner Freundin giebt!"

Das Mädchen mochte zu der Zeit, als Göthe mit ihr persönlich verkehrte**), sich gegen ihn über den Mangel einer theilnehmenden Seele, einer Freundin beklagt haben, und die Stollberge mochten dann, nachdem sie auf der Rückkehr aus der Schweiz zum zweiten Male Offenbach passirt hatten und gewiß auch wieder mit dem Mädchen zusammengekommen waren, im December 1775 Göthen nach Weimar die Nachricht überbracht haben, daß

*) Vgl. die Zeilen:

„Wohl ist mirs, daß ich Dich nicht verkannt,
„Daß ich gleich Dich in der ersten Stunde,
„Ganz des Herzensausdruck in dem Munde,
„Dich ein wahres, gutes Kind genannt."

**) d. h, also zu der Zeit, als die beiden Stollberge Göthen in Frankfurt besuchten, und dieser im Briefwechsel mit ihrer Schwester stand, in der Mitte des Jahres 1775. Jener achte Brief trägt den Datum des 17. Septembers.

ihr Wunsch, eine Freundin zu finden, mittlerweile in Erfüllung gegangen sei. Darauf mag unser Dichter die poetische Epistel gefertigt und die Stollberge dieselbe ihr vielleicht auf der Rückreise mitgenommen haben.

Eilftes Kapitel.

Aufbruch nach Weimar: Göthe der „Frauengünstling." Das herzogliche Liebhabertheater und Göthes poetische Thätigkeit für dasselbe.

1775—1783.

Göthes Abreise aus Frankfurt nach Heidelberg, wo sich die Tochter des Oberforstmeister von W. in ihn verliebte*), und von da nach Weimar glich einer Flucht, sein Auftreten in der herzoglichen Residenz aber einem Triumphe. Götz und Werther hatten sein Haupt mit der Glorie eines Dichterfürsten umgeben; mit einem Schwunge des Geistes war er begabt, wie ein junger Jupiter, während

*) „Sie ähnelte Friederiken" — s. G's. W. XLVIII, 187—189. — Heinr. Düntzer behauptete übrigens, der damalige Oberforstmeister habe nicht von W., sondern von Buchwitz geheißen (s. die „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit," pag. 366.)

er an Körperschönheit und Formvollendung dem Apollo von Belvedere glich*). Er stand geistig und physisch in der Blüthe seiner Jahre und da war es denn wohl erklärlich, wie seine männliche Unwiderstehlichkeit Wunder über Wunder thun konnte. Der junge achtzehnjährige Herzog Karl August, war bald mit Göthen auf solchem Fuße, daß Wieland am 26. Januar 1776 an Merck schreiben konnte: „Göthe kommt nicht wieder von hier los. Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen und waten" **). Und Wieland selber, der doch kurz vorher durch die Farce: „Götter, Helden und Wieland" von Göthen bitter beleidigt worden war, vergaß ihm das gern, und gestand seinem Freunde Jacobi bereits am 10. November 1775, also 3 Tage nach unseres Dichters Ankunft in Weimar: „Seit heute Morgen ist

*) S. d. Buch „Weimars Musenhof von 1772—1817, von Wilhelm Wachsmuth," pag. 40: „Göthes stolzer, schlanker und doch nerviger Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieterische Nase und die zauberischen Lippen schienen ihres Gleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Fechter, Tänzer, Schwimmer und Schlittschuhlaufer; selbst die Wertheruniform, in der er nach Weimar kam, half mit zur Eroberung der Herzen und Sinne."

**) S. „Briefe an Joh. Heinr. Merck, von Göthe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner," pag. 88.

meine Seele so voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne," während er zugleich in einem Briefe an Gleim ausrief: „Ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres, als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist und erscheint," und während er in dem Gedicht „an Psyche" (1776) von ihm sprach, als von einem „Zauberer," „einem schönen Hexenmeister mit einem schwarzen Augenpaar, Zaubernden Augen voll Götterblicken, gleich mächtig zu tödten und zu entzücken."

Aber wo möglich noch größere Sensation und Verwirrung, als bei den Männern, erregte Göthe beim weiblichen Geschlecht. „Wie ein Stern, schreibt Knebel, ging er auf; Alles hing an ihm, absonderlich die Damen!" — wir könnten noch eine Sylbe davor setzen und sagen: „absonderlich die Hofdamen." Und er ließ es sich wohl gefallen, der allgemeine Frauengünstling zu sein, und rühmte sich dessen selber. „Er log und trog bei allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vortheil, jedesmal, wenn er etwas sagte, es in dem Augenblick selbst zu glauben" *). Er fand sich in jenen „Freiweghumor" **), der ihm, in dessen Inneren der Schmerz

---

*) S. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus d. Jahren 1776—1826, z. 1. M. herausgegeben von A. Schöll," Bd. I, pag. 5.

**) S. „Briefe an Joh. Heinr. Merck von Göthe, Herder, Wie-

um Lillis Verlust noch mit Heftigkeit nachdauerte, Vergessenheit bringen sollte, Vergessenheit, die er diesmal nicht wie früher nach der Trennung von Gretchen und Friederiken, in der freien Natur suchte, sondern wie in Leipzig in lauten, lärmenden Vergnügungen und Zerstreuungen, nur mit dem Unterschied, daß es sich damals der noch etwas grüne Student auch in ziemlich gemischter Gesellschaft, nun aber der Hofmann nur in exclusiven Zirkeln gefallen ließ.

Näher bekannt geworden sind von all jenen gesellschaftlichen Attachements freilich nur einige. Die Erste, welche sich der Galanterieen des bezaubernden Mannes zu rühmen hatte, war Auguste von Kalb, die noch ledige Schwester jenes Kavaliers, welcher Göthen aus Heidelberg nach Weimar abgeholt hatte und ihm dann, so lange er noch kein eigenes Logis besaß, in seinem Hause Wohnung gab. Dieser jungen Dame gegenüber erfuhr unser Dichter wieder, „welch eine angenehme Empfindung es sei, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen beginnt, ehe die alte noch ganz verklungen ist," ähnlich wie man „bei untergehender Sonne gern den Mond aufgehen sieht und sich am Doppelglanze der beiden Himmelslichter erfreut." Bald aber mag sich das Mädchen, wenn man dem be-

land u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze herausgegeben von Dr. K. Wagner," pag. 84.

kanntlich etwas unglaubwürdigen Böttiger*) trauen will, auf den Rath ihres Vaters, des alten Kammerpräsidenten, zurückgezogen haben — ohne daß jedoch der Verkehr zwischen beiden ganz abgebrochen worden wäre **) — worauf denn Göthe der zärtliche Seladon bei der eben „reizend aufknospenden,“ 18jährigen Amalie von Kotzebue ***) wurde. Er konnte niemals ohne Personification seines dichterischen Genius leben, und so ward denn die Schwester des bekannten Lustspieldichters die Muse, unter deren Anregung und welcher zu Liebe er in 3 Tagen des Jahres 1776 seine „Geschwister“ schrieb. Die Rolle der Marianne bestimmte er für sie, und sie fiel ihr wirklich auch zu, als das Stück bald darnach auf dem Liebhabertheater der Herzogin-Mutter Amalie gegeben wurde.

*) S. Böttigers „Schilderungen oder literarische Zustände und Zeitgenossen,“ Bd. I. pag. 52.

**) Göthe nennt sie z. B. in den „Briefen an Frau v. Stein (Bd. I, pag. 190) sehr familiär Gustchen, und schickt ihr eine Locke seines Haares, um die sie ihn selber gebeten haben mag. Wir werden weiter unten noch einmal von ihr zu sprechen haben; hier sei aber noch erwähnt, daß sie sich später mit Siegmund von Seckendorff verheirathete, der in den Hofkreisen als Compositeur geschätzt wurde und z. B. auch jenes pantomimisch-allegorische Schattenspiel „Minervens Geburt, Leben und Thaten“ in Musik gesetzt hatte, mit welchem an Göthes Geburtstag, am 28. August 1782, das herzogliche Gartentheater zu Tiefurt eröffnet ward.

***) Als Madame Gildemeister lebte dieselbe im Jahre 1840 noch im Kreise ihrer Kinder und Enkel in Bremen.

Aber Fräulein von Kotzebue war nicht die Einzige von dem weiblichen Personale dieses Liebhabertheaters *), welche Göthe mit Rollen in seinen zunächst für die Aufführung daselbst bestimmten Stücken bedachte. Denn zu letzteren gehörten auch die zuerst in Prosa geschriebene „Iphigenie" (z. 1. M. 1779 in Weimar gespielt), sowie die beiden zu Ettersburg in den 80er Jahren auf die Scene gekommenen Stücke „die Fischerin" und „die geflickte Braut **)" — die sämmtlichen Titelrollen aber waren doch wohl zunächst für Corona Schröter berechnet, jene schöne und berühmte Kammersängerin der Herzogin Amalie, die Göthe bereits in Leipzig singen gehört und „als ein erregbares Studentchen wüthend applaudirt" hatte ***). Im Jahre 1776 traf er sie in der genannten Stadt wieder, und blieb in einem nunmehr näheren und

---

*) Nähere Nachrichten über dies Liebhabertheater s. in einem Aufsatze von Alfons Peucer in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst," pag. 153 ff. Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß Göthe selber in den „Geschwistern" den Wilhelm, in „Iphigenie" den Orest, in den „Mitschuldigen" (neben C. Schröter als Sophie) den Alcest, sowie im „Jahrmarkt zu Plunderseweilen" (neben derselben als Tyrolerin) den Marktschreier gab.

**) Aus der „geflickten Braut" entstand später bekanntlich „der Triumph der Empfindsamkeit."

***) Ueber die hier und da verbreitete Meinung, daß C. Schröter in einer gewissen Beziehung auch auf W. Meister eingewirkt habe, werden wir noch das Nöthige bemerken.

persönlichen Umgang von ihrer Liebenswürdigkeit nicht ungerührt, so daß er an Frau v. Stein damals schreiben konnte: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib geben wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen" — sowie gleich darauf noch: „Ich war bei der Schröter: ein edel Geschöpf in seiner Art; ach! wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden*)!" Göthe war dann wohl auch mit Veranlassung, daß Corona, oder wie er sie abbrevirend nennt, Krone**) später nach Weimar berufen wurde, woselbst sie bis an ihren Tod verblieb, vielfach geschätzt und geehrt als Künstlerin, sowie bewundert als schönes Weib. Letzteres geschah besonders von jenem liebenswürdigen Sonderling, dem Kammerherrn von Einsiedel, von welchem sogar die Sage geht, er sei mit ihr heimlich vermählt gewesen***); Ersteres aber z. B. auch nach wie vor von Seiten Göthes, und zwar

---

*) S. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, zum 1. Mal herausgegeben von A. Schöll," Bd. I, 20. —

**) S. ebenda Bd. II, pag. 64. — Bd. I, pag. 293 nannte er sie auch das „schöne Misel." Misel und Grasaffe (vgl. pag. 131) waren damals gebräuchliche Ausdrücke für junge und besonders hübsche Frauen und Mädchen.

***) Kunde von diesem Gerüchte erhielten wir durch den hochverdienten Prof. Wilh. Wachsmuth, doch wird er wohl auch nicht Gewährsmann desselben sein mögen. Indessen wüßten wir wenigstens keinen Grund, es schlechthin zu dementiren;

in solch hohem Maße, daß er in dem Gedichte „auf Miedings Tod" ihre Würde und künstlerischen Verdienste aufs Schönste zu besingen unternahm, und, nachdem sie im Jahre 1802 gestorben war, es nachträglich bedauerte, ihr nicht auch, wie vorher schon der Christine Becker, ein selbstständiges poetisches Denkmal geweiht zu haben. Denn in den „Tag- und Jahresheften*)" lesen wir folgende Worte: „Corona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war auch bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Miedings, des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf schwarzgerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Corona war es keine Vorbereitung; ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre. Sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte."

---

so war z. B. der Geliebte jener viel von sich reden machenden Frau v. Werthern (geb. v. Münchhausen) der Bruder unseres Einsiedel, nicht aber er selber, wie der Engländer Lewes annimmt.

*) S. Gs. W. XXXI, pag. 129.

In jene lustig und in Zerstreuungen verlebten ersten Jahre von Göthes Aufenthalt in Weimar fällt nun auch das abendliche Zusammentreffen mit einer Geliebten, welches wir in Eckermanns „Gesprächen“ also geschildert finden *): „Unter Liebenden ist die magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher. So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich bis spät in die Nacht festhielten, immer behindert gewesen, die Geliebte zu besuchen. Auch hatte unsere Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Tage aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr, und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte.

**) S. Bd. III, pag. 201 ff.

Ich ging leise die Treppe hinauf und war im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, als ich an verschiedenen Stimmen hörte, daß sie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war schnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenschaftlich durchstreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hause vorbei, voll sehnsüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einsames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hause vorbeiging und bemerkte, daß sie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen sein! sagte ich zu mir selber, aber wohin in dieser Dunkelheit der Nacht? und wo soll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menschen, und ich war oft getäuscht, indem ich ihre Gestalt und ihre Größe zu sehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß sie es nicht war. Ich glaubte schon damals fest an eine gegenseitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen sie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unsichtbar von höheren Wesen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir zu lenken. Aber was bist du für ein Thor! sagte ich dann wieder zu mir selbst. Noch einmal es versuchen und noch einmal zu ihr gehen wolltest du nicht, und jetzt verlangst du Zeichen und Wunder?

Indessen war ich an der Esplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, welches später Schiller bewohnte, als es mich anwandelte, umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieser Richtung gethan, als ich eine weibliche Gestalt mir entgegenkommen sah, die der Ersehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem schwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenster drang, und da mich diesen Abend eine scheinbare Aehnlichkeit schon oft getäuscht hatte, so fühlte ich nicht den Muth, sie aufs Ungewisse anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, so daß unsere Arme sich berührten; ich stand still und blickte mich um, sie sich auch. Sind Sie es? sagte sie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. Endlich, sagte ich und war beglückt bis zu Thränen. Unsere Hände ergriffen sich. Nun! sagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie gesucht, mein Gefühl sagte mir, daß ich Sie sicher finden würde, und nun bin ich glücklich, und danke Gott, daß es wahr geworden. Aber Sie Böser, sagte sie, warum sind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie schon seit 3 Tagen zurück sind, und habe den ganzen Vormittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergessen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen, eine Unruhe nach Ihnen,

ich kann es nicht sagen. Es waren ein Paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht, wohin? Dabei lagen Sie mir immer im Sinne, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen. Indem sie so aus treuem Herzen sprach, hielten wir unsere Hände noch immer gefaßt, und drückten uns, und gaben uns zu verstehen, daß die Abwesenheit unsere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf den finsteren Treppen mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermassen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehen, als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen hatte."

Das Jahr, in welchem diese abendliche Begegnung einer Geliebten, deren so reizvolle Schilderung vollständig hierher zu setzen wir uns nicht entbrechen konnten, stattfand, hat Göthe nicht angegeben, und auch wir würden dasselbe nur dann z. B. bestimmen können, wenn wir nicht außerdem noch darüber im Unklaren gelassen wären, von welcher Reise er damals gerade zurückgekommen sei, ob von der nach Leipzig und Wörlitz im December 1776, ob von der „Harzreise im Winter" 1777, oder ob endlich von der Reise nach Leipzig und

Berlin im Mai 1778 — denn mehr, als 3 oder 4 Jahre, dürfen doch wohl nicht die ersten seines Aufenthaltes in Weimar genannt werden.

Auch den Namen des Mädchens weiß Niemand — und nur so viel dürfen wir als sicher annehmen, daß dasselbe weder Auguste v. Kalb, noch Amalie v. Kotzebue gewesen sei. Denn beide — die Eine als das sorgfältig erzogene Kind einer vornehmen Familie, die Andere als die im herzoglichen Schlosse selber wohnhafte Hofdame — lebten nicht in so freien Verhältnissen, daß sie ungenirt Göthes Besuch bei sich zu Hause hätten empfangen können, auch wenn es ihr Wille gewesen wäre. Es ist demnach hier wohl von einer dritten Geliebten unseres Dichters die Rede.

Von dieser Unbekannten nun handelt — um dies schließlich zu erwähnen — vielleicht auch der köstliche „Besuch“ vom Jahre 1795; doch liegt noch viel näher, als diese Vermuthung, die andere, daß jenes Gedicht in Bezug zu Christiane Vulpius stehe, weshalb wir denn im 13. Kapitel davon noch einmal sprechen werden.

Zwölftes Kapitel.

Charlotte von Stein. Herzogin Luise. Göthe in Italien: Reisebekanntschaften. Die Entstehung der „Iphigenie“ und des „Tasso.“ Anfänge des W. Meister.

1776—1826.

Aber stärker, heftiger, länger andauernd, als alle jene mehr oder minder oberflächlichen Neigungen, welche von Göthes Herzen während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar abwechselnd Beschlag nahmen, war seine Liebe zur Frau v. Stein, und wenn er auch oft gegen Andere ihres Geschlechts sich „freundlich und artig erwies, so brachte er dieser doch immer den Ganzen wieder zurück *),“

*) Diese Worte schrieb Göthe eben an Charlotte von Stein selber. — Schon oft verwiesen wir auf „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, zum 1. Mal herausgegeben von A. Schöll.“ Sie wurden aus dem Nachlaß der Frau v. Stein mitgetheilt, welche ihre eigenen Briefe an Göthe, die sie nach dem Bruche mit ihm zurückverlangte, nebst Gedichten desselben im Jahr 1825 verbrannt hat. Nur ein einziger soll in Göthes Händen zurückgeblieben und ein zweiter dem Wortlaute nach auf andere Weise uns erhalten worden sein, wovon wir noch an passenderer Stelle sprechen werden.

ja endlich ward sie Alleinherrscherin seiner gesammten zärtlichen Gefühle und Empfindungen. —

Charlotte Albertine Ernestine, die älteste Tochter aus der zahlreichen Familie des Weimarischen Hofmarschalls von Schardt, seit dem 8. Mai 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, war am 25. December 1742 geboren, also sieben Jahre älter, als Göthe, d. h. im 33. Jahre stehend, da dieser sie persönlich kennen lernte, nachdem der bekannte Arzt Zimmermann *) bereits im Bade Pyrmont sie auf ihn aufmerksam gemacht, und in Straßburg ihm ihre Silhouette gezeigt hatte. Darunter schrieb unser Dichter, damals (1774) noch ohne Ahnung seiner Versetzung nach Weimar, folgende Worte, welche Zimmermann nicht verfehlte, der Frau v. Stein brieflich mitzutheilen **): „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich

*) Er war der Verfasser des Buches „über die Einsamkeit."

**) S. die Beilagen zu den „Briefen von Göthe und seiner Mutter an Friedrich von Stein, herausgegeben von Ebers und August Kahlert," pag. 179. — Die betreffende Stelle des französisch geschriebenen Briefes lautet so: „A Strassbourg j'ai montré entre cent autres silhouettes la votre, Madame, à Mr. Goethe. Voici ce qu'il a écrit de sa propre main au bas de ce portrait: Es wäre ꝛc. Jamais, a mon avis, on a jugé d'une silhouette avec plus de génie, jamais on n'a parlé de vous, Madame, avec plus de verité. Il viendra surement vous faire

in dieser Seele spiegelt: Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck."

Verschiedenes wirkte zusammen, um dem alsbald nach Göthes Ankunft in Weimar eröffneten Verkehre zwischen ihm und Frau v. Stein förderlich zu sein. Beide beseelte eine gleich hohe Neigung für Wissenschaft und Kunst, beide interessirten sich damals speciell sehr lebhaft für die Lavatersche Physiognomik, und beide nahmen endlich den innigsten Antheil an dem ehelichen Glück der Herzogin Luise *).

---

visite à Weimar. Rappelez vous alors que tout ce que je lui ai dit de vous à Strassbourg lui a fait perdre le sommeil pendant trois jours." — Und auf der nächsten Seite (pag. 180) lesen wir die prophetischen Worte: „Vous voulez que je vous parle de Goethe? vous désirez de le voir. Mais, pauvre ame, vous n'y pensez pas, vous désirez de le voir, et vous ne savez pas, à quel point cet homme aimable et charmant pourrait vous devenir dangereux." — Man ersieht also, um dies beiläufig zu bemerken, aus den hier mitgetheilten Briefstellen, daß auch Zimmermann die Unsitte jener Zeit mitmachte und lieber schlecht französisch, als gut deutsch schreiben mochte; von der treffenden und charakteristischen Wahrheit der von Göthe unter die Silhouette geschriebenen Worte aber kann sich nun auch der jetzt lebende Physiognom überzeugen, seitdem dieselbe als Titelvignette den „Briefen an Frau v. Stein" vorgesetzt worden ist.

*) Derselben hatte Frau v. Stein schon früher als Hofdame nahe gestanden; Göthes Verhältniß zu der edlen Fürstin

Doch hatte es mit diesen gegenseitigen Beziehungen rein geistiger Natur nicht sein Bewenden, sondern bald sah Göthe selber „durch das Medium der Liebe" und schrieb bereits am 17. Mai 1776 an die Gräfin Stollberg: „Nach Tische ging ich zur Frau v. Stein, einem Engel von einem Weibe, frage die Brüder, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe *)." Es geschah also, was er gegen sie selber einmal offen aussprach: indem er sie zu lieben begann, „war's, als wenn gesät würde, es keimte unbemerkt, schlug aus und stand da."

Frau v. Stein selber aber, welche mit einem Manne vermählt war, dem das rechte Verständniß ihrer Natur fehlte, und dessen Charakter von Grund aus von dem ihrigen verschieden gewesen sein mag, verlor in dem unendlich anregenden und erquicklichen Verkehre mit Göthe jenen „tiefen Unglauben

---

aber wurde lediglich durch seine innige Verehrung für ihre heroische Fassung in jedem Ungemach, und für ihre erhabene Resignation in den weiblichsten Gefühlen, sowie durch seine treuanhängende Dankbarkeit gegen die gesammte Weimarer Herrscherfamilie bestimmt.

*) S. d. Taschenbuch Urania, Jahrgang 1839, pag. 118. — Ebenso also, wie Göthe einst Friederiken Oeser mittheilte, daß er an der Seite der Brion ein neues Glück gefunden habe, meldete er nun der Gräfin Stollberg, daß in seinem Herzen an Lillis Stelle eine Andere getreten sei.

ihrer Seele an sich selber," den unser Dichter, wie er ihr schrieb, nicht begreifen konnte, dessen Entstehen uns jedoch kein Räthsel scheint.

Sie hatte in ihrer Ehe nicht das gehoffte Glück gefunden, und fühlte sich im Innersten darüber verstimmt; „sie wähnte — Göthe selbst gab es ihr ja zum Angehör — der heilige Geist des Lebens habe sie verlassen," und sie wollte freiwillig Verzicht leisten auf die Freuden dieser Erde. Doch das wurde Alles anders, seit unser Dichter ihr nahe trat. „Die Welt, so konnte sie wohl an ihn schreiben, wird mir wieder lieb, ich hatte mich los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Vor anderthalb Jahren war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr*)." Mit anderen Worten, so

*) Diese Worte finden sich bekanntlich in dem kleinen Drama „die Geschwister," und Adolf Schöll (in seinem Aufsatze „zu Göthes Leben," s. das damals von Prutz und Wolfsohn gemeinschaftlich herausgegebene „deutsche Museum," Jahrg. 1851, nro 1) ist der Ansicht, daß unser Dichter die gleichlautende Stelle eines Briefes der Frau v. Stein an ihn in das Stück hinübergenommen habe. Die Annahme hat viel Wahrscheinliches, wie auch wohl Wilhelms frühere Freundin nicht aus Zufall Charlotte heißt, aber daß das ganze Drama in directem Bezug zur Stein gesetzt werde, ist, glauben wir, nicht thunlich. Göthe schrieb das Stück im October 1776, da Frau v. Stein durch ihre Abwesenheit auf Kochberg ihn erzürnt hatte und, wie er dann bereuend eingestand, „in den acht Wochen ihrer Entfernung viel in ihm verschüttet worden war." Er nannte sich damals selbst „einen ganz sinnlichen

sehr sie sich Anfangs dagegen auch gesträubt haben mochte, endlich mußte sie doch sich selber und ihm gestehen, daß seine Liebe erwiedert werde.

Der November des Jahres 1776 brachte ihm wohl diese Gewißheit, und von da an hatte sie keine Nebenbuhlerin mehr zu fürchten; sie wurde nun, wie wir oben sagten, Alleinherrscherin seiner Gefühle, und bis in die Mitte der 80er Jahre blieb fortan Göthes Neigung für Frau v. Stein in stetem Steigen begriffen; sie „beerbte nach und nach seine Mutter, Schwester und Geliebten, und es flocht sich ein Band, wie die Bande der Natur sind **)." Sie ward für ihn der Inbegriff alles Denkens und

---

Menschen," und „ließ in dieser Zeit der Versagung seinen gehemmten Gefühlen nach anderen Seiten schwärmend die Zügel," d. h. er buhlte um die Gunst der schönen Amalie v. Kotzebue und diese war es auch, der zu Gefallen er „die Geschwister" schrieb. Mitlebende versichern uns das, die Zeitbestimmungen treffen gleichfalls zu, und das junge Hoffräulein mag wohl auch manchen Charakterzug mit der naiv-sentimentalen Marianne gemein gehabt haben. Ehe das Stück aber auf dem herzoglichen Liebhabertheater aufgeführt wurde, kehrte Frau v. Stein nach Weimar zurück und beschenkte Göthen am Jahrestage seiner Ankunft in der Residenz mit mehreren Briefen auf einmal. Darunter war — wir wollen so muthmassen — auch der mit dem Geständniß ihrer Liebe, welchen unser Dichter in seiner Seligkeit ihr als Zuschauerin des Stückes nochmals zu Gehör gebracht haben mag.

**) S. „Göthes Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—1783, herausgegeben von Heinrich Hirzel," pag. 102.

Trachtens, und wenn ihm auch oft der Gedanke kam und ihn plagte, daß ja Frau v. Stein bereits einem Anderen zu eigen gehöre, und er sie zu seinem Besten wohl gar nicht lieben solle, so verdrängte diesen Gedanken doch stets wieder die unbezwingliche Sehnsucht nach dem schönen, geistreichen Weibe, die um so größer und heftiger brannte, weil sie keine Befriedigung fand. Ihre Nähe ward Göthen für seine Existenz in jeder Hinsicht ganz unentbehrlich; und, um nur Eines zu erwähnen, wenn sein Herz bang und bänger schlug, weil ihm von Außen her Kränkungen zugefügt wurden, so erleichterte er es durch vertrauliche Mittheilung an sie, und „ruhte an ihren Augen von Mancherlei aus."

Daß die Liebe zu Charlotte v. Stein wirklich, wie man sagen darf, Göthes Lebenselement war, davon zeugen jene fast unzählig vielen, und mehrere Jahre hindurch ihr so ziemlich Tag für Tag übersendeten Briefe, Blättchen*) und Gedichtchen, welche im Drucke uns mitzutheilen es dreier starker Bände bedurft hat, und aus denen als Probe man eine Anzahl der schönsten Stellen auf den folgenden Seiten hoffentlich gern citirt sehen wird:

(Aus dem Jahre 1776). „Ich habe auf der

---

*) Man muß hierbei nur immer nicht vergessen, daß Frau v. Stein am selben Orte mit Göthe lebte und er sie stets sah und sprach.

ganzen Redoute nur Ihre Augen gesehen, und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen."

(Beim Zeichnen an der Ilm).

„Hier bildend nach der reinen, stillen
Natur, ist ach! mein Herz der alten Schmerzen voll;
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll!"

„Warum Dich betrügen! Wir können einander nichts sein, und sind einander zu viel! Ich will Dich nicht wiedersehen ... Ich seh' Dich eben künftig, wie man Sterne sieht. Denke das durch!"

„Ach, wenn Du da bist,
„Fühl' ich, ich soll Dich nicht lieben!
„Ach, wenn Du fern bist,
„Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr!"

(Aus dem Jahre 1778). „Liebste, ich habe gestern bemerkt, daß ich nichts lieber sehe in der Welt, als Ihr Auge, und daß ich nicht lieber sein mag, als bei Ihnen. Es ist schon was Altes, und doch fällt mirs immer wieder einmal auf."

(Aus dem Jahre 1780). „Adieu, Beste! Wenn es nur Worte gäbe, Ihnen zu sagen, wie ich Sie liebe, und eine Tinte, sie zu schreiben."

„Von mehr, als einer Seite verwaist,
„Klag' ich um Deinen Abschied hier,
„Nicht nur meine Liebe verreist,
„Meine Tugend verreist mit Dir.
„Denn ach! bald wird in dumpfes Unbehagen
„Die schönste Stimmung umgewandt,
„Die Leidenschaft heißt mich in frischen Tagen
„Nach dem und jenem Gute jagen,

„Und denk' ich es recht sicher heimzutragen,
„Spielt mirs der Leichtsinn aus der Hand.
„Bald reizt mich die Gefahr, ein Abenteu'r zu wagen,
„Ich stürze mich hinein, und halte muthig Stand,
„Doch seitwärts fährt die Lust auf ihrem Taubenwagen,
„Die Luft wird balsamreich, mein Herz geräth in Brand;
„Mein Schutzgeist, eil' es ihr zu sagen,
„Durchstreife schnell das ferne Land,
„Sie soll nicht schelten, soll den Freund beklagen,
„Und bitte sie zur Lind'rung meiner Plagen
„Um das geheimnißvolle Band,
„Sie trägts und oft hat mirs ihr Blick versprochen."

An meine Bäume.

„Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
„Die so schön mich wieder liebt,
„Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergiebt."

(Aus dem Jahre 1781.) „Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache werth!"

„Meine Seele ist fest an Deine gewachsen, ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Niedriges mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte."

„Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickele ich Dein

holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte, und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut."

„Meine Liebe ist mir, wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja, wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupte einen ewig lebendigen Kranz flicht."

„Gestern Nacht hatt' ich große Lust, meinen Ring, wie Polykrates ins Wasser zu werfen, denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe *)."

(Aus dem Jahre 1782.) „Es ist gewiß, meine

*) Dürfen wir die schüchterne Vermuthung aussprechen, daß vielleicht gerade in der Zeit, da Göthe „in stiller Nacht seine Glückseligkeit summirte und eine ungeheure Summe fand," von Frau v. Stein jener Brief geschrieben worden sei, den unser Dichter — wenn wir der geheimen Kunde, welche G. Kühne erhielt, Glauben schenken wollen — einzig für sich behielt, aber verbrannte, damit er kein Zeuge für fremde und profane Blicke werde. „Die Asche dieses einen Briefes, erzählt Kühne weiter, hat er als theures Pfand, als Erinnerungsmahl an ein süßes Glück heilig aufbewahrt, und sie giebt der Ahnung Raum, Frau v. Stein habe ihn trotz jahrelanger Selbstbehütung doch irgendwo und irgendwann in seinem geheimsten Wunsch erhört" (s. den Aufsatz „Göthe in der Schule der Frauen" in der „Europa, Chronik für die gebildete Welt," Jahrg. 1857, nro. 38).

Liebste, meine Sinne gehören Dir so zu eigen, daß nichts bei mir einkann, ohne Dir Zoll und Accise zu bezahlen. Du hast in meinen Augen und Ohren kleine Geister angestellt, die von Allem, was ich sehe und höre, den Tribut der Verehrung für Dich fordern."

(Aus dem Jahre 1784.)

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
„So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
„Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
„Die mein Geschick an Deines angehangen,
„Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
„Mein' Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
„Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
„Mein Leben nur an Deinem Leben hängt."

„Lebe wohl, Du liebes A und O, Du Inbegriff meiner Freuden und Schmerzen! Da ich Dich nicht habe, was kann ich besitzen? Da Du mein bist, was kann mir fehlen?" — —

Aber wir wollen nun endigen mit den Citaten und weitergehen in unserer Unterhaltung. Jene Gedichtchen, welche Göthe der Frau von Stein auf brieflichem Wege zu übersenden pflegte*), sind nicht das Einzige und das Bedeutendste, zu welchem die-

*) Wir erwähnen außer den mitgetheilten noch die beiden auch in seine sämmtlichen Werke aufgenommenen „An den Mond" (Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz ꝛc.") und das berühmte unter dem Titel „Ein Gleiches" („Ueber allen Gipfeln ist Ruh ꝛc."). Vgl. G's. W. I, 101 f., und vorher 99.

selbe unseren Dichter als solchen inspirirt hat. Denn die Rolle der Iphigenia im gleichnamigen Drama berechnete er in Rücksicht des Aeußerlichen, Theatralischen wohl, wie wir sahen, für Korona Schröter, indem er im Voraus gewiß sein mochte, daß diese sich im griechischen Costum sehr gut ausnehmen würde, zur Vollendung jenes reinen Frauenbildes aber that doch das Meiste „der Talisman der schönen Liebe," mit welchem die Stein damals „sein Leben würzte" *), und zu der Schöpfung der Prinzessin Leonore im „Tasso" begeisterte ihn eben dieselbe nicht minder, als die Herzogin Luise. Denn beide Frauen gehörten ja zu den Edelen ihres Geschlechtes „die nach Sitte streben," während „der Mann nach Freiheit strebt," und die den Wahlspruch der letzteren „Erlaubt ist, was gefällt" in „Erlaubt ist, was sich ziemt" umändern — beide waren ja auch, die Herzogin ihrem Gemahl und Göthen als dessen stetem Begleiter, die Erstere wenigstens Göthen allein, oftmals gram, wenn deren geniale Laune, so lange sie noch nicht das gesetzte Mannesalter erreicht hatten, irgendwo mit dem Zartsinn der Weiblichkeit in Conflict kam. Ja selbst der Roman „Wilhelm Meister" entstand wenigstens theilweise noch unter Anregung der Frau von Stein, und wenn auch die Behauptung, sie habe zur Na-

*) Vgl. „Göthes Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—1783 herausgegeben von Heinrich Hirzel," pag. 102.

talie Modell gesessen, in ihrer Totalität von G. Kühne*) erst noch näher bewiesen werden müßte, so haben doch einige der schönsten Stellen des Romanes sicherlich directen Bezug auf Göthes Verhältniß zu ihr. Besonders gilt dies z. B. von Mignons Lied: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ — welches er ihr im Juli 1785 nach Karlsbad sandte mit den beigeschriebenen Worten: „Hier das Liedchen, das nun auch mein ist!“ **) —

*) (S. den Aufsatz „Göthe in der Schule der Frauen“ in der „Europa,“ Jahrg. 1857, nro. 37).

**) Zum Bilde der Mignon selbst haben indeß, wohl zwei andere weibliche Wesen Veranlassung gegeben, worüber das Nähere weiter unten nachzulesen ist. — Zu anderen Namen und Gestalten im „W. Meister“ waren auch die übrigen Weimarer Umgebungen Göthes Veranlassung. So war z. B. das Original zur „schönen Gräfin“ jene von unserem Dichter in den Briefen an Frau v. Stein (Bd. II, pag. 175) selbst also benannte Gräfin Werther, die Schwester d. preuß. Ministers v. Stein, welche Göthe zusammen mit Herzog Karl August mehrmals auf dem Gute ihres Mannes (in Neunheiligen) besuchte (s. z. B. auch a. a. O. Bd. II, pag. 33 ff.). Ferner hat wohl auch Ad. Schöll (s. d. „Briefe an Frau v. Stein,“ Bd. III, pag. 138) Recht, wenn er meint, „die poetische Erfindung von der seltsamen Art, mit der Aureliens krankhafte Leidenschaft an dem Dolche hängt, welchen Serlo ihr vergeblich zu entwinden sucht, und dessen Schärfe Wilhelm zu fühlen bekommt, habe ihren Anlaß in der Gewohnheit jener Weimarischen Dame gefunden, die, wie der Herzog an Knebel schrieb (Nachl. I, pag. 145), einen von ihrem nun fernen Freund erhaltenen Dolch immer

Aber wenn Göthe einstmals Frau von Stein als „die Einzige" angeredet hatte, „die ihm eine Liebe ins Herz gäbe, welche ihn glücklich mache, die Einzige, die er lieben könne, ohne daß es ihn plage, und die ihm Glück wünschen würde, könnte er etwas lieber haben als sie!" — so mußte er doch endlich einsehen, daß er sich in dieser Frau getäuscht hatte. Wir verkennen nicht, wie heilsam sie auf unseren Dichter in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft einwirkte, wie er im Anschauen ihrer sittlich würdigen Haltung die „Wildfangsnatur ablegend vom Jünglinge zum Manne reifte, und durch ihr Beispiel entzündet, manche den Mann zierende Tugenden zu üben begann; aber was den weiteren Verlauf des Verhältnisses anlangt, so hat derselbe zu vielen irrigen Meinungen Veranlassung gegeben, und wie man bezüglich der Trennung von Friederike Brion und von Lilli ungerechter Weise sich denen gegenüber auf Göthes Seite gestellt hat, so hat man hinsichtlich der Frau von Stein die letztere zu rechtfertigen und Göthen zu beschuldigen versucht. Es war je-

---

in der Tasche trug." Es war diese Dame keine Andere, als Frau Auguste v. Seckendorf geb. v. Kalb (s. oben). Schließlich sei aber auch noch erwähnt, daß wir der Meinung, Corona Schröter, die am liebsten in ernster antiker Tracht Erscheinende, auf dem tragischen Cothurn Iphigeniens daherschreitende und der elegischen Klänge des in der „Fischerin" von ihr gesungenen „Erlkönigs" Mächtige, habe Elemente zu der kleinen flinken Possenreisserin Philine hergegeben, nicht beistimmen können.

doch nicht seine Schuld, daß diese Liebe nicht den naturgemäßen Abschluß erreichte. Er hatte von ihr die Scheidung von dem geistig ihr fernstehenden Manne verlangt und dafür versprochen, Rang und Stellung in Weimar aufzugeben. Sie jedoch nahm sein Opfer ebensowenig an, als sie sich zu dem von ihr geforderten entschließen konnte. Sie handelte und dachte wahrscheinlich ähnlich der, seltsamer Weise wieder ihren Vornamen tragenden, Charlotte in den „Wahlverwandschaften," und verlangte von Göthen Entsagung nicht von seiner Liebe, sondern in seiner Liebe zu ihr; er aber ertrug dieselbe eine ganze Reihe von Jahren hindurch *). Doch endlich, nachdem seine Umgebungen längst schon richtig über die ganze Sache abgeurtheilt hatten **), erwachte sein besseres Selbst wie-

*) S. das gleichfalls in den „Briefen an Frau v. Stein" abgedruckte Gedicht „an Lida":
„Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannst,
„Forderst Du ganz für Dich, und mit Recht!
„Auch ist er einzig Dein! Denn seit ich von Dir bin,
„Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
„Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
„Immerfort, wie in Wolken, erblicke;
„Sie leuchtet mir freundlich und treu,
„Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
„Ewige Sterne schimmern."
(Vgl. auch die Note auf pag. 18).

**) Herzog Carl August schrieb unter dem 11. Dezember 1780 an Knebel: „Mir ist eingefallen, daß der neuentstehenden,

der; auch er erkannte nun das Krankhafte des Verhältnisses, und beschloß, ihm zu entfliehen. „Es bezwangen ihn nun nicht mehr übermächtige Sterne, sein Geschick an ihres anzuhangen;“ und er zog, ohne es außer dem Herzog und der im Bade mit ihm bekannt gewordenen Gräfin Lanthieri Jemandem vorher zu sagen, im Jahre 1786 von Karlsbad aus nach Italien.

Hier nun sank die Flamme seiner Liebe zu Charlotten, weil sie keine Nahrung mehr fand, in Asche zusammen; hier fand sich Göthe aus seinem Himmel, der zuletzt ganz gewiß nicht der siebente war, auf die Erde wieder zurück, und ließ sichs dort wohl sein. Ein Hungriger, der lange gefastet hatte*),

reinadeligen Gesellschaft ein ebenso großes Unglück bevorsteht, als Du für unseren G. befürchtest, nämlich ich sehe sie noch in ihrem Wesen so ätherisch werden, daß auch ihnen endlich das Athemholen entgehen wird (s. „K. L. v. Knebels literarischen Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt,“ Bd. I, pag. 125). — Es ist wohl aber kein Zweifel, daß unter dem G. Göthe zu verstehen war.

*) Vgl. einen Brief von Göthes Mutter an Friedr. v. Stein: „Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht, aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing, und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der

gelangte zu einer wohlbesetzten Tafel; er schwelgte in lange nicht genossenen Freuden und vergaß sich und Andere. „Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittert nicht!" Und wenn er sich auch verirrt hatte, er fand sich ja bald wieder zu recht, und jenes Verhältniß zur schönen Mailänderin während seines zweiten Aufenthalts in Rom (Juni 1787— April 1788) war zwar nicht eben so glücklich und genußvoll, wie die leichtfertige Liebschaft, die Göthe zur Zeit seiner ersten Anwesenheit daselbst (vom October 1786—März 1787) unterhalten zu haben scheint*), jedoch

---

lange gefastet hat, wird an gutbesetzter Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wirds ihm verargen können" (s. die „Briefe von Göthe und dessen Mutter an Frau v. Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert," pag. 102).

*) In dem 27. Bande seiner sämmtlichen Werke, welcher den 1. Theil „der italienischen Reise" enthält, sagt er davon selbstverständlich kein Wort — indessen deuten die „römischen Elegieen" darauf hin. So viel für jetzt davon; das Nähere wird passend im 13. Kapitel zur Sprache kommen, und so wollen wir hier nur noch Folgendes erwähnen. Merkwürdig genug entstand nämlich noch 10 Jahre später, als Göthe 1797 mit seinem ältesten römischen Freunde, Heinrich Meyer, nach der Schweiz gereist war, eine auf jene frühere Bekanntschaft zurückzuführende, verläumderische Klatscherei, mit der sich selbst Männer, wie Schiller und sein Freund Körner, zu schaffen machten. Denn im 4. Bande des „Briefwechsels zwischen Schiller und Körner von 1784—1805" lesen wir

dafür auch schon nicht mehr flüchtig und übermüthig, sondern ernsthaft und rein. Er erhielt durch dasselbe noch einmal Gelegenheit, die schwere Tugend der Entsagung zu üben — denn auch die

auf Seite 59 folgende Stelle aus einem Schreiben des Ersteren: „Diesen Mittag überraschte mich Göthe, der mit Meyer, aus der Schweiz wieder zurück ist. Von Göthe sagte mir Meyer, er habe für ganz gewiß von seinen römischen Bekannten erfahren, Göthe habe ein Engagement mit einem hübschen römischen Mädchen von gemeiner Herkunft, und nicht der besten Konduite, und soll sie wirklich geheirathet haben. Er erzählte mir so viele Particularitäten, daß ich kaum daran zweifeln kann. Die Eltern und einer Schwester von ihr, mit der er auch Anfangs gelebt, bezahle er eine Pension. Das Mädchen soll aus der Connaissance der jungen Künstler sein und ich glaube, auch zum Modelle gedient haben. Suche nun dieser Nachricht auf die Spur zu kommen. Göthe dauerte mich sehr, denn das Mädchen soll auch erschrecklich stehlen und gar liederlich sein. Er wäre fürchterlich dupirt.“ Körner aber antwortete so: „Von dem, was Dir Meyer von Göthen erzählt hat, habe ich auch Einiges durch dritte Hand erfahren. Indessen scheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirath glaube ich nicht; aber so viel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom aus nach der Schweiz mitgenommen hat. Mit ihm selbst habe ich nicht darüber gesprochen, werde ihn auch nie ausfragen. Indeß habe ich Spuren genug, um mir die Geschichte so zusammenzusetzen, daß er das Mädchen jetzt in der Schweiz gelassen hat, um ihr die nöthige Erziehung zu geben. Mag er doch immer den Plan haben, sie künftig zu sich zu nehmen; ich wette, daß dies nicht geschieht. Sinnlichkeit hat ihn gefesselt; durch Briefe wird sie ihn schwerlich

Mailänderin*) war, wie die beiden Charlotten, Besitz d. h Verlobte eines Anderen. Doch kostete es ihm diesmal nicht so viele Kämpfe, als früher in Wetzlar — denn seine Leidenschaft war weder durch „Gewohnheit“ noch durch „Nachsicht“ schon so gewachsen, wie die für die Buff. Einmal nämlich hatte Göthe „Jahre und Erfahrungen hinreichend, um sich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen und einem Wertherähnlichen Schicksale gerade in Rom zu entgehen, wo es ihm bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände verdorben hätte.“ Dann aber ward hier ja „ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen“ schon „im Augenblicke des Keimens zerstört, und damit die Vorahnung alles des Glückes, das ein solches Ge-

---

festhalten. Vielleicht wird auch dem Mädchen in der Schweiz die Zeit lang, sie macht irgend einen dummen Streich, läßt sich von einem Anderen, der ihr besser gefällt, entführen, und Göthe kommt mit einiger Geldbuße davon.“ — So weit Körner. Es erkennt aber wohl Jeder leicht, wie ungereimt das ganze Gerücht war, dessen Entstehungsart man freilich nicht mehr anzugeben weiß.

*) S. Gs. W. XXIX, pag. 111, 122—132, 178—179, 281—282, 335—337. — Wir werden das Mädchen nach ihrer Geburtsstadt nennen müssen, da Göthe ihren Zunamen nicht nur, sondern ebenso, wie bei der „Titulargattin“ auch den Vornamen verschweigt, und seine Biographen denselben nicht ermittelt haben. Das Gleiche ist übrigens der Fall mit der Neapolitanerin, von der weiter unten kurz die Rede sein wird.

fühl sich in künftiger Entwicklung unbegrenzt vorspiegelt." Wir wissen es von ihm selber, daß, kaum nachdem er während seiner Villeggiatur in Castell Gandolfo zu gleicher Zeit zwei schöne junge Mädchen, eine Römerin*), die mit ihrer Mutter daselbst wohnte, und deren zum Besuch anwesende Freundin, eben jene Mailänderin, kennen gelernt, und kaum nachdem seine Neigung sich für die letztere und „ihre heiteren, dem frohen Tage allein gehörigen Züge mit dem Ausdruck unbefangenen, still vorschreitenden Lebens," sowie für ihr „offenes, nicht sowohl ansprechendes, als anfragendes Wesen" entschieden hatte — „blitzschnell, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswerthesten unmittelbar nahe kommt" — wir wissen es, sagen wir, ja von ihm selber, wie er sehr bald schon nach seinem Bekanntwerden mit der Mailänderin erfuhr, daß sie bereits mit einem Anderen verlobt sei. „Er wendete sich nun abermals zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur" und indem „die Fülle der Körperlichkeit, die ihm jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Absteigen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbrachte, seinem Auge beinahe fühlbarer war,

*) Diese ist natürlich nicht mit jener, die zu den „römischen Elegieen" mit Veranlassung gegeben haben mag, zu verwechseln.

als sonst, konnte er dem Schmerze nicht feind werden, der ihm den inneren und äußeren Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war *)." Den englischen Studien, die er mit dem Mädchen zu treiben begonnen hatte, suchte er auszuweichen, und näherte sich ihr niemals anders, als im Zusammentritt von mehreren Personen. Mit Lilli hatte er, wie wir oben sahen, in der Zeit, da er sich von ihr trennen wollte, dasselbe gethan; außerdem aber werden wir an jenes Verhältniß auch dadurch noch erinnert, daß, als Göthe die Mailänderin als Braut sah

*) Hier ist der Ort, an das in eben dieser Zeit entstandene Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" zu denken (s. Gs. W. II, 184). Der Poet erzählt uns darin, wie Amor, d. h. die Liebe oder besser seine Liebe, bewirkt habe, daß der Nebel, welcher seinen Blick umhüllte, sich verzog und die Landschaft in prächtiger Klarheit und herrlichen Farbenreichthum vor seine Augen trat; ja, „an's Ende, wo die Sonne kräftig von dem hellen Boden wiederglänzte," zeichnete der kleine Zauberer sogar „das allerliebste Mädchen" hin, „wohlgebildet, zierlich angekleidet, frische Wangen unter braunen Haaren," und wie sie, gleich einem herausgetretenen Geiste der Landschaft, selbst Leben und Bewegung anzunehmen schien, so belebte sie auch diese, und „alles, alles bewegte sich, Bäume, Fluß und Blumen." — Noch vor der Zeit aber, da sich Göthe „abermals zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur wendete," d. h. als er noch fürchten mußte, daß ihm durch seine Liebe zur Mailänderin „bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände" verdorben werden möchten, schrieb er wohl das Gedichtchen nieder, welches er dann durch Rugantino in „Claudia von Villa Bella" vortragen ließ, und

und sie als künftige Gattin sich dachte, sie ebenso, wie in dem gleichen Stande Lilli, „sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande erhob." Deswegen „wendete er ihr nun eben dieselbe Neigung, wie früher, aber in einem höheren, uneigennützigen Begriffe zu und war so gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen," welches einige Zeit nachher zwar gestört wurde, als Göthe vernahm, daß der Bräutigam unter einem unbekannten Vorwande sein Wort zurückgenommen habe, und das Mädchen aus Alteration darüber in ein hitziges, lebensgefährliches Fieber verfallen sei, welches dann aber womöglich in noch erhöhtem Maße zurückkehrte, seitdem er die völlig Wiedergenesene nnd noch ebenso Frische und Anmuthige, im Wagen der „Madame Angelica *)" von Neuem gesehen, und

welchem Viehoff den Titel „Amor als Gast" gegeben hat. Es beginnt dasselbe so:

„Cupido, loser, leichtsinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier für ein'ge Stunden,
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden."

Der Schluß aber lautet:

„Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entflieh'n, und räumet die Hütte."

*) Angelika Kaufmann, die berühmte Malerin, damals in Rom viel mit Göthe verkehrend, „hatte sich des guten Mädchens sogleich nach dem Unfalle tröstend angenommen." (S. Gs. W. XXIX, 282).

sie in einem durch letztere eröffneten Gespräche ihm in alt gewohnter Freundlichkeit für seinen Antheil an ihrer Krankheit gedankt hatte. Endlich bei seinen Abschiedsbesuchen von Rom vergaß Göthe natürlich auch die Mailänderin nicht; er suchte sie in der stattlichen Wohnung ihres Bruders (eines Commis in der Jenkinsschen Kunsthandlung), dessen Haushaltung sie führte, auf, sie erzählte ihm von ihren Familienverhältnissen, und als der Bruder hereintrat, „schloß sich der Abschied in freundlicher, mäßiger Prosa.“ Aber, als er schon auf der Straße war, und sie ihm von ihrem Fenster im Entresol aus nachschaute, knüpfte sich noch einmal, da der Kutscher des Wagens nicht gleich zugegen war, ein Gespräch zwischen beiden, und das war denn „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenöthigtes Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das ihm auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.“ Er konnte übrigens — um dies gleichfalls noch zu erwähnen — indem er das Mädchen verließ, „die Vermuthung und den Wunsch nähren, daß ein wohlhabender junger Mann gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei.“

Außer der Mailänderin gedenkt Göthe in seiner „italienischen Reise“ auch noch einer neapolitanischen Principessa *), mit der er zweimal flüchtig

*) S. Gs. W. XXVIII, pag. 35—36, 41—46, 240—241.

zusammentraf. Sie war eine jener Prinzessinnen ohne Land und Leute, wie sie in Italien zu Dutzenden herumlaufen, übrigens ihrem Wesen nach eine echte „Dame Kobold", von quecksilberartiger Beweglichkeit und einer fast ausgelassenen Lustigkeit. Bei der Mittagstafel in ihrer Behausung, zu welcher sie Göthen nach nur einmaliger Begegnung eingeladen hatte, war ihr Hauptspaß der, einen ihr gegenüber sitzenden Geistlichen auf alle mögliche Weise zu necken und zu hänseln, unserem Dichter aber, den sie nicht von ihrer Seite fortließ, allenthalben die besten Bissen vorzulegen. Er bestand mit ihr also, ohne daß von irgend welcher zärtlichen Empfindung für sie die Rede sein könnte, eines jener hübschen Abenteuer, wie sie später die Erinnerung an gemachte Reisen doppelt angenehm machen. Das possierliche Dämchen war, was wir eben eine Reisebekanntschaft nennen, sowie — um nur einige Beispiele noch anzuführen — früher schon die bereits einmal von uns erwähnte geistvolle Gräfin Lanthieri, an deren Umgang er sich im Jahre 1786 zu Carlsbad erfreute, oder wie noch eher die schöne Marquise Branconi, die Göthe auf seiner zweiten Schweizerreise 1779 in Lausanne kennen lernte*) und dann in Weimar mehrmals wieder sah, und endlich wie später, gleichfalls in Carlsbad,

*) Diese, die Mutter des Grafen Forstenburg, natürlichen Sohnes des Herzogs von Braunschweig, hat nach G. Kühnes nicht unglaublicher Annahme zum Vorbild für die Gräfin

die beiden Mädchen, welche sich, als sie von Frau v. Reck gehört hatten, Göthe sei interessant und galant nur gegen junge und hübsche Damen, vornahmen, an ihm eine Eroberung zu machen, die ihnen denn auch vollständig glückte *).

Sanvitale im „Tasso" gedient (s. den Aufsatz „Göthe in der Schule der Frauen," in der „Europa," Jahrg. 1857, nro 38). Von ihr schrieb unser Dichter in den „Briefen an Frau v. Stein" (Bd. I, pag. 264—65): „Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male fragte, ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! ein Offenmuth! daß man eben nicht weiß, woran man ist. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß vom Felsen der Scylla erzählt: „unverletzt den Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt." Und aus Genf schrieb er an Lavater (zu dem die Branconi in einem wenigstens von ihrer Seite ziemlich leidenschaftlichen Verhältniß stand): „Sie war so artig, mir glauben zu machen, daß ich sie interessire und ihr mein Wesen gefalle, und das glaubt man diesen Sirenen gern. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäis Platz bin — (er war bei ihrem Sohne) — denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne stehen" (s. die „Briefe Göthes an Lavater aus den Jahren 1774—83, herausgegeben von Heinr. Hirzel," pag. 49). Endlich, als sie 1780 nach Weimar kam, schrieb er der gerade abwesenden Frau v. Stein: „Sie ist immer schön, sehr schön, aber es ist, als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein andres Wesen rühren soll" (s. a. a. O. pag. 329).

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe aus den letzten Jah-

Zwei Jahre lang blieb Göthe im „formenreichen" Italien, und als er endlich, ein körperlich und geistig neugeborener Mensch ins „gestaltlose Deutschland zurückkehrte, und „jenen heiteren Himmel mit einem düsteren vertauschte, da brachten die Freunde, statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, — nach seinen eigenen Worten — ihn zur Verzweiflung. Sein Entzücken über entfernteste Ge-

---

ren seines Lebens 1823—32," Bd. III, pag. 356 ff. — Das betreffende Gespräch fand 1831 statt; in welchem Jahre aber unser Dichter die Bekanntschaft der beiden, wahrscheinlich einer adeligen Familie angehörigen Schwestern, deren Namen er uns verschweigt, gemacht habe, wird darin nicht gesagt, und es kann daher nur so viel fest behauptet werden, daß dies nicht vor dem Jahre 1785, in welchem Göthe zum 1. Male Carlsbad besuchte, geschehen sein kann. Vermuthen jedoch möchten wir, daß 1808 das betreffende Jahr gewesen sei. Wenigstens weiß man, daß sich damals gerade Frau v. Reck (Elise von der Recke, die dichterische Schwester der Prinzessin v. Curland) in Carlsbad befunden habe, und außerdem giebt Göthe selber in den „Tag- und Jahreshef-ten" (s. Bd. XXXII der Werke, pag. 32) uns Andeutungen über den ganz eigenthümlich belebten Zustand der Badegesellschaften in eben dieser Saison. „Alles suchte zu gefallen, schreibt er, und jedes gefiel sich mit dem anderen, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutenden Interessen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte. Bei einem in der Fremde miethweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich u. s. w."

genstände, sein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen, er vermißte jede Theilnahme und Niemand verstand seine Sprache.“ Doch er hätte vielleicht das Alles zu ertragen vermocht, wenn nur nicht sogar auch Frau v. Stein sich feindselig gegen ihn benommen hätte. Er wollte, nachdem, um mit Heinrich Heine zu reden, „die Liebe durchgeliebt war, die Freundschaft anfangen,“ sie aber mochte davon nichts wissen. Sie deutete sein Leiden, seine Sehnsucht nach dem verlassenen gelobten Lande nicht minder übel, als alle Uebrigen, und quälte ihn, besonders seitdem er Trost für jede ihm zugefügte Unbill in einer neuen Liebe suchte, mit überreizter Eifersucht, während es doch ihre Pflicht gewesen wäre, vernünftig zu entsagen. Frau v. Stein gehörte nicht zu jenen felsenharten, stoischen Naturen, die ihren Gefühlen ohne Sträuben Schweigen gebieten und ihre Leidenschaft ohne Klagen überwinden können. Denn, wenn ihr Gewissen lauter gesprochen hätte, als ihr Herz, so würde sie das Verhältniß zu Göthe alsbald für immer abgebrochen haben. Wir wollen nicht so strenge Sittenrichter spielen, daß wir um deswillen Frau v. Stein verurtheilen möchten. Aber es hatte dieselbe auch nicht den rechten Muth der Liebe, und nicht jenes höhere sittliche Bewußtsein, welches von ängstlichen Rücksichten frei und von äußeren Vorurtheilen uneingenommen ist. Im Besitz beider würde sie nicht in schwächlicher Ungewißheit dar-

über, was Recht und was Unrecht sei, hin und hergeschwankt sein *), sondern würde es für wahrhaft moralisch erachtet haben, wenn sie ihre Ehe, deren Heiligkeit und Reinheit auf jeden Fall dahin war, selbst wenn sie sich wirklich niemals thatsächlich gegen dieselbe verging, gelöst hätte und Göthen das geworden wäre, was er, sehr richtig und tactvoll empfindend, von ihr gewünscht hatte: sein vor Gott und der Welt ihm zugesprochenes, durch ausschließlichen Besitz ihn beglückendes, Seele und Leib ihm hingebendes Weib. Man kann, so viel man über die Sache nachdenkt, zu keinem anderen Resultate kommen, als zu dem: sie willigte in ihre Scheidung nur deshalb nicht ein, weil sie jeden Eclat vermeiden wollte. Befangen in dieser Engherzigkeit, hätte sie ihm aber doch „Glück wünschen sollen, daß er endlich etwas lieber gewann, als sie" — jedoch sie that gerade das Gegentheil. Mit so viel Duldsamkeit und

---

*) Auf den leergebliebenen Raum eines Briefes von Göthe schrieb sie, wie Schöll (Bd. 1, pag. 65) uns mitgetheilt hat, einst das Verschen:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen u. s. w."

Diese Zeilen wurden im October 1776 auf ihrem Gute Kochberg von ihr niedergeschrieben und sie sind wohl auch mit eine Bekräftigung unserer obigen Annahme, daß nach der Rückkehr der Frau v. Stein in die Stadt eine ihrerseits größere Annäherung an Göthen vor sich gegangen sein mag.

Schonung er auch gegen sie verfuhr, so viel Vernunft er ihr auch predigte, sie wies jeden Versuch zur Verständigung hartnäckig zurück und mag sehr bittere Worte ihm zu hören gegeben haben, so daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als sich offen und unumwunden zu erklären gegen diese „moderne Omphale," wie Adolf Stahr die Stein nennt, „welche es nicht ertragen konnte, den aus Italien zurückgekehrten Herkules am Spinnrocken abstracter Liebessehnsucht nicht in alle Ewigkeit fortspinnen zu sehen."*) Die Erklärung Göthes geschah in einem Briefe vom 1. Juni 1789, der folgendermaßen lautet: „Wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurecht zu legen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir

*) S. „Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf Stahr," Bd. II, pag. 169. — Stahr war unseres Wissens der Erste, welcher über Frau von Stein gerecht geurtheilt und die ihr eine Zeitlang in übertriebenem Maße gezollte Bewunderung auf das richtige Maß zurückgeführt hat. Allzustreng verfuhr noch ganz neuerdings der Engländer Lewes gegen sie, indem er sie höchst unverdienter Weise eine Kokette nannte. Adolf Schöll, der Herausgeber ihrer Briefe, ist ein äußerst feinsinniger Interpret des ganzen Verhältnisses bis zu dessen Bruche; da aber verliert auch er den Faden und erklärt sich gegen Göthe.

leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. — Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen*) kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinne, als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern und die Herzogin ver-

---

*) Jener Sohn der Frau v. Stein, den Göthe wie ein Vater mehrere Jahre in seinem Hause erzog und dessen späterer Carrière er durch seinen Einfluß sehr förderlich war (s. seine Briefe an den jungen Stein selbst, sowie an dessen Mutter).

reisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich ihretwegen gekommen war, und mußte mir im selben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch kein Theil an den Menschen ꝛc. Und das Alles, eh' von einem Verhältnisse die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, intimste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen. Aber das gestehe ich gerne, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich

immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest?" *)

Nach diesem gewiß bei aller Ernsthaftigkeit des Vorwurfes in durchaus würdigem und gehaltenen Tone abgefaßten Briefe, den ganz herzusetzen wir für nöthig erachteten, erfolgte denn stillschweigend ein Bruch des Verhältnisses, welches sich erst 7 Jahre nachher, doch unter ganz anderen Bedingungen, wieder anknüpfte. Im Laufe der Zeit war die Misstimmung Beider zugleich mit ihrem Motive, der Liebeseifersucht, verschwunden, und sie begegneten sich nun wirklich als Freund und Freundin, zwischen denen die von Jedem gehegte Neigung für die Kinder des Anderen ein Band gewoben hatte. Es war das ein gleich schöner Zug in ihrem, wie in seinem Charakter, der bei Frau v. Stein nur durch die Gehässigkeit, mit der sie gegen die Mutter von Göthes Sohn verfuhr, viel am Werthe einbüßte, bei Göthen selber aber während der ganzen Dauer des Verhältnisses ungestört uns zu erfreuen vermag. Von jenen übelen Nachreden, deren sich die Stein schuldig machte, werden wir weiter unten noch zu sprechen haben, daß sie aber an Göthen selber regen Antheil zu nehmen, auch viele Jahre nachher noch nicht aufgehört hatte, be-

*) Ueber diesen Brief hat nach Ad. Schölls Mittheilung Frau v. Stein: O!!! geschrieben.

weist ein am 12. Januar 1801 an ihren Sohn Friedrich geschriebener Brief*), worin es z. B. heißt: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Göthe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit 9 Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde.“ Wie sie aber auch sogar auf dem Todtenbette noch Göthes Eigenthümkeiten nicht vergessen hatte, und wie sie noch in ihren letzten Lebensstunden voll weiblichen Zartsinnes dieselben im Auge behielt, davon liefert ein ergreifendes Zeugniß ihre Verordnung, man solle ihre Leiche nicht an seinem Hause vorübertragen. Man weiß, wie sehr Göthe den Anblick und die Nähe des Todes scheute, doch die städtischen Träger dachten anders, als die Verstorbene, die durch das Aussprechen ihres letzten Willens Vieles, was sie an unserem Dichter verschuldet hatte, wieder gut machte, und es wurde dahin entschieden, daß ein so vornehmes Begräbniß die Hauptstraßen innehalten müsse**).

---

*) S. die Beilagen zu den „Briefen von Göthe und dessen Mutter an Friedrich von Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert,“ pag. 165.

**) Frau v. Stein starb, 85 Jahre alt, am 6. Januar 1827.

Dreizehntes Kapitel.

Christiane Vulpius, nachherige Frau von Göthe.

Die Entstehung der römischen Elegieen und venetianischen Epigramme.

Bettina die Gauklerin.

1788—1816.

Je näher aber unser Dichter jener Höhe des Lebens kam, von wo dann der Weg wieder bergab führt, desto größer und unüberwindlicher ward in ihm die Sehnsucht nach einem eigenen Heerde. Der Gedanke an eine stille Häuslichkeit zog sich, wie wir sahen, durch all seine früheren Liebesneigungen hindurch, und es liegt ein tragisches Element darin, daß diesen schon vom Jüngling gehegten Wunsch auch noch der Mann hegen mußte, ohne ihn erfüllt zu sehen; ja man kann in dieser langen Versagung eine unfreiwillige, von höherer Schicksalsmacht ihm auferlegte Buße für mancherlei romantische Vergehen zu erblicken versucht sein. Aber endlich sollte Göthe, er, der bereits 1784 an Kestner schreiben mochte: „Glückselig der, dessen Welt innerhalb des Hauses ist. Erkennt's nur auch recht, wie glücklich ihr seid, und wie wenig beneidenswerth glänzendere Zustände

sind“ *), endlich sollte Göthe doch finden, was er so lange schon suchte: „ein Geschöpf, wie er eines für sich haben und dann nichts weiter lieben wollte“ **), „eine hübsche Frau, die nicht Alles gar zu genau nahm, die aber doch am besten verstand, wie er sich selbst am besten befand“ ***). —

Er selber erzählt es uns viele Jahre später, wie er „gefunden“ habe, was er so lange gesucht hatte, und wie das endlich doch ganz unvermuthet und ohne daß er es gerade damals ahnte, geschehen sei. „Er ging im Walde so für sich hin, und nichts zu suchen, das war sein Sinn.“ Doch „im Schatten sah er ein Blümchen steh'n, Wie Sterne leuchtend, Wie Aeuglein schön; er wollt' es brechen, da sagt' es fein: Soll ich zum Welken gebrochen sein? Er grub's mit allen den Würzlein aus, Zum Garten trug er's Am hübschen Haus; und pflanzt' es wieder am stillen Ort; nun zweigte es immer und blühte so fort“ †). — Jetzt also that Göthe — um dies beiläufig zu bemerken — was er schon früher in Sesenheim hätte thun sollen, und unter dem

*) S. das Buch „Göthe und Werther,“ pag. 261.

**) S. „Göthes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776—1826, z. 1. M. herausgegeben von Ad. Schöll,“ Bd. I pag. 48.

***) S. die „zahmen Xenien“ (G's. W. IV, 311).

†) S. die Parabel „Gefunden“ (G's. W. I, 26.) Sie entstand 1813.

Flattersinn der Jugend, der einst die arme Friederike unglücklich machte, hatte nun seine Geliebte nicht mehr zu leiden.

Auf einem Spaziergang im Parke während des Jahres 1788 war es, wo Göthe von Christiane Vulpius eine Bittschrift überreicht bekam für ihren mit durch seine eigene Schuld in bedrängten Verhältnissen lebenden Vater*). Das blendendschöne Mädchen**) machte sogleich entschiedenen Eindruck

---

*) Ausdrücklich bestreitet der des früheren Verhältnisses zu Fr. v. Stein freilich ganz unkundige, über das spätere zur Vulpius aber als Göthes Hausgenosse sehr wohl unterrichtete und wahrhaftige Friedr. Wilh. Riemer (s. „Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen, schriftlichen, gedruckten Quellen," Bd. I, pag. 355), daß sie durch seine Freunde ihm zugeführt worden sei. Nicht genau ermittelt ist jedoch, ob die Bittschrift Christianens Vater, oder ihren weiter unten noch erwähnten Bruder betraf.

**) Derselbe schildert Christianen (pag. 358) als „junges Mädchen von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen." Frau Schopenhauer aber sagt einmal, „sie habe mit ihren vollen Lippen und runden Formen wie ein jugendlicher Dionysos ausgesehen;" ja sie wurde wohl auch von Leuten, die sie damals in ihrer ersten Jugendblüthe gesehen hatten, eine „Bettina des Bürgerstandes" geheißen. Später soll sie freilich sich äußerlich sehr verändert haben. Aber „in jener jugendlichen, allgemein ansprechenden Gestalt bewahrt sie, wie Riemer (pag. 358) erzählt, noch ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von Göthes Hausfreunde, Heinrich Meyer, aus-

auf sein Gemüth; er sah sie wieder und wieder, und wurde dauernd gefesselt von der frischen Heiterkeit ihres Naturells, und von der schnellfassenden Gelehrigkeit, mit der sie ihm bei seinen botanischen und chromatischen Studien nun öfters „anmuthige Gesellschaft" leistete. In dem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen" (1797)*) schilderte er später „das schöne Verhältniß beider zu einander" — wie Riemer (pag. 357.) sagt: „ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." Und in der That, sie gehörten sich bereits für immer an: Christiane Vulpius ward, frei von allem Eigennutz und allen Prätensionen, aber mit einem Herzen voll hingebender Liebe, die Mutter seines Sohnes, der Namen und Geschlecht des Vaters fortpflanzte **). Göthe nahm sie endlich, als er ein eigenes Haus besaß, zugleich

geführt in einer der Madonna della Sedia verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgebornen im Arm." Darauf hin sprechen wir hiermit den Wunsch nach Veröffentlichung dieses Bildes aus, für den Fall, daß es wirklich noch existirt.

*) Man denke an die Zeilen:

O Gedenke dann auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unser'm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
(S. G's. W. I, 297 ff.)

**) Die anderen Kinder starben frühzeitig.

mit ihrer Tante und Stiefschwester*) in dasselbe auf, und lebte an ihrer Seite „so glücklich, als ein Mensch sein kann." Sie besorgte fortan, in allen wirthschaftlichen Gegenständen wohl erfahren, aus freiem Antrieb seinen Haushalt und wehrte von ihm jede der kleinlichen widerlichen Sorgen ab, die ihn gehindert hätten, sich ganz und gar der Kunst und Wissenschaft zu widmen. „Nur ein solches weibliches Wesen, meint Riemer (pag. 356), bedurfte Göthe zu freier und möglichst ungehinderter Entwickelung seiner selbst, und keine, auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrten Zirkeln wohl gar selbst als Schriftstellerin glänzen wollende Dame hätte sie fördern, oder nur sein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher oder später belehren sollten." Aber Christiane that noch mehr für Göthe, als das, was durch ihre fleißigen Hände erreicht werden konnte, die nun eben so wenig ruhten, als früher, da sie durch deren Arbeit sich redlich ernährt hatte. Denn wenn ihr reges Thun und Treiben manche unerquickliche wirthschaftliche

---

*) Die Tante, nicht die Mutter, wie fälschlich der Engländer Lewes angiebt. Wie edelmüthig er für das Wohl der Familie Vulpius sorgte, beweist außerdem der stete und erfolgreiche Vorschub, welchen er Christianens Bruder (dem nachherigen Rath, und berühmten Verfasser des Rinaldo Rinaldini) leistete.

Last ihm abnahm, so war die unverwüstliche Munterkeit ihres Geistes auch geeignet, den seinigen, wenn er von vielerlei Beschwerden bedrückt war, wieder aufzuheitern, sowie ihr schlichter, unverbildeter Verstand und ihr naives Gemüth gar wohl noch im Stande, ihm allerdings andere Unterhaltung zu gewähren, als die in den ästhetischen Zirkeln gepflogenen. Eilte er aus denselben, geblendet von all den dort kreisenden Sonnen, nach Hause, so fand er da seinen getreuen Fix- und Glücksstern, und freute sich seines milden Leuchtens.

So führten denn beide, nach Riemers Ausdruck (pag. 359), ein „Zusammenleben, in dem nicht die gewöhnlichen Gardinenpredigten und Ehestandsscenen vorfielen,“ und es „fehlte nichts zum Glück der schönsten Ehe, als nur des Priesters Segen.“*) Aber auch diesen erhielt endlich noch ihr Herzensbund, und zwar im October 1806, jedoch nicht, wie gewöhnlich seit Falks unwahrer Darstellung weiter erzählt wird, mitten unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena, sondern drei Tage nachher, am 19. October 1806. Ueber den Anlaß zur Wahl dieses Zeitpunktes ist viel gestritten worden, am glaublichsten ist wohl, daß Christiane von den fremden Plünderern, welche sogar Göthes Leben bedrohten, wegen der schiefen Stellung, die sie

*) Vergl. weiter oben das Lied „wahrer Genuß“ (und in G's. W. XVLII, 9.) im Leipziger Liederbuch.

im Hause einnahm, geschmäht worden war. Diese von verhaßten Feinden seinem Liebsten angethane Beleidigung mochte unserem Dichter besonders ans Herz gehen und ihn zu dem Schritte bestimmen, welchen er über kurz oder lang wohl auch wegen seines bereits zum Jüngling heranwachsenden Sohnes gethan haben würde.

Doch man darf Christiane „darum nicht verachten, weil sie sein war"*) ohne doch gesetzlich mit ihm vermählt zu sein, da wir wissen, daß die meiste Schuld daran ihre fast allzugroße Bescheidenheit und Uneigennützigkeit trug, welche ähnlich dem Käthchen von Heilbronn nichts verlangte und nichts wollte, als Duldung in der Nähe des Geliebten. Göthen aber wird man nur um desto lieber gewinnen, indem man erfährt, wie er, auch ohne äußerliches Band an sie gefesselt zu sein, Christianen doch fortan treu blieb und ein viel glänzenderes Beispiel für die Heilighaltung der Ehe aufstellte, als z. B. Schiller oder vor diesem Bürger, die, wie wir wissen, für ihre Schwägerinnen wärmer, als sichs wohl ziemen mag, empfunden haben — und indem man bedenkt, wie er seiner „kleinen Freundin" wegen Anfechtungen über Anfechtungen muthig bestand und jede Unbill von ihr mit seinem männlichen Ansehen abzuwehren versuchte.

Denn in der That mußte Göthe die Freuden

*) Vergl. die Scene Egmonts mit Ferdinand im 5. Acte.

dieser Liebe theuer genug erkaufen. Der würdige Knebel zwar zollte dem Verhältnisse alle gebührende Achtung, und auch Mutter Aja, die Christianen persönlich zwar erst 1797 kennen lernte, vorher aber schon seit lange mit ihr vertrauliche Briefe wechselte, mochte die Verbindung wegen ihrer glücklichen inneren Beschaffenheit, trotz dem sie keine conventionelle war, nicht misbilligen. Doch diese Zwei waren es fast allein, welche vorurtheilsfrei dachten. Die ganze exclusive Weimarer Gesellschaft dagegen kehrte sich feindselig gegen Christiane, weil diese eben nicht zu ihr gehörte. Denn wäre sie nur von Adel oder sonst von distinguirtem Stande, wäre sie nur, was man so nennt, ein „Genie" gewesen — gewiß, man würde anders, d. h. weniger rigoros geurtheilt haben. Frau v. Schiller z. B., von der man weiß, daß sie bei aller Trefflichkeit ihres Charakters nicht frei war von Standesvorurtheilen, schrieb einmal an ihren Jugendfreund, den mehrerwähnten Friedrich v. Stein: „In Weimar ist Göthe steif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier in Jena kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen oder nicht klar geworden. Ich glaube doch, daß auf diese Stimmung die häuslichen „„zu der Welt in Weimar nicht passenden"" Verhältnisse am meisten Einfluß haben" *). — Ja sogar Frau v. Stein

*) S. die Beilagen zu den „Briefen von Göthe und dessen

selber, welche doch dazu besonders Ursache gehabt hätte, sah, wie wir oben bereits inne wurden, hier leider nicht „durch das Medium der Liebe.“ Wir konnten dies schon aus dem von uns mitgetheilten Schreiben Göthes vom Jahre 1789 schließen, der directe Beweis dafür ist aber in ihren Briefen an den eigenen Sohn gegeben.*) Da macht es denn einen sehr übeln Eindruck, so verächtlich und gehässig von Göthes „Demoiselle“ oder gar von seiner „Maitresse“ gesprochen zu hören. Man denke: die sittlich und ästhetisch gebildete Dame vergaß sich so weit, derlei Ausdrücke gegenüber ihrem Sohne zu gebrauchen, und die schlechte Meinung, welche sie ungerechter Weise von Christianen hegte, auch auf deren Kind zu übertragen d. h. diesem schon im Voraus das Loos der moralischen Corruption zu prophezeihen, während doch August später ein sehr tüchtiger und hoch geachteter Mann geworden ist.

Aber nicht blos die Zeitgenossen, auch die Nachkommen haben herb und bitter über die Vulpius und ihr Verhältniß zu Göthe geurtheilt, sei es nun daß manche dabei die Lust theilten, welche gemeinen Seelen das Nachbeten von Klatschgeschichten gewährt, oder sei es daß Andere schadenfroh

---

Mutter an Friedrich v. Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert“, pag. 142.

*) S. die Beilagen zu den „Briefen von Göthe und seiner Mutter an Friedr. v. Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert,“ pag. 165.

darüber sein wollten, auch einen großen Mann wenigstens auf einem Fehltritt zu ertappen. — Man hat die gute Seele Christiane nachträglich wo möglich zu einer zweiten Therese Levasseur machen wollen, man hat sie „Küchenmagd" oder „une bonne menagère" genannt*), man hat sie für ungebildet**) ausgegeben und auf einen nicht einmal beglaubigten, jedenfalls aber in momentaner Verstimmung hingeworfenen Ausspruch Göthes, daß man es „dieser Person doch gar nicht anmerke, wie sie so lange in seiner Nähe gelebt habe," sich zu steifen und zu stützen versucht. Aber an das, was wir schon wissen und was doch kein schlechtes Zeugniß für ihre Bildung ablegen dürfte, daran nämlich, daß sie seine Genossin bei naturwissenschaftlichen Beschäftigungen

---

*) S. die „Erinnerungsblätter von A. v. Sternberg," Bd. I, pag. 113.

**) Mit Recht nennt Heinr. Düntzer in seinen „Frauenbildern aus Göthes Jugendzeit" die Nachricht bei Maria Belli („Leben in Frankfurt am Main", Bd. III. pag. 107), Christiane habe nicht lesen können, unglaublich. Die schönste Rechtfertigung hat dieselbe ganz neuerdings noch erfahren durch die Herausgabe der „Freundschaftlichen Briefe von Göthe und dessen Frau an Nicolaus Meyer." Ihre zum Theil Anderen in die Feder dictirten, zum Theil aber auch eigenhändig niedergeschriebenen Briefe sind ein neuer schöner Beweis für ihren schlichten, unverbildeten Verstand, ihren echt häuslichen Sinn, sowie für die herzliche hingebende Liebe, mit welcher sie den „Geheimrath," wie sie Göthen auch nach ihrer Verheirathung noch nannte, bis an ihr Ende beglückt hat.

war, denkt man nicht, wogegen man hinsichtlich der Beurtheilung ihres sittlichen Werthes sich zu vergessen bemüht, daß, wie wir oben erwähnten, Göthes Mutter und „Urfreund"*) nichts auf Christianen kommen lassen wollten, daß ferner unser Dichter, der den häuslichen Heerd so hoch ehrte, gewiß keiner Unwürdigen den Platz daran neben sich gegönnt haben würde, und er selber mit deutlichen Worten sagt, sein Verhältniß zu ihr habe in einer wunderlichen Epoche seines Lebens ihn lieblich zu erquicken gewußt"**), sowie endlich, daß wir von ihm, der auch in seiner Kunst niemals sich und Andre angelogen hat, Poesieen besitzen, welche das ihm durch sie bereitete Glück in reinstem Lichte widerspiegeln und seiner Trauer über ihr Dahinscheiden in einfach schöner und tieferschütternder Weise Wort und Ausdruck geben. In der letzteren Beziehung ist der Denkspruch „auf den 6. Juni 1816"***) zu erwähnen; er besteht zwar nur aus 4 Zeilen, aber es ist in dieselben eine unendliche Fülle von Schmerz hineingedrängt, und die paar Verse klingen wundersam rührend:

---

*) S. G's. W. IV, pag. 185.

**) S. ebenda, XXX, pag. 190.

***) S. G's. W., pag. 158. Der 6. Juni 1816 war Christianens Todestag. Noch ganz gesund, wurde sie, als sie mit ihrem Manne gerade eine Spazierfahrt machte, im Wagen an seiner Seite plötzlich von einem Schlaganfall betroffen, dessen Folgen sie wenige Tage danach hinrafften.

„Sonne, du müh'st dich vergebens
„Durch die Wolken zu scheinen —
„Der ganze Gewinn meines Lebens
„Ist, ihren Verlust zu beweinen!"

Wem aber dieser kurze Spruch noch nicht genügen sollte, um daraus die Größe von Göthes Trauer beim Tode seiner Gattin abzunehmen, wer ferner sich darüber wundern möchte, daß sonst gar kein Nachklang dieses Ereignisses in seinen Schriften sich vorfindet und z. B. auch die „Tages- und Jahreshefte" dasselbe mit keiner Sylbe erwähnen, und wer endlich des Erzählers wegen nicht glauben mag, was A. v. Sternberg in seinen „Erinnerungsblättern" (Bd. I, pag. 114) wissen will, daß nämlich unser Dichter beim Sterbelager seiner Frau, ganz außer sich selbst gebracht, niederkniete, ihre Hände ergriff und ihr zurief: Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein! Du darfst mich nicht verlassen!" — denjenigen dürfen wir daran erinnern, daß Göthe zu jenen kraftvollen Naturen gehörte, die selbst der größten Aufregung durch die Arbeit Herr zu werden suchen, ohne Furcht davor, daß das Zurückdrängen des Schmerzes und die Aneignung einer wahrhaft heroischen Fassung im Unglück sich nächher gewöhnlich durch körperliches Uebelbefinden äußerte.*) Und so wollte er es denn wieder halten,

*) Freilich hat man Göthen dieses sein Zusammennehmen bei widerlichen und traurigen Zufällen oftmals übel ausgelegt, in Rücksicht worauf Heinrich Laube in seiner Festrede „Schil-

als der Tod die treue Gefährtin seines Lebens ihm von der Seite riß, welche seinem Herzen theuer gewesen war auch da ihre Schönheit schneller schwand, als es sonst wohl zu geschehen pflegt.

Wie „lieblich" aber in der That unser Dichter von dem Verhältnisse zu Christiane „erquickt" worden sei, das lesen wir nicht nur aus jener anmuthigen Parabel „Gefunden" heraus, nicht nur aus der in metrische Form gefaßten „Metamorphose der Pflanze" — welche zwei Gedichte wir schon oben citirt haben — sowie ferner auch nicht nur aus den „Morgenklagen" und dem „Besuch" *),

ler und Göthe neben einander" (abgedruckt im „Gedenkbuch an Schiller. Herausgegeben vom Schillerverein zu Leipzig", pag. 88.) ebenso schön als wahr bemerkt hat: „Wie ist man grausam! Auch für den Schmerz will man dem Anderen nicht einmal das Recht der Eigenthümlichkeit gestatten!"

*) Die „Morgenklagen" (s. G's. W. II, 95 ff.) wurden von Göthe unter'm 31. October 1788 an F. H. Jacobi gesandt mit den Worten: „daß dieser Brief nicht ganz leer gehe, hier ein Erotikon!" (s. „Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi", pag. 116 ff.). Der Inhalt ist folgender: das „lose leidig liebe" Mädchen hatte ihrem Freunde versprochen, gegen Morgen auf seine Stube zu kommen. Der Dichter zählt nun jedes Stundenviertel, und wenn er auch auf einige Augenblicke einschläft, bleibt sein Herz doch beständig wach — (vergl. die Stelle aus „Wahrheit und Dichtung": „Ich schlafe, aber mein Herz wacht!") Er segnet die Finsternisse, die Alles überdecken, und horcht lauschend in die Stille, ob sich nicht ein Laut bewegen mag.

wenn diese, wie allerdings anzunehmen steht, sich wirklich auf Christiane beziehen. Sondern am lau=

„Hüpft' ein Kätzchen oben über'm Boden,
„Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
„Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause,
„Immer hofft' er ihren Schritt zu hören,
„Immer glaubt' er ihren Tritt zu hören."

Aber der Tag wird heller und heller, und nach und nach dringt von der lebendig werdenden Straße immer mehr Geräusch zu ihm hinauf — doch er kann sich, wie vom schönen Leben, noch nicht von seiner Hoffnung scheiden.

„Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
„Seine Fenster trifft und seine Wände,
„Springt er auf und eilet in den Garten,
„Seinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem
„Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
„Ihr vielleicht im Garten zu begegnen;
„Und nun ist sie weder in dem Garten,
„Noch im hohen Lindengang zu finden!" —

Im innerlich gegensätzlichen Zusammenhange zu diesen reizenden „Erotikon" steht der nicht minder anmuthige „Besuch" des Dichters bei seinem Liebchen. Er trifft sie schlafend, aber scheut sich voller Zartsinn, ihren Schlummer zu stören.

„Bei der Arbeit war sie eingeschlafen,
„Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
„Zwischen den gefaltnen zarten Händen.

„Und — so fährt der Poet nun fort —

„Ich setzte mich an ihre Seite,
„Ging bei mir zu Rath, ob ich sie weckte.
„Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
„Der auf ihren Augenlidern ruhte,
„Auf den Lippen war die stille Treue,
„Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause.

testen und wonnevollsten singen und sagen davon die „römischen Elegieen“ *), welche sich im Winter

„Und die Unschuld eines guten Herzens
„Regte sich im Busen hin und wieder.
„Jedes ihrer Glieder lag gefällig
„Aufgelöst in süßem Götterbalsam.
„Freudig saß ich da und die Betrachtung
„Hielte die Begierde, sie zu wecken,
„Mit geheimen Banden fest und fester.“

Doch wir wollen nicht das ganze Gedicht hier citiren; genug: der Liebende begnügt sich damit, seinem Mädchen Früchte und Blumen als Zeichen, daß er da gewesen, zu hinterlassen, und hofft schließlich auf ihre Dankbarkeit:

„Seh' ich diese Nacht den Engel wieder,
„O, wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
„Dieses Opfer meiner zarten Liebe!“

Es stammt aber dieses Gedicht (in G's. W. Bd. II, pag. 101 ff.) aus dem Jahre 1795 und ist vielleicht eben im Hinblick auf die „Morgenklagen,“ die z. B. auch im selben Metrum gehalten sind, als deren Seiten- und Gegenstück, als Produkt der lebendigen Erinnerung an die erste Zeit der Bekanntschaft mit Christianen angefertigt. Ein Factum der Gegenwart kann es deswegen nicht schildern, weil die Genannte 1795 schon in Göthes Hause selber wohnte und von einer anderen Liebschaft in jener Zeit keine Rede mehr ist. Daß ferner „das lose leidig liebe Mädchen,“ welches Göthe zu den „Morgenklagen“ veranlaßte, wirklich Christiane war, ist wohl wegen der Entstehungszeit dieses Gedichts außer allem Zweifel; zugleich aber wird dadurch, sofern wir nur den Zusammenhang mit dem „Besuch“ ins Auge fassen, bewiesen, daß bei letzterem gleichfalls an die Vulpius zu denken ist. Doch wollen wir trotzdem die Vermuthung, das Gedicht bezöge

*) S. G's. W. I, 233 ff.

1788 bildeten, im Frühjahr und Sommer 1789 wuchsen, und Anfangs 90 ausgearbeitet und redigirt wurden.

Um über dieselben ins Klare zu kommen, dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß sie, ähnlich wie „Werthers Leiden", Wahrheit und Dichtung ineinander verflochten, und sowohl Erfundenes als Erlebtes schildern. Sie erzählen uns von dem Umgang des Dichters mit einer gewissen Faustina in Rom, deren Gunst — und zwar die letzte, höchste,

---

sich auf jenes unbekannte Mädchen, die Göthe einst zufällig des Abends auf der Straße antraf (s. oben das Gespräch mit Eckermann), nicht ganz ausschließen.

Auch in dem Xenion:

„Viele Veilchen binde zusammen, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint!"

(s. Ed. Boas „der Schiller-Göthesche Xenienkampf" Bd. I, pag. 278) ist wohl von Christiane die Rede, denn wenigstens war ja die Häuslichkeit eine ihrer Haupttugenden — dagegen gingen wohl „die glücklichen Gatten" („Nach diesem Frühlingsregen, den wir so warm erfleht") — jenes Ehelied, welches Göthe selber, wie er Eckermann (s. die „Gespräche" Bd. II, pag. 47) gestand, „immer lieb hatte" und dessen Ende, auf den Spaß einer Doppelkindtaufe hinauslaufend, „ihm artig genug schien—" nicht, wie Manche, und z. B. auch Lehmann (s. „Göthes Liebe und Liebesgedichte," pag. 298) behauptet haben, aus dem Zusammenleben mit ihr hervor. Die darin geschilderten Familienverhältnisse wollen durchaus nicht zu den Göthéschen passen, und wir glauben daher lieber, daß sie für einen verheiratheten Freund gedichtet wurden und deswegen auch mit ebensoviel Bedacht als Recht unter die „geselligen Lieder" (s. G. W. I, 155 ff.) gesetzt worden sind.

die das Weib dem Manne gewähren kann — er nicht nur durch seine Herzen gewinnende Schönheit, sondern auch durch das Interesse, welches er als Fremder erregte, und durch seine Freigebigkeit erworben hat. Sagt er uns dies doch in der zweiten Elegie selber:

„Sie ergötzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
„Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt,
„Theilt die Flamme, die sie in seinem Busen entzündet,
„Freut sich, daß er das Gold nicht, wie der Römer, bedenkt.
„Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
„Fehlet am Wagen nicht, der nach der Oper sie bringt.
„Mutter und Tochter erfreu'n sich ihres nordischen Gastes,
„Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib."

Diese Stellung der Geliebten als Tochter neben einer Mutter, ihre Scheu davor, daß der Oheim ihr Verhältniß inne werden möge*), und noch manches Andere ruft bei uns entschieden den Eindruck hervor, als ob Faustina noch unverheirathet

---

*) Vgl. die 16. Elegie:

„Warum bist Du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
„Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf Dich."
„Beste, schon war ich hinein: da sah ich zum Glücke den Oheim,
„Neben den Stöcken, bemüht hin sich und her sich zu drehn.
„Schleichend eilt' ich hinaus! — „O welch ein Irrthum ergriff Dich!
„Eine Scheuche nur wars, was Dich vertrieb! Die Gestalt
„Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
„Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht."
„Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
„Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt."

sei, ja sie wird auch in der 14. und 17. Elegie ausdrücklich „Mädchen" genannt. Wie erstaunen wir also dann, wenn wir sie plötzlich (in der 6. Elegie) sagen hören:

„Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
„Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten beweint."

Man möchte deswegen fast dem Gedanken geneigt werden, es sei in die „Elegieen" die Erinnerung an zwei verschiedene römische Geliebten verflochten. Doch die Gewißheit darüber, sowie auch über die Frage: was in den einzelnen Facten Reminiscenz und was Fiction sei, ist eben nicht mehr zu erhalten, und so möge denn Jedem selbst überlassen bleiben, was er davon denken will. Wir für unseren Theil möchten annehmen, daß Göthe in Rom nicht ohne die Freuden sinnlicher Liebe geblieben sei — womit denn wohl die erste Veranlassung, der Grundgedanke zu den Elegieen gegeben war — daß er aber nicht irgendwie geistig und gemüthlich angeregt wurde. Er hätte sonst wohl anders, höher von dieser seiner römischen Liebe gedacht und später nicht jenen Ausspruch gethan, welchen Eckermann aufgezeichnet hat: „Er (König Ludwig von Bayern) hat mich hier viel damit geplagt, ich solle ihm sagen, was an dem Factum (der Elegieen) sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens

aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß*)."

Doch mag auch die stoffliche Basis der „römischen Elegieen" in Göthes Liebeserfahrungen auf italischem Grund und Boden selber zu finden sein, dem Dichter „Muth und Stimmung"**) zu ihrer Ausarbeitung im weitesten Sinne des Wortes zu geben, war einem deutschen Mädchen vorbehalten. Seine „häuslichen Verhältnisse" hatten sich, seit Christiane Vulpius sich der Wirthschaft annahm, für ihn so „angenehm" gestaltet, und es war ihm durch sie die Last der alltäglichen Sorgen in einer Weise abgenommen worden, daß er sich ganz in die Poesie, in das Studium der Antike, in seine Vorbilder Tibull und Properz vertiefen konnte. Damit er aber bei der Uebertragung einer specifisch- und originalrömischen Dichtungsart auf deutschen Boden, und bei Durchdringung derselben mit deutschem Geiste, nicht allein von schöner im fremden Lande durchlebter Vergangenheit zu zehren brauche, schuf ihm Christiane auch eine eben so holde Gegenwart in der Heimath. „In ihren Armen dichtete er wohl oftmals und zählte des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand ihr auf dem Rücken, während sie in lieblichem Schlummer athmete und ihr Hauch

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe aus den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832," Bd. II, pag. 118.

**) Vgl. Gs. W. XXXI, pag. 14.

ihm bis ins Tiefste die Brust durchglühte" *). In eben solcher glückseligen Situation rief er wohl ihren Augen zu **):

„Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt, und trunken, und raubet
„Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh!
„Diese Formen wie groß, wie edel gewendet die Glieder!
„Schlief Ariadne so schön; Theseus, Du konntest entflieh'n?
„Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
„Blick' ihr ins Auge! sie wacht! — Ewig nun hält sie Dich fest!"

An Christianens Seite vergaß Göthe alle die Anfechtungen, die er eben ihretwegen von neidischen und boshaften Zungen auszustehen hatte, und wenn er auch einmal Minuten lang dieselben so auf sich wirken ließ, daß er darob ihr unfreundlich begegnete — bald

„Saß er doch wieder beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild ihm zu beflecken vermocht." ***)

Sie verlebten die heitersten Stunden miteinander und Amor schürte das Feuer der Dichtkunst, so daß es nimmer verlosch. Selbst eine in Göthes Seele wohl einmal rege werdende Misstimmung mußte, wie wir eben sahen, poetischen Stoff hergeben, und nicht anders war es mit dem, was von Zeit zu Zeit Christianens Frohsinn zu trüben

*) Vgl. die 5. Elegie.
**) Vgl. die 13. Elegie.
***) Vergl. die 6. Elegie.

versuchte. Denn daß sie seiner Leidenschaft nichts verweigern gekonnt hatte, fiel ihr Augenblicke lang manchmal wohl schwer aufs Herz, aber der angebetete Mann griff in die Saiten und prachtvoll dahinfluthend klang es von seinen Lippen*):

„Laß Dich, Geliebte, nicht reun, daß Du mir so schnell Dich ergeben!
„Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von Dir!
„Glaubst Du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
„Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
„Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
„O so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora, geweckt.
„Hero erblickte Leander'n am lauten Fest und behende
„Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
„Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau der Tiber,
„Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott!" — —

Aber weiter. Noch im Jahre 1790, bald nachdem die „römischen Elegieen" vollendet waren, „gewann er**)" in eben der „Stimmung" und eben dem „Muth" — welcher uns nun freilich manchmal als Uebermuth erscheinen will — die „venetianischen Epigramme***)" — d. h. wenigstens einen Theil derselben. Es war bei einem „langen Aufenthalte in der wunderbaren Wasserstadt, erst in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, sodann aber bei einem längeren Verweilen daselbst im Gefolge dieser Alles um sich her, auswärts und zu

*) Vergl. die 3. Elegie.
**) S. G's. W. XXXI, 14.
***) S. G's. W, I, 304 ff.

Hause, belebenden Fürstin*)," daß diese Tändeleien auf das Papier hingeworfen wurden. Uns kann nur die kleinere Hälfte davon berühren, indem die andere größere politischen und literarischen Inhaltes ist.**) Was aber die erotischen anlangt, so führte ihm, indem er „Alles was er erfuhr, mit süßer Erinnerung und mit Hoffnung würzte***)," erstere auch das Bild der zurückgelassenen Christiane vor seine Seele, und so bezieht sich denn erstlich wohl auf sie die Stelle des 3. Epigramms:

„— Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß."

Sowie ferner auch das achtundzwanzigste, also lautende:

„Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,
„Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem viel.
„An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt."

„Mit Hoffnung aber würzte" er die Stunde, in welcher er das 102. und 103. Epigramm niederschrieb. Unsere Leser mögen sie beide in Göthes Werken selber aufsuchen; wir wollen hier nur be-

---

*) S. G's. W. XXXI, 14.

**) Deswegen können wir auch die von J. W. Schäfer (im „deutschen Museum," Jahrg. 1851 nro 16) angeregte Frage außer Acht lassen, ob nicht eben diese Anzahl Epigramme aus späterer Zeit datiren?

***) Vergl. das 104. Epigramm.

merken, daß wir in ihnen keine unzarte Entschleierung erblicken, sondern den dichterischen Ausbruch einer rein menschlichen Freude, den Vorgenuß eines Familienereignisses, welches die Liebe für Christianen zur Folge hatte.

Mehr Epigramme*) aber, als auf Göthes spätere Gattin, beziehen sich auf seine während des venetianischen Aufenthaltes selber gemachte Bekanntschaft mit einer noch ganz jugendlichen Gauklerin, die der Dichter Bettina nennt — wobei, um dies beiläufig zu bemerken, er nicht ahnen mochte, daß er später noch für eine Andere gleichen Namens Gedichte niederschreiben würde. Für jene noch halb unreife Seiltänzerin aber fühlte Göthe natürlich nicht, was wir eigentlich Liebe nennen, doch sie war oft seine Augenweide, bei deren Anschauung er, „wie das Büchlein" der Epigramme „lustig

*) Im 4. Epigramm wird auch der Römerin Faustine noch einmal kurz Erwähnung gethan. Im siebenten aber, welches also lautet:

„Eine Liebe hatt' ich; sie war mir lieber, als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr; schweig' und ertrag' den Verlust!" —

hat man Beziehung auf Friederike Brion gesucht; am einfachsten aber bezieht man es wohl auf die Lösung des Verhältnisses zu Fr. v. Stein (vergl. J. W. Schäfer im „Deutschen Museum," Jahrg. 1851, nro 16).

anzeigt," Geld und Zeit verthat*)." Er erfreute sich an ihrer fast übermenschlichen Herrschaft über die Glieder des Leibes, die so groß war, daß „wie von künstlicher Hand geschnitzt, das liebe Figürchen, weich und ohne Gebein, wie die Molluska schwamm," daß „Alles an ihr Glied und Gelenk, Alles gefällig, nach Maßen gebaut und nach Willkür bewegt" erschien, und daß der Dichter, voll Bewunderung für ihre tausend tollen, und doch anmuthigen Künste ausrufen konnte**):

„Menschen hab' ich gekannt, und Thiere, so Vögel als Fische,
„Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur:
„Und doch staun' ich Dich an, Bettina, liebliches Wunder,
„Die Du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu."

„Alles sah er gerne von ihr; doch sah er am liebsten, wie der Vater behend sie über sich selber warf, sie im Schwunge sich überschlug, und nach dem tödtlichen Sprunge wieder stand und lief, eben als ob nichts geschehen wäre***)." Ein andermal, da sie gerade wieder eine halsbrecherische Stellung einnahm, entstanden die folgenden 2 Distichen:

„Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
„Jupiter sieht Dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.
„Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
„Arme betend empor, aber nicht schuldlos, wie Du."†)

---

*) Vergl. das Motto zu den „venetianischen Epigrammen."
**) Vergl. das 38. Epigramm.
***) Vergl. das 45. Epigramm.
†) Sie bilden das 39. u. 40. Epigramm.

Und als er müde geworden war,"

— „nur immer Gemälde zu sehen,
„Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt; —
„Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße; —

demnach aber „sein schmachtender Blick nach lebendigem Reize suchte" —:

„Gauklerin! da ersah er in Dir zu den Bübchen das Urbild,
„Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
„Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet
„Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein."*) —

Aber vielleicht würde man uns beistimmen, wenn wir nach Anführung dieser Stellen nun die Behauptung aufstellen möchten, Göthe habe das Gedächtniß an dies Wunderkind nicht blos in den „Epigrammen" wach erhalten, sondern sie auch in Mignons romantischer Gestalt wieder lebendig werden lassen**). Wenigstens wir dachten, es sei eine frappante Aehnlichkeit zwischen der kleinen Tausendkünstlerin, wie sie uns eben die „venetianischen Epigramme" schildern, und jener poetischen Schöpfung aus W. Meister! Und wir sind versucht, auf unsere Behauptung um so mehr Nachdruck zu legen, als neben derselben eine von Max Jacobi gegebene, zum Theil

*) Vergl. das 37. Epigramm.

**) Man denke nur auch an Göthes Worte in den „Tag- und Jahresheften," 1776—1880: „Die Anfänge des W. Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr; die fernere Entwicklung und Bildung zieht sich durch viele Jahre." (s. G's. W. XXXI, pag. 6.)

schon oben einmal citirte Notiz sehr gut bestehen kann. Denn es ist ja wohl sehr leicht möglich, daß, ähnlich wie bei der „Iphigenie" unserem Dichter zwei Frauen vorschwebten, so die äußere Erscheinung Mignons ein Conterfei der Gauklerin Bettina war, zu den einzelnen Charakterzügen des Bildes aber — besonders zu den in der späteren, geistig reiferen Entwickelung hervortretenden — eben jene von Max Jacobi doch wohl aus guter Quelle erwähnte Antoinette Gerock gesessen habe. Gewiß ist wenigstens soviel und wir wissen es bereits, daß mit diesem Mädchen Göthe viel verkehrt und viel von ihr gehört hat, und zweierlei ist es außerdem, was Jakobis Bemerkung noch wahrscheinlicher zu machen vermag. Einmal nämlich existirt auch das Gerücht, Göthe solle die älteren drei Töchter des Frankfurter Kaufmanns Gerock, Charlotte, Antoinette Luise und Katharina, im zweiten Gesange von „Herrmann und Dorothea" in den Töchtern des Nachbars im grünen Hause geschildert haben**), und für Antoi-

*) S. die Note zu einem der Briefe von der Gattin F. H. Jacobis an Göthe, mitgetheilt als Einleitung zu dem „Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi" (pag. 9). — Indem wir also das Factische der Bemerkung gelten lassen, möchten wir nur nicht mit Max Jacobi sagen, „Antoinette habe den ersten Anlaß zur Mignon gegeben."

**) S. „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit," von Heinr. Düntzer," pag. 140).

nettens leidenschaftliches, also wohl einigermaßen Mignonartiges Wesen sind die bereits citirten folgenden paar Worte Göthes an die schon mehrfach erwähnte Gattin F. H. Jacobis bezeichnend: „Die Antoinet hat mehr Begierden, als für diesmal befriedigt werden können, und ich meide sie" *) — Worte, welche zugleich eine Andeutung von des Mädchens unerwiederter Liebe für unseren Dichter, von der wir schon oben sprachen, enthalten und uns wohl das gleiche Gefühl Mignons für W. Meister in Erinnerung bringen können.

*) S. die als Einleitung zu „Göthes Briefwechsel mit F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi" mitgetheilten Briefe an F. H. Jacobis Gattin (pag. 14). — Letztere hatte bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt im Sommer 1773 durch Johanna Fahlmer, die eine genaue Bekannte des Gerockschen Hauses war, auch Antoinette kennen lernen. Der Brief, in dem die angeführte Stelle vorkommt, wurde von Göthe noch dasselbe Jahr 1773, wohl bald nach der Abreise der Frau Jacobi aus Frankfurt geschrieben, d. h. also auch gerade zu jener Zeit, da er und Antoinette in der Gesellschaft unter Vorsitz des Rathes Crespel sich öfters sehen mochten.

Vierzehntes Kapitel.

Madame Guachet.

Hier wird am passendsten von der „natürlichen Tochter“ in Kürze zu reden sein, welches Drama wir in unserem Werke nicht unerwähnt lassen dürfen, insofern Göthe dazu die Memoiren einer Zeitgenossin benutzte, die im Jahre 1799 erschienenen Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti nämlich. In wie weit Göthe hierbei von der Geschichte abwich und wie er in diesen Abweichungen einen feinen poetischen Sinn bekundete, das berührt uns hier nicht; wir haben nur des merkwürdigen Zufalls Erwähnung zu thun, in Folge dessen es geschah, daß Göthe selber einmal im Leben mit dem Urbilde seiner Eugenie zusammenkam. Jene schöne und interessante Abenteurerin, Madame Guachet nämlich, welche sich der Raheel Varnhagen als natürliche, später anerkannte Tochter des Herzogs von Bourbon-Conti entdeckte, war, ehe sie in Berlin verweilte, auch nach Weimar gekommen und hatte Karl August für ein technisches Unternehmen zu interessiren versucht, Göthe aber hatte davon abgerathen, ohne zu ahnen, wer unter der Fremden verborgen sei. Und als man ihm später zufällig diese Entdeckung

machte, da soll er einer inneren Aufregung nicht Herr geworden und zwar nichts gesagt haben, wohl aber still über seinen Gedanken brütend einige Mal in der Stube auf und abgegangen sein, und dann sich gewaltsam zusammen raffend von etwas Anderem zu sprechen begonnen haben.

Fünfzehntes Kapitel.

Göthes poetische Thätigkeit für das jüngere Liebhabertheater. — Göthe als Theaterintendant. — Göthe in ästhetischen Zirkeln und als Gelegenheitsdichter.

An Christianens Seite begann der Vulkan der Liebesleidenschaften in Göthes Brust allmälig auszubrennen und von einer eigentlichen Liebe kann von jetzt an bei ihm nur noch einmal ganz spät die Rede sein. — Doch blieb, schon bedingt durch seine hervorragende staatliche wie gesellschaftliche Stellung, sein Verkehr mit den Frauen ein höchst mannichfaltiger, und diese selber nach wie vor das fruchtbare und belebende Motiv seiner Dichtungen.

Was die letzteren anlangt, so ist der Zeitfolge nach hier zunächst zu handeln von dem kleinen Stückchen „Paläophron und Neoterpe“, welches zum 1. Male am Geburtsfeste der Herzogin Amalia, den 24. Oktober 1800, von der jüngeren

Liebhabertheatergesellschaft aufgeführt wurde.*) Diese aber war zwar nicht so organisirt, wie die ältere von 1775—1783, aber es fanden doch wenigstens zeitweilig auch jetzt noch bei Hof dramatische Aufführungen statt. Herzog Karl August und sein Bruder Constantin, Knebel, Bertuch, Göthe selber u. m. a. spielten freilich nun nicht mehr mit, aber um dem übriggebliebenen Stamm, bestehend aus dem Kammerherrn Hildebrand v. Einsiedel, seinem Bruder Heinrich und dem witzigen Fräulein v. Göchhausen, schaarten sich jetzt jüngere Talente, die wieder ein treffliches Ganzes bildeten**). Es war aber nur wenige Tage vor dem Wiegenfeste der Herzogin Mutter im gedachten Jahre „die stolze Vasti" wiederholt gegeben worden, und alle Theilnehmenden hatten — wie uns die pseudonyme Schriftstellerin Cäcilie (s. a. a. O. pag. 133) berichtet — „so allerliebst gespielt, daß Göthe von dem heiteren Eindrucke hingerissen, ihnen

*) Der Inhalt ist bekanntlich folgender: Paläophron (der Genius der Vergangenheit) und Neoterpe (der Geist der neuen Zeit), sonst feindselig geschieden durch Erscheinung und Sitte, einigen sich in der Verehrung für die erhabene Frau, die Beiden als Musterbild jedes Wirkens und Schaffens gilt, und die sie aller Ehrenkränze der Welt würdig erachten.

**) s. den Aufsatz „die Freundschaftstage des Fräulein v. Göchhausen. Eine Skizze von Cäcilie" im „Weimarer Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst," pag. 199 ff. — Von Fräulein v. Göchhausen s. weiter unten.

alsbald gelobte, schnell noch ein neues Stück zu dichten, mit dem sie am Geburtstage die geliebte Fürstin überraschen sollten. Aber bis dahin waren eben nur noch ganz wenige Tage. Um nun die bei so knapper Zeit allerdings schwierige Aufgabe möglichst rasch zu lösen und sowohl sich als die Spielenden in begeisterte Stimmung zu versetzen, ergriff Göthe folgendes heroische Mittel. Er lud sich bei den Hofdamen zum Frühstück, und zwar auf Punsch, ein, versammelte die Personen, denen er Rollen zudachte, um sich und dictirte nun dem Fräulein v. Göchhausen die verschiedenen Rollen in die Feder, während er selbst im Zimmer gravitätisch auf und abschritt. Sobald eine Rolle bis auf einen gewissen Punkt dictirt war, mußte sie sofort memorirt — und sobald die entsprechende zweite Rolle aufs Papier gebracht war, gleich mit dieser zusammen probirt werden, wobei Göthe aufs lebhafteste antrieb, vorspielte und einwirkte. So geschah es denn, daß in 2 Vormittagen das Stück fertig wurde und nach einer Hauptprobe am dritten Tage wirklich auf's Trefflichste gespielt werden konnte. Neoterpe ward von der durch liebliche Anmuth und Grazie gefallende zweite Hofdame, Fräulein von Wolfskeel, Paläophron vom Grafen Brühl*), Griesgram vom damaligen Regierungsrath Freiherrn von

*) Der nachmalige Hoftheaterintendant zu Berlin.

Fritsch, und Haberecht vom Kammerrath Ridel*) gegeben."

Ganz kurze Zeit nachher, in dem auf den October des Jahres 1800 folgenden Winter nämlich, sollte Göthen wieder zu mehrern lyrischen Gedichten von Frauen her Anregung kommen. Indessen, ehe wir in thunlichster Kürze von dem ästhetischen Zirkel sprechen, in dessen Mitte dieselben entstanden, sowie noch von mehreren anderen geistreichen Damengesellschaften, an denen unser Dichter in der Folge Antheil nahm, gedenken wir zuvörderst, um dann nicht in gar zu ferne Zeit zurückgreifen zu müssen, bezüglich seiner Intendantur das hierher Gehörige mitzutheilen, und unser Blick wird um so eher schon jetzt darauf hingelenkt, als sie Göthen sicherlich mit in Erinnerung an die Energie und Erfahrenheit, welche er bei der Leitung des Liebhabertheaters bewiesen hatte, übertragen wurde.

Was jedoch, ganz abgesehen von den der Kunst zu Gute kommenden Vorzügen seiner Direction, in letzterer einzig und allein uns hier berühren kann, das ist die Stellung, welche er zu den seiner Leitung anvertrauten Schauspielerinnen einnahm. Da möchte denn nun wohl Mancher, der von Göthen nichts weiß, als daß er ein

*) Vermählt mit Amalie Buff, der jüngeren Schwester Charlottens.

höchst eifriger und leichtverwundbarer Verehrer weiblicher Schönheit gewesen sei, Anfangs den niedrigen Verdacht hegen, er habe sich sein Amt etwa im übelen Sinne zu Nutze zu machen verstanden. Doch nichts von dem Allen! Sein Pflichtgefühl war allzugroß, um in einer Künstlerin noch etwas Anderes, als eben die Künstlerin zu erblicken, und er durfte, im Gefühl seines reinen Gewissens, später vor seinem Vertrauten Eckermann *) das Bekenntniß ablegen: „Ich hatte mich vor zwei Feinden (bei Leitung des Weimarer Theaters) zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das Eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talentes, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es errathen; es fehlte bei unserem Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmuth der Seele waren. Ich fühlte mich zu Mancher hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann da, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein eigenes Glück. Hätte ich mich in irgend einen

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832," Bd. III. pag 67.

Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein, wie ein Compaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat. Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt, und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche jede Auctorität bald dahin ist!"

Göthe hielt sich stets in gehöriger Entfernung von den Schauspielerinnen, welche dagegen seine Gattin in ungezwungenen lustigen Abendgesellschaften bei sich zu versammeln pflegte, und er trat ihnen immer nur als Chef gegenüber. Wenn er aber mit einer näher verkehrte, so geschah das, weil er ihr Lehrer und Bildner in der Kunst wurde. Berühmt dadurch ist besonders die reich begabte, leider früh verstorbene Christiane Becker, geb. Neumann geworden, welche Göthe und Corona Schröter zusammen unterrichteten. Schon 1797 starb sie und unser Dichter setzte ihr, „weil liebreiches, ehrenvolles Andenken Alles ist, was wir dem Todten zu geben vermögen"*), ein unvergängliches schönes poetisches Denkmal in der lieblichen Elegie „Euphrosyne, deren Inhalt kurz folgender ist: Die Dahingeschiedene erscheint Göthen im Traume und fragt ihn:

*) S. G's. W. XXXI. pag. 75. und vorher pag. 20.
**) S. G's W. I, 282 ff.

„Denkst Du der Stunde wohl noch, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir brittisches Dichtergebild.
Freundlich faßtest Du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang Dir an dem Busen den Tod!"

Es hatte nämlich Göthe seiner Schülerin die Rolle des Arthur in Shakespares „König Johann" anvertraut und zum Einstudiren mit ihr den Hubert gespielt. Darauf bezieht sich nun die Elegie, die der Länge wegen hier nicht ganz angeführt werden kann, und in welcher schließlich Euphrosyne den Dichter bittet:

„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n,
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod!"

Indem wir nun aber uns zu einer Betrachtung der damals in Weimar florirenden ästhetischen Vereine wenden, erwähnen wir zuvörderst den engeren Hofzirkel bei der Herzogin-Mutter Amalia, in welchem das unter Wielands Leitung stehende geschriebene „Tiefurter Journal" vorgelesen wurde, sowie gleich danach jene Gesellschaft auserlesener Männer und Frauen, die sich im Winter 1800/1 allwöchentlich in Göthes Hause selber versammelte, und der nach der Angabe Johann Falks*) „außer

*) S. d. Buch „Göthe aus näherem persönlichen Umgange dar-

Göthe, Schiller und Heinr. Meyer meist nur weibliche Mitglieder zählte. Zur besonderen Zierde gereichte ihm die Gräfin und Hofmarschallin v. E.*), das Hoffräulein v. J—n**), Fräulein v. W.***), Frau v. Schiller, Frau v. Wolzogen und Amalie v. Imhof†). Wie sich diese Gesellschaft gebildet

---

gestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johann Falk", pag. 176—180. Es soll dasselbe bekanntlich nicht durchgängig der Wahrheit treu geblieben sein, aber nach Riemers Zeugniß wenigstens ist gerade die Darstellung des Kränzchens in Göthes Hause sehr gelungen.

*) Gräfin Henriette von Egloffstein, „deren hohe Gestalt, edele begeisterte Züge und das große, Geist und Leben sprühende Auge" einst, als sie an einem der „Freundschaftstage des Frl. v. Göchhausen" die Frage, was unter Schillers „Mädchen aus der Fremde" gemeint sei, aufgeben wollte und vorher das Gedicht declamirte, „die Poesie so bestimmt vergegenwärtigten, daß gleich die meisten Stimmen sich dafür entschieden" (s. „die Freundschaftstage des Frl. v. Göchhausen. Eine Skizze von Cäcilie" im „Weimarer Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst", pag. 199 ff.) Gräfin v. Egloffstein, die von ihrem Manne getrennt nebst ihren Kindern bei ihrer Mutter in Weimar lebte, und später den Forstmeister von Beaulieu in Hannover heirathete, ist nicht zu verwechseln mit der damals gleichfalls in W. wohnhaften Frau v. E.

**) Wohl das Hoffräulein von Ilten, von der in „Göthes Briefen an Frau v. Stein" oft die Rede ist.

***) Vielleicht Frl. v. Wolfskeel, Frl. v. Wöllwarth oder Frl. v. Waldner, deren Namen wir aus eben diesen Briefen kennen.

†) Amalie v. Imhof, die Nichte der Frau v. Stein, war die Dichterin des Romans „die Schwestern v. Lesbos", an dem

hatte, und welchen Charakter sie trug, erzählt uns Göthe selbst. „Ganz ohne spekulative Zwecke — heißt es nämlich im 31. Bande seiner Werke*) — eine edle Gesellschaft, an unserem (Göthes und Schillers) Umgange sich erfreuend, eine Vereinigung, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei, und zu alle dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechselseitig ineinander wirkte." Unser Dichter ward nach seinen Worten „dieser Vereinigung mehrere durch Naivetät vorzüglich ansprechende Gesänge schuldig", von denen uns außer dem „Stiftungsliede" („was gehst du „schöne Nachbarin, im Garten so allein?")**) „in dem sich die Glieder der Gesellschaft, als unter leichte Masken gehüllt, gar wohl erkennen konnten", besonders noch des „Schäfers Klagelied" (da droben auf jenem Berge, da steh' ich wohl hundertmal")***) bekannt geworden ist. Die Entstehung des letzteren war höchst originell. Indem nämlich, wie Falk (a. a. O.) sagt, „in dem Kreise das Romantische vorwaltete, mußte sich jeder Ritter eine der anwe-

---

Göthe, weil „ihn die Verfasserin früher als schönes Kind, später als vorzügliches Talent angezogen hatte", „durch guten Rath Antheil nahm" (s. G's. W. XXXI. pag. 85.)

*) S. pag. 126.

**) S. G's. W. I, 111 ff.

***) S. G's. W. I, 86.

senden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienst er sich ausschließlich widmete, und ihr alle jene Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte, die die Ritterpflicht in solchen Fällen jedem wackeren Rittersmann auflegt. Göthen hatte frühere Wahl und gegenseitiges Wohlwollen die ebenso liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin v. E. (Gräfin Henr. v. Egloffstein) zugeführt. Es versteht sich von selbst, daß, da die Ritter und alten Sänger der Wartburg gleichsam aufs Neue in diesem Kreise an der Ilm auflebten, auch jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, welches Göthen besonders nicht schwer fallen konnte. Das schöne herzvolle Lied von ihm, worin eine klagende Zärtlichkeit waltet und die stille Empfindung einsamer Berge gleichsam aus jedem Laute widerhallt: Da droben auf jenem Berge ꝛc. soll, wie man sagt, diesem Zirkel seine Entstehung danken. Doch streiten sich Jena und Weimar um die Ehre, wem dieser Vorzug eigentlich gebührt. Soviel ist nämlich gewiß, daß Göthe die anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Zirkel brachte, und sie, als treuer Ritter, seiner Dame (Grf. v. E.) ehrerbietig zu Füßen legte. Konnte es sonach wohl begründetere Ansprüche, als die unsrer Dame auf besagtes Lied geben? Aber was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber. Göthe war nun freilich auch oft in Jena. Gleich der Anfang: „Da droben auf jenem Berge ꝛc. sprach also

für die Entstehung des Liedes in den Bergen von Jena. Noch nicht genug. Jene geistreiche Dame von Jena besucht auch die Gräfin v. E. Bald lenkt sich das Gespräch auf Göthe und seine Vorliebe für Jena, und wie er dort sich besonders auch im Hause dieser Dame wohlgefalle. „So haben wir uns unter Anderem, fährt die vermeintliche oder wirklich Begünstigte in ihrer Erzählung fort, auch zur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das gewiß zu den schönsten, unschuldigsten und anmuthvollsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind, das Lied: „Da droben auf jenem Berge" nämlich. Grf. v. E. faßt sich als Dame von Welt, eilt aber dann zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit liebenswürdigen Vorwürfen, bedroht ihn mit förmlicher Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huld mehr als einer Dame darzubringen, besonders aber rügt sie, was Göthen als Dichter am empfindlichsten treffen mußte, den Mangel an Erfindungskraft, sich im ritterlichen Umgang ihres Geschlechtes eines und desselben Liebesbriefes gleichsam zweimal zu bedienen. Göthe bezeigte die größte Reumüthigkeit und versprach Besserung."

So lauten die Worte Falks, zu denen wir nichts hinzusetzen, als die freilich nicht auf allzufesten Füßen stehende Vermuthung, ob jene Dame aus Jena und die im nächsten Kapitel noch näher

zu erwähnende Minna Herzlieb oder auch die Pauline G. ebendaselbst, von welcher Bettina in ihren Briefen an Göthe schreibt, vielleicht eine und dieselbe Person waren. Im 2. Bande des „Briefwechsels mit einem Kinde"*) schreibt nämlich die Letztere: „Schelling sehe ich auch selten, er hat etwas an sich, das will mir nicht behagen, und dies Etwas ist seine Frau, die mich eifersüchtig machen will auf Dich. Sie ist im Briefwechsel mit einer gewissen Pauline G. aus Jena; von dieser erzählt sie mir immer, wie lieb Du sie hast, wie liebenswürdige Briefe Du ihr schreibst . . . ich höre zu und werde krank davon." Wir wollen unseren Lesern die Vermuthung, welche wir aussprechen, nun zwar keineswegs als unwiderlegliche Behauptung aufdringen; aber dazu doch wenigstens noch bemerken, wie den, welcher Lust hätte, sie zur weiteren Prüfung sich anzueignen, der Umstand, daß des „Schäfers Klagelied" 1801 entstand, Minna Herzlieb aber auch zu den dem Jahre 1807 angehörenden „Sonnetten" in Beziehung zu setzen ist und Bettinens Brief aus dem Jahre 1808 datirt, wohl am wenigsten zu beirren brauchte. —

In die gleiche Zeit mit dem „Liebeshof", der in Göthes Hause seinen Sitz aufgeschlagen hatte, fallen nun auch die schon oben erwähnten „Freundschaftstage des Frl. v. Göchhausen." Mit diesen Namen pflegte man nämlich, wie wir aus dem bereits

*) S. pag. 41.

mehrmals citirten Aufsatz im „Weimarer Album“ ersehen, die Frühstücke zu bezeichnen, welche in den letzten Jahren des vorigen, und in den ersten des jetzigen Säculums Frl. Luise v. Göchhausen, die nichts weniger als hübsche, ja verwachsene und gebrechliche aber höchst geistreiche und witzige Hofdame der Herzogin Mutter, — im vertrauten Kreise Thusnelda,*) von Wieland Geomide genannt und oft in Göthes Briefen an die Stein erwähnt — jeden Sonnabend zum Besten gab, und welche dann allemal am folgenden Tage in dem geselligen Sonntagskreise der Familie von Egloffstein ihre Fortsetzung fanden. —

Auch Göthe besuchte den Zirkel Thusneldens oft, ein regelmäßiger Gast aber war er in den Abendgesellschaften, welche die aus Danzig gebürtige reiche Kaufmannswittwe Johanna Schopenhauer seit 1806 bis ins Jahr 1830 hinein versammelte, und welche in dem „Weimarer Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst“ von Stephan Schütze ausführlich beschrieben worden sind.**) Der Mittelpunkt dieser Gesellschaften blieb allezeit eben unser Göthe; die Ueberlegenheit seines Geistes machte sich Jedem ge-

---

*) Thusnelda war aber eben nur ihr Spitzname, nicht ihr Vorname, wie Diezmann in seinem ganz vor Kurzem erschienenen Buche „Göthe und die lustige Zeit in Weimar“ (pag. 74) annimmt.

**) S. pag. 183 ff.

genüber geltend und von ihm aus ging stets die Stimmung, welche im Kreise herrschen sollte. Einen Beweis von der Auctorität, die er auch da, wie überall genoß, wollen wir aus dem Schützeschen Aufsatz deshalb hier aufstellen, weil er zugleich etwas sehr Gefälliges an sich hat. „Göthe hatte nämlich schottische Balladen mitgebracht, und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten. Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein; glücklich kam man über den ersten Vers hinaus, aber als dieselben Worte sich zum 2. und 3. Mal wiederholten, überwältigte die Frau Prof Reinbeck ein unwillkürliches Lachen; Göthe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie Alle mit den feurigen Augen eines donnernden Jupiters an: „Dann lese ich nicht!" sagte er ganz kurz. Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, gelobte aufs Neue Gehorsam und verbürgte sich für die Uebrigen. Nun gings in Gottes Namen weiter — und in der That! sämmtliche Damen auf Kommando das Kinn tactmäßig bewegen zu sehen, hatte so viel Komisches an sich, daß die volle Auctorität eines Göthe dazu gehörte, die ganze Gesellschaft in dem angeordneten feierlichen Ernste zu erhalten." — Auch aus diesen Gesellschaften aber scheint — um dies nicht

zu vergessen — unser Dichter poetische Anregungen empfangen zu haben. Stephan Schütze theilt uns nämlich mit, ein besonderer Gegenstand der Verehrung für alle anwesenden Herren sei ein „zartgebautes, reizendes Fräulein gewesen, das mit kindlichsanfter Stimme, ruhig feinem Gesichte und still funkelnden Augen Jeden hoffen ließ, ohne Einem etwas zu gewähren" — weiter unten aber lesen wir: „Geistig bedeutend wurde die ganze Gesellschaft überrascht, als Göthes „Wahlverwandtschaften" ans Licht traten, denn wir fanden darin unser reizendes Fräulein wieder, wie es einen Tischnachbar, der nur eines Armes mächtig ist, vorschneidet." *)

Während jedoch in dem „Liebeshof" vom Winter 1800—1801, sowie bei den „Freundschaftstagen" nur ästhetische und speciell poetische Gegenstände an der Tagesordnung gewesen zu sein scheinen, hatten die Vorlesungen, welche an der Mittwochen und Donnerstagen der ersten Jahrzehnte unseres Säculums Göthe vor einem ausgewählten Damenkreise hielt — an dem auch Frau v. Stein Theil nahm — noch zu einem viel größeren Theile, als die

*) Da wir hier von den „Wahlverwandtschaften sprechen, so sei in einer Note noch erwähnt, daß sich nach Riemers Erzählung (s. die „Mittheilung ꝛc., Bd. I, pag. 391) für Charlottens Persönlichkeit bei einem Aufenthalt in Karlsbad „eine nicht unwillkommene Repräsentantin fand."

Abendgesellschaften bei der Schopenhauer, ja wir dürfen sagen, ausschließlich einen wissenschaftlichen Zweck. Anders war es aber hinwiederum der Fall in dem Zirkel, welchen in den letzten Lebensjahren Göthes seine Schwiegertochter*) um sich versammelte, und von dem uns Amalie Winter gleichfalls im „Weimarer Album" Näheres mitgetheilt hat**). In demselben wurde nämlich ein handschriftliches Journal mit dem originellen Namen „das Chaos" vorgelesen, von dem allwöchentlich eine Nummer erschien, bestehend in Sonnetten, Aphorismen, Erzählungen kurz — allerlei hübschen geistreichen Spielereien aus der Feder der einzelnen Mitglieder, und redigirt von Ottilie von Göthe. Es war sonach „das Chaos" eine Wiederholung des einst von der Herzogin Amalia gestifteten „Tiefurter Journals"; Göthe aber verfehlte nicht, wie damals zu jenem, so jetzt auch zu diesem allerliebste kleine Gelegenheitspoesieen beizusteuern. — Er konnte sich nun einmal der ihm von so vielen Seiten gestellten Anforderung, dann und wann Gelegenheitsdichter zu sein, nicht entziehen, und wir wenigstens sind weit entfernt, dies ihm übel deuten zu wollen. Nicht nur die Nachwelt, sondern auch die Mitlebenden, nicht nur die zukünftigen Jahrhunderte, sondern auch die gegenwärtigen Augenblicke machen An-

*) Von dieser s. weiter unten.

**) S. pag. 205 ff.

sprüche an den Dichter. Er selber ist eben nicht nur Dichter, sondern als Dichter auch Mensch. Man wird daher nur ungerecht verfahren, wenn man Göthen der Zeitvergeudung anklagen will, weil er auch für allerlei Hoffeste, für Bälle, Maskeraden, für ästhetische Zirkel, Gesellschaften und dergleichen mehr den Pegasus bestiegen habe. Hat er ja doch darüber seine Kräfte nicht zersplittert, und im Besitz eines Geistes, der ihm die Gedanken im Fluge zuführte, für alle die Gelegenheitspoesieen so erstaunlich wenig Zeit gebraucht. Hat er doch auch — was noch mehr sagen will — oft, indem er für endliche oder, wenn es beliebt, kleinliche Zwecke schrieb, indem er das momentane Vergnügen Einzelner im Auge hatte, für alle Ewigkeiten und für die ganze Menschheit gedichtet. Wir brauchen ja nur an seine für das Liebhabertheater berechneten Stücke zu denken, an die „Geschwister" und an „Iphigenie."

Zu Göthes Gelegenheitspoesieen gehören endlich auch — um dies der Vollständigkeit wegen zu erwähnen — alle jene Sinnsprüche, Stammbuchsblätter und Denkverse, welche im 4. und 47. Bande seiner Werke zusammengestellt sind und zum Theil auf speciellen Wunsch von Freundinnen und Verehrerinnen gefertigt wurden. Unter den Namen, welche sie an sich tragen, erblicken wir die der Gräfin Julie v. Egloffstein (einer Verwandten Henriettens), der Gräfin Titine Odonell (geb. Grf. Clary), der

Hofmarschallin v. Spiegel, der schönen Polin Casimira Wotowska der Frau Clementine v. Mandelsloh, der Damen Carlyle, Milder, Catalani und Wolff, der Dlle. Sonntag, der Gräfin Rapp, der Gräfin Konstanze v. Fritsch u. a. m.

Sechszehntes Kapitel.

Göthes Briefwechsel mit einem Kinde.

1807—1824.

Nachdem wir aber im vorigen Capitel bereits von den letzten Lebensjahren unseres Dichters gesprochen, müssen wir in diesem, welches von Bettina dem „Kinde" handeln soll, wieder auf das Jahr 1807 zurückkommen, und zugleich auch versuchen nachzuweisen, daß wir Recht hatten, wenn wir vorhin sagten, Christiana Vulpius sei auf lange Zeit Göthes letzte Liebe gewesen.

Elisabeth Brentano (geboren im Jahre 1785), die ohne Zweifel genialbegabte, aber excentrische Tochter Maximilianens, war, nachdem sie ihre um wenig ältere Freundin, die Stiftsdame Karoline von Gunderrode *), verloren hatte, auf eine originelle

*) Diese hatte sich durch ihre unter dem Namen „Tian herausgegebenen „Gedichte und Fantasieen" bekannt gemacht.

Art mit der alten Frau Rath vertraut geworden. Sie war nämlich kurz und gut vor sie hingetreten und hatte sie ersucht, die Freundschaft, welche sie bei Lebzeiten ihrer Mutter mit dieser verbunden, nun auf die Tochter zu übertragen. Die Frau Rath aber hatte sie liebevoll aufgenommen und bald waren die Beiden so intim mit einander geworden, daß Bettina *) Tag für Tag bei ihrer mütterlichen Freundin verweilte. Der niemals erschöpfte Gegenstand ihrer Gespräche war natürlich Wolfgang, der Stolz seiner Mutter, gewesen, woher es denn wohlbesonders gekommen sein mag, daß Bettina endlich von einer leidenschaftlichen, ja geradezu zügel- und rücksichtslosen Liebe und Verehrung für ihn erfaßt wurde. Als bald darauf ihr sehnlichgehegter Wunsch, Göthen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, bei einer Reise nach Weimar erfüllt wurde, bewies sie sich in der Kundgebung ihrer Gefühle so stürmisch und zudringlich, daß sogar die seit einem Jahre mit unserem Dichter wirklich vermählte Christiana Vulpius, welche doch sonst eine Frau gewesen sein muß, die „nicht Alles gar zu genau nahm"**), nicht umhin konnte, eine Regung der Eifersucht zu offenbaren, worauf jedoch — wie uns Stephan Schütze **) erzählt — am Schlusse eines feurigen

*) Bekanntlich das Diminutiv von Elisabeth.

**) S. die oben mitgetheilte „zahme Xenie" in Gs. W. IV., 311.

***) S. den schon einmal citirten Aufsatz „die Abendgesellschaften

Dialogs ein Donner vom Sinai die Herannahende zurückschreckte, und das erhabene Antlitz sich verhüllte, das sie anzubeten gekommen war."

Nach ihrer Abreise begann nun aber jener Briefwechsel, welchen die jetzt noch Lebende*) selber 3 Jahre nach unseres Dichters Tode unter dem Titel „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde**), herausgegeben hat, und aus dem auf den folgenden Seiten wir einige Stellen mittheilen wollen. Was zuvörderst Bettinens Briefe an Göthe anlangt, so kann man über sie in aller Kürze das Urtheil fällen: es wird darin Abgötterei getrieben mit der Liebe. Sie enthalten zwar unläugbar viel Poesie und viel Geist, aber zum größten Theil stört in ih-

Schopenhauer" im „Weimarer Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst," pag. 199.

*) Bettina vermählte sich im Jahre 1811 mit dem Dichter Ludwig Achim v. Arnim, als dessen Wittwe sie seit 1831 in Berlin lebt. Ihr um acht Jahre älterer Bruder war bekanntlich der Freund und Gesinnungsgenosse ihres Gatten in der Romantik, des 1813 katholisch gewordenen und 1822 nach Rom gegangenen Clemens Brentano. Ihre Tochter aber, Gisela, ist in ihre Fußtapfen getreten und wird nächstens 2 Bände Dramen veröffentlichen.

) Der Titel rührt daher, weil Bettina sich in Briefen an Göthe oft „Dein Kind" unterzeichnet. Vollständig heißt das dreibändige Buch: „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Und das Motto lautet: „Das Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen!" d. h. also in einer Umschreibung etwa: **Honny soit qui mal y pense!

nen doch eine Extravaganz der Empfindung, eine Geschraubtheit und eine Verkehrung der Natur, vor der sich jedes gesunde, kräftige Gefühl, jeder nüchterne Verstand scheuen muß. Bettina führt gegenüber dem bereits im Greisenalter stehenden Dichter, der bequem ihr Vater hätte sein können, eine Sprache, wie sie ein junges Mädchen nicht anders gegenüber einem im Alter ihr ebenbürtigen Manne führen kann, welcher der Gegenstand ihrer sinnlichen Liebe, ihrer leidenschaftlichen Begierden ist. Hier einige Proben ihres Styles: „Du bist, Poete, ein vom Sternenreigen seiner Eingebungen umtanzter Mond; meine Gedanken aber liegen im Thal, wie die Feldblumen, und sinken in Nacht vor Dir, und meine Begeisterung ermattet vor dir und alle Gedanken schlafen unter Deinem Firmamente."

„Ich wende mich, wie die Sonnenblume, nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt."

„Du, der die Liebe erkennt und die Feinheit der Sinne, o wie ist Alles so schön an Dir! Wie rauschen die Lebensströme durch Dein erregtes Herz und stürzen sich mit Macht in die kalten Wellen Deiner Zeit, und brausen auf, daß Berg und Thal rauchen von Lebensgluth, und die Wälder stehen mit glühenden Stämmen an Deinen Gestaden; und Alles, was Du anblickst, wird herrlich und lebendig! Gott! wie gerne möcht ich jetzt bei Dir sein!

und wäre ich im Flug, weit über alle Zeiten, und schwebte über Dir: ich müßte die Fittige senken und mich gelassen der stillen Allmacht Deiner Augen hingeben!“

„Wie Du in der Wiege lagst, da konnte kein Mensch ahnen, was aus Dir werden würde, und wie ich in der Wiege lag, da hat es mir Keiner gesungen, daß ich Dich küssen würde!“

„Du bist über Alles gut, daß Du meine Liebe duldest, in der ich überglücklich bin. Wie das Weltmeer ohne Ufer, ist mein Gemüth; seine Wellen tragen, was schwimmen kann, Dich aber habe ich mit Gewalt ins tiefste Geheimniß meines Lebens gezogen, und walle freudebrausend dahin über der Gewißheit Deines Besitzes.“ —

Wie benahm sich nun aber Göthe gegen diese so unabwendbare und ihm gleichsam einem Hagel von Confetti ähnlich ins Gesicht geschleuderte Leidenschaft? Thoren oder Verläumder wollen behaupten, er habe Bettinen geliebt, so wie er in jungen Jahren, da sein Herz noch schnell schlug und das Blut noch rasch pulsirte, etwa die schöne Lilli liebte. Unser Urtheil aber, mit dem alle Verständigen übereinstimmen werden, geht, wie es aus seinen eigenen Briefen heraus sich gebildet hat *) dahin, daß

*) Göthes Briefe an Bettina sind wohl sicherlich unverfälscht im Drucke mitgetheilt worden, während die Herausgeberin in den ihrigen manchen Zusatz in späterer Zeit gemacht haben mag.

die Ausbrüche ihres Gefühls keinen Widerhall in seiner Seele geweckt haben. Der bald 60jährige Greis wußte mit ihrem Aufbrausen und Jauchzen nichts anzufangen, er dachte endlich darauf, wie er „gegen den reißenden Strom ihrer Gedanken sich sicherstellen könne“, und wenn er auch manchmal, so ungefähr in der Weise galant, wie die alten Herren gegen junge Damen zu sein pflegen, meinte, „ihren allerliebsten Schmeicheleien sei nicht zu wehren,“ so war sie ihm öfter doch entschieden unbequem*), und er suchte sie, sanft freilich und milde, darüber zu belehren. „Bleibe nur hübsch bei der Stange und gehe nicht zu sehr ins Blaue!“ schrieb er ihr dann, oder auch: „Ein Bischen mehr Ordnung

*) Die kluge Frau Rath wußte auch hier gar gut, wie es ihrem Sohne ums Herz sein müsse, und so lesen wir denn in ihrem Briefwechsel mit Bettina, welchen letztere als Einleitung zu Göthes Briefwechsel mit „einem Kinde“ veröffentlicht hat, z. B. folgende Worte (s. Bd. I, pag. 27 und 28): Ei Mädchen, Du bist ja ganz toll, was bildst Du Dir ein? Ei, wer ist denn Dein Schatz, der an Dich denken soll bei Nacht im Mondenschein? Meinst Du, der hätt' nichts Besseres zu thun? ja proste Mahlzeit. Ich sag' Dir: alles in der Ordnung und schreibe ordentliche Briefe, in denen was zu lesen steht. Schreib' ordentlich, Du wirst sonst das ganze Spiel verderben!“ Und einander Mal erzählte Bettina Göthen selber: „Die Mutter verstand keinen Spaß, sie meinte, ich nähme mir zu viel heraus, und ich solle mir doch nicht einbilden, Daß Du ein anderes Interesse an mir habest, als man an Kindern habe, die noch mit der Puppe spielen.“

in Deinen Ansichten könnte uns Beiden nichts schaden! So hast Du Deine Gedanken, wie köstliche Perlen, nicht alle gleichgeschliffen, auf losen Faden gereicht, der leicht zerreißt, wo sie dann in alle Ecken rollen können und manche sich verliert!" Er mag manchmal nicht gewußt haben, was er ihr auf ihre Exclamationen entgegnen solle, und so blieb denn eigentlich immer der Refrain in seinen Briefen: „Habe Geduld mit mir, daß ich Dir kurze Briefe schreibe, oder nicht solche schreibe, wie Du." „Verkünde ungestört und unbekümmert Deine Evangelien und Glaubensartikel von den Höhen des Rheins, und laß Deine Psalmen herabströmen zu mir und den Fischen; wundere Dich aber nicht, daß ich, wie diese, verstumme." „Laß Dir genügen, wenn ich nicht ausführlich Deine Klagen, Deine Forderungen, Fragen und Beschuldigungen beschwichtige und befriedige."

Es gab wohl aber zwei Gründe für Göthe, warum er gegen Bettinen so gütig verfuhr und sich von ihr manche Ungebührlichkeit gefallen ließ. Einmal nämlich trieb ihn dazu das Gefühl der Dankbarkeit; er wußte, wie kindlich-liebevoll — der Wahrheit sei die Ehre! — das junge Mädchen an seiner Mutter hing, und wie wohl es der alten Frau Rath, die immer frohe Gesichter um sich sehen wollte, in der Nähe dieses reizenden kleinen Kobolds zu Muthe war. Sie schrieb ihm auch so Vieles von der Mutter und von seiner Kindheit, auf die

er jetzt und noch mehr in der Folge um so lieber zurückblickte, da er bereits die Idee zu „Wahrheit und Dichtung" gefaßt hatte — daß ihm ihre Briefe schon oder allein um deswillen interessant sein mußten. — Dann aber verband sie auch Beide untereinander die Wahlverwandtschaft des dichterischen Genies. Denn was ihm vornehmlich in den Schreiben, die sie ihm sendet, Genuß verursacht, und weswegen er sie lobt und rühmt, das sind ihre geistvollen, wenn auch etwas somnambulen Reflexionen über Musik, ihre anmuthigen Schilderungen von den Rheinlanden und bestandenen kleinen Abenteuern, ihr Tagebuch, „dessen üppiger Fantasie er mächtig zu werden sucht" — kurz ihr poetisches Talent, in dessen Anschauung er selber wieder productiv zu werden vermochte, sofern er sich in guter Stunde gestimmt fühlte, einige ihrer Briefe in Sonnetten umzuwandeln. So entstanden z. B. die folgenden „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale"(nro 1); „War unersättlich nach viel tausend Küssen" (nro 4); „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen" (nro 8); „Warum ich wieder zum Papier mich wende?" (nro 9). „Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schickte" (nro 10). Aber wenn sich später Bettina selber gerühmt hat, ihr gelten die sämmtlichen 17 Sonnetten *) Göthes, und ebenso auch im „westöstlichen Divan," das Buch „Suleika" — so

*) S. Gs. W. II, 1 ff).

irrte sie wohl sicherlich: doch möchten wir sie darum nicht geradezu einer gröblichen Täuschung beschuldigen, wie Riemer*) thut, welcher ihr alles und jedes Anrecht auch auf einzelne der Sonnette abspricht und die betreffenden, seiner Meinung nach später von ihr untergeschobenen Briefe „nur das in Prosa aufgedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Göthes" nennt. Wohlverstanden also, wir möchten Riemers Behauptung nicht etwa gänzlich, sondern nur zum Theil erschüttern, und bestreiten keineswegs, daß jenes nach seiner Versicherung während eines 14tägigen Aufenthaltes in Jena am Schlusse des Jahres 1807 von Göthe gedichtete „Dutzend dieser „Sonnette" **) nicht in Bezug zu Bettina stehe, sondern, so dürfen wir wohl fortfahren, vielmehr zu der von G. Kühne ***) erwähnten Minna Herzlieb, der Tochter eines Jenenser Professors, „deren Namen der Dichter in das Geheimniß einer Charade hüllte." †)

---

*) S. „die Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen gedruckten und ungedruckten Quellen", Band I, pag. 34 ff.

**) Sollte nicht auch der Umstand günstig für uns und Bettina sprechen, daß nach Abzug von 12 Sonnetten gerade noch ungefähr so viel übrig bleiben, als in dem „Briefwechsel mit einem Kinde" ausführlich erwähnt werden.

***) S. den Aufsatz „Göthe in der Schule der Frauen" (in der „Europa", Jahrg. 1857, nro 38).

†) „Charade" ist das 17. (letzte) Sonnett überschrieben und als

Was aber das Buch Suleika betrifft, so entstand dies zu einer Zeit, wo es zwischen Göthen und Bettinen bereits seit lange zu einem stillschweigenden Bruche *), gekommen war — wo also von einer näheren Einwirkung ihrerseits auf seine poetische Production erst recht nicht mehr die Rede sein kann. Höchstens hat er das vereinzelt stehende dichterische Motiv, daß Hatem, der bereits

Auflösung ergeben sich leicht die zwei Wörter „Herz" und „Lieb." — Bettina nannte fälschlich auch dies überaus zarte Gedichtchen ihr geistiges Eigenthum, nachdem es Göthe ihr übersendet hatte, damit sie sich wegen ihrer Eifersucht auf Frau v. Staël daran „zufrieden rathen" können (s. den „Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I, pag. 336). — Zwischen Göthen und Minna Herzlieb aber bestand wohl eine jener gesellschaftlichen Liaisons, in denen Galanterie, nicht jedoch irgend welche Leidenschaftlichkeit vorherrschend ist. Es war also ungefähr dasselbe Verhältniß, wie früher schon zwischen ihm und der Gräfin v. Egloffstein. Schließlich sei dahingestellt, ob Minna Herzlieb oder besser, jene noch unermittelte Pauline G. in Jena auch mit Schäfers Klagelied (s. Kapitel 15) in Verbindung sein dürften.

*) Vom Jahre 1811 bis zum Jahre 1817 finden sich nämlich gar keine Briefe, von da nur noch einige (1 von 1817, 3 von 1821, 2 von 1822 und 1 von 1824) von Bettina an Göthe gerichtetete. Dieser aber hat ihr seit 1811 nicht wieder geschrieben, und als Grund der Ungnade, in die sie bei ihm damals fiel, wird von Riemer (in den Mittheilungen 2c., Bd. I, pag. 36) „eine Zwistigkeit mit seiner Frau wegen einer ihn mitbetreffenden Beleidigung seines Freundes Heinr. Mayer" genannt.

bejahrte und nicht mehr jugendlich Schöne, doch um seines Geistes willen von der reizenden Suleika geliebt wird, aus der Erinnerung an das ähnliche Verhältniß zwischen ihm und Bettinen in seinen „Divan" hinübergenommen.*)

Wir meinen aber, dieses Kapitel nicht passender schließen zu können, als mit der Anführung wahrhaft goldener Worte aus Julian Schmidts Nationalwerke über die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.**) Der genannte scharfsinnige und feinfühlende Kritiker urtheilt nämlich folgendermassen: „Den besten und wohl auch richtigsten Eindruck macht der „Brief-

---

*) Daß Göthe durch Bettinens Briefe poetisch inspirirt worden sei, so wie daß er ihr Talent geschätzt habe, beweist außerdem auch noch folgendes Schreiben: „Du bist ein feines Kind, ich lese Deine lieben Briefe mit innigem Vergnügen, und werde sie gewiß immer wieder lesen mit demselben Genuß. Dein Malen des Erlebten sammt allen inneren Empfindungen von Zärtlichkeit, und Dem, was Dir Dein witziger Dämon eingiebt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen ... Fährst Du sofort, den flüchtigen Momenten guten Glückes liebliche Denkmale der Erinnerung zu widmen, ich stehe Dir nicht dafür, daß ich mir es anmaßen könnte, solche geniale lebensvolle Entwürfe zur Ausführung zu bringen oder zu benutzen; wenn sie dann auch nur so warm und wahr ans Herz sprächen."

**) S. die „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt", 1. Ausgabe, Bd. I. pag. 363 f.

wechsel mit einem Kinde“ auf uns, wenn wir das Thatsächliche, auf welches er sich bezieht, vollständig bei Seite lassen, und ihn als eine symbolische Darstellung der Empfindungen betrachten, mit denen die leidenschaftlich bewegte Jugend unserem großen Dichter gegenüber trat. Bettina ist keineswegs immer mit ihm zufrieden, sie macht ihm bezüglich seiner Dichtungen die heftigsten und zum Theil sehr begründete Vorwürfe, wenn sie auch zuweilen Unbilliges verlangt. Aber in keinem Augenblick hört sie auf, ihn, ganz wie er ist, zu lieben und zu bewundern, und das ist wohl auch der richtige Ausdruck für das Verhältniß der Nation zu Göthe. Wir müssen ihn lieben, denn er ist unser Fleisch und Blut, er ist der ideale Ausdruck unserer eigenen Natur, und wenn wir mit ihm rechten, so geschieht das auf keine andere Weise, als wie wir in uns selbst das Schiefe und Verkehrte bekämpfen.“

Siebenzehntes Kapitel.

Die Schwiegertochter Ottilie von Göthe.

1817—1832.

Wir werden, um in der rechten Zeitfolge zu bleiben, in diesem Kapitel von der Schwiegertochter zu sprechen haben, die August, der unterdessen zum Kammerrath ernannte Sohn unseres Dichters, ein Jahr nach dem Tode seiner Mutter dem Vater ins Haus brachte.

In ihr lebte der rege wirthschaftliche Geist Christianens wieder auf und fort. Denn Göthe sollte nun einmal bis an sein Lebensende von Frauen gehegt und gepflegt werden, und es ist erfreulich zu sehen, wie sich die, welche dieser Ehre nun vornehmlich zu Theil ward, derselben auf alle Weise werth machte.

Ottilie von Pogwisch, Enkelin der mit Göthe bekannten Oberhofmeisterin Gräfin von Henckel, und unter unseres Dichters Augen aufgewachsen, führte nach ihrer Vermählung seine Wirthschaft sowohl aufs Treulichste, als sie auch mit Geschick und Beharrlichkeit bei dem verehrten Schwiegervater Secretärstelle versah. Sie las ihm vor, als seine Augen schwächer wurden, schrieb, als seine Hand erlahmte, was er ihr dictirte, und saß in seiner letzten Krankheit Tag und Nacht an seinem Bette, um ihm die

Einsamkeit zu vertreiben. Auch ward ihm, so lange er noch gesund war, durch die geistreiche Frau, wie bereits oben erwähnt wurde, die Gelegenheit zu Theil, nach Belieben die von ihr allwöchentlich in seinen Zimmern veranstalteten Theegesellschaften zu besuchen und so bis an seinen Tod geistige Anregung aus seiner nächsten Nähe zu erhalten und ohne sich erst aus der dem Greisenalter doppeltlieben häuslichen Bequemlichkeit reißen zu müssen.

Wie sehr Göthe diese Verdienste anerkannte, welche seine Schwiegertochter, die bekanntlich auch als Wittwe*) im Hause wohnen blieb, um ihn sich zu erwerben wußte, und wie freudige Stunden er im Kreise seiner heranwachsenden Enkel erleben mochte, das beweist die folgende Stelle aus einem von ihm am 20. September 1831 an Zelter geschriebenen Briefe**): „Ottilie weiß, wie es einzurichten ist, daß ein Fremdes, mich im Augenblicke nicht Interessirendes zur guten Stunde hervortrete.

---

*) Göthe mußte es erleben, daß sein Sohn noch vor ihm — am 20. October 1830 — zu Rom, wo der Vater einst so glücklich gewesen war, am Nervenschlage verschied. Frau Ottilie von Göthe lebt dagegen noch jetzt und sie war bei den diesjährigen Septemberfesten zu Weimar nebst ihren 2 Söhnen Zeugin der Verehrung, welche die Nation ihrem großen Schwiegervater in alle Ewigkeit bewahren wird.

**) „Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 1832, herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Riemer," B. VI, pag. 300.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht verfehlen zu sagen, daß sie und die Kinder sich allerliebst benehmen, wovon viel zu melden wäre, aber nichts zu melden ist, weil das Zarte sich nicht in Worten ausspricht."

Im 4. Bande der Götheschen Werke*) finden sich auch einige „an Ottilie von Göthe" gerichtete Verschen, in denen nicht minder seine liebevoll dankbare und väterliche Gesinnung für die Gattin des Sohnes zu Tage tritt, und sonach blieb denn auch sie nicht ohne jeden Einfluß auf seine Poesie, wenn gleich die Meinung, die Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" sei ihr Porträt, als eine irrige zu betrachten sein wird. Denn als dieser Roman geschrieben wurde, war sie noch zu sehr Kind, als daß sie schon dem doch bereits im jungfräulichen Alter stehenden Mädchen ähneln gekonnt hätte. Aber allerdings wußte Göthe von ihrem Dasein schon damals, und so wäre es denn wenigstens möglich, daß sie zu der Wahl jenes Namens Veranlassung gegeben hat.

---

*) pag. 102.

Achtzehntes Kapitel.

Ulrike von Levezow. — Schlussbetrachtung.

1823.

Es war im Jahre 1823, als Göthes Lebenskräfte und Leidenschaften noch einmal hell aufflackerten, um dann für immer zu verlöschen. Bei seinem Aufenthalt in Marienbad nämlich wußte ihn eine schöne junge Dame, deren Name seit langer Zeit dem Publikum unbekannt blieb, bis ihn zuerst Heinrich Düntzer*) offenbar machte, in das lebhafteste Entzücken zu versetzen, und „so sollte, wie G. Kühne **) sehr sinnreich bemerkt — Böhmen, oft besucht, um Heilung zu suchen, noch ein letztes Erkranken an ihm verschulden, oft besucht, um Steine zu suchen, ihm eine schwärmerische Illusion über den Fund eines doch für ihn unerreichbaren Diamanten ein-

*) S. die „Studien zu Göthes Werken", pag. 209. — In dem Buche „Aus Göthes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen" steht pag. 22 irriger Weise der Name von Berg oder von Bork. — Ulrike von Levezow aber lebt, wenn wir G. Kühnes Worte in seinem Aufsatze „Göthe in der Schule der Frauen" (s. die „Europa", Jahrg. 1857, nro 38) recht verstehen, noch jetzt unverheirathet in Wien bei ihrer Tante.

**) S. am eben angeführten Orte.

flößen." — Fräulein v. Levezow wurde mit Göthen näher bekannt, indem sie, wie einst Christiane Vulpius, an seinen wissenschaftlichen Studien, an seiner Klimatologie, Wetter- und Wolkenkunde regen Antheil nahm, und sie mag zu jenen unschuldsvollen Mädchenseelen gehört haben, die gegen einen von ihnen verehrten würdigen Greis mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, mit allen möglichen in kindlichem Sinn gespendeten Liebkosungen nicht karg sind. Göthe aber fand in ihrem Umgange nicht etwa blos, wie einst in dem mit den zwei Mädchen zu Karlsbad, eine die Zeit kürzende Unterhaltung und angenehme Zerstreuung sondern er, der sich, wie einst die alten Hellenen, die Kraft der Leidenschaft bis in sein Greisenthum zu bewahren verstand und noch im 74. Jahre empfänglich war für alles Herrliche und Schöne, konnte den Reizen der anmuthigen Dame im eigentlichen Sinne der Liebe nicht widerstehen. Er schien wieder jung zu werden, so warm empfand er für sie. „Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme hörte, nahm er rasch seinen Hut und eilte zu ihr hinunter. Er versäumte keine Stunde, bei ihr zu sein, er lebte glückliche Tage und die Trennung ward ihm sehr schwer." *) Denn bald hatte er sich so sehr an sie gewöhnt, daß er, um froh zu sein, sie wo möglich stets um sich haben wollte, und als er sie einst

*) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe aus den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832", Bd. I., pag. 70 ff.

mehrmals verfehlt hatte, in die Klage ausbrechen konnte:

„Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu inner'm Zwist,
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist!" *)

Konnte er aber nicht bei ihr sein, so waren doch seine Gedanken stets da versunken, worein es ihm wohl gar geschah, daß er ihr begegnete, ohne sie gewahr zu werden. Und als er dies nachher erfuhr, da fragte er und antwortete gleich selber wieder also:

„Du gingst vorüber? Wie, ich sah Dich nicht?
Du kamst zurück, ich hab Dich nicht gesehen?
Verlorner unglücksel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind, wie soll mir das geschehen?
Doch tröst' ich mich, und Du verzeihst mir gern,
Entschuldigung wirst Du mit Freuden finden,
Ich sehe Dich, bist Du auch noch so fern,
Und in der Nähe kannst du mir verschwinden!"

Aber das Glück dieser Liebe dauerte nicht lange, und der Abschied kam schnellen Schrittes heran. Göthe begleitete die Familie Levezow von

*) Dies und das folgende Gedichtchen ist einem kleinen Liedercyclus entnommen, welcher in der Ausgabe der „Werke" von 1828 (Bd. IV, pag. 119 ff.) den Titel: „Liebschaft" führt, in der Ausgabe von 1840 aber (Bd. VI, pag. 98 ff.) „Marienbad 1823" überschrieben ist.

Marienbad nach Karlsbad und verweilte da noch einige Tage mit ihr, dann jedoch reiste er allein in die Heimath zurück. Auf dieser Fahrt aber war es, daß er noch einmal inne wurde, wie, wenn wirklich „Liebe je den Liebenden begeistert, dies jetzt an ihm aufs Lieblichste geleistet sei; und er dichtete im Wagen sitzend und von Station zu Station die nach und nach fertig gewordenen Verse niederschreibend, jene herrliche „Elegie", welche nun das mittlere Stück von der „Trilogie der Leidenschaft" *)

---

*) G's. W. III, 17 ff. — Vergl. auch die Worte in „Eckermanns Gesprächen ꝛc. (Bd. III, 361 ff.): „Meine Trilogie der Leidenschaft ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt, sondern erst nach und nach zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich blos die „Elegie" als selbstständiges Gedicht für sich, dann besuchte mich die Szimanowska, die denselben Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlichseligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz in Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werthers veranstalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht „an Werther" zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Liebe im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener Elegie." Es besteht nämlich bekanntermaßen die „Trilogie der Leidenschaft" aus den 3 Stücken: „An Werther," „Elegie" und „Aussöhnung," deren letzteres noch einmal im 4. Bande der „Werke" (pag. 120) unter der Aufschrift „An Madame Maria Szi-

ausmacht, und welche, nachdem sie in sehnsüchtigen Lauten jenes Glückes, welches die Nähe der „lieblichsten aller Gestalten" ihm bereitete, gedacht hat, mit dem schmerzlich bewegten Ausrufe abschließt:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst der Götter Liebling war.
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabesel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde."

Jedoch so schlimm sollte es dem Dichter doch nicht ergehen, und die Zeit bald vorüber sein, in der es, wie er eben in der „Elegie" klagte, zwar Kräuter gab, des Körpers Qual zu stillen, dem Geist aber an Entschluß und Willen fehlte es, und in der es für „ein unbezwinglich Sehnen nur einen Rath gab: grenzenlose Thränen." — Denn wenn gleich Göthes Liebe zu Fräulein von Levezow ein erhebender Beweis war für die nachhaltige Wärme der menschlichen Natur und für die Dauerbarkeit seiner Seelenkräfte, so mußte sie doch überwunden werden, weil sie die Gefahr in sich trug, auf die Länge sittlich unrein und ästhetisch unschön

manowska" abgedruckt worden ist. Diese Dame, Polin von Geburt, war eine ausgezeichnete Pianistin und rührte einst unseren Dichter so, daß ihm das Weinen ankam. Er fühlte dabei, wie er im Gedichte sagt, „den Götterwerth der Töne, wie der Thränen, das „Doppelglück der Töne, wie der Liebe", und indem sein ganzes Wesen sanft gerührt wurde, bekam auch der Schmerz um die Trennung von der Geliebten einen sanfteren Anstrich.

zu werden. Und Göthe war der Mann dazu, dieser Forderung Genüge zu leisten, so daß also G. Kühne *) nicht hätte sagen sollen," es sei nicht näher bekannt, woran die Illusion des Greises scheiterte." An seiner männlichen Fassung scheiterte sie und unser Dichter durfte dann gegen Eckermann **) das unbefangene Urtheil aussprechen, „es sei ein Zustand gewesen, den er zwar, so lange er darin befangen war, um Alles in der Welt nicht hätte entbehren mögen, in den er aber um keinen Preis noch einmal gerathen möchte."

Es konnte aber, um schließlich noch einer Anecdote zu gedenken, nicht fehlen, daß die Kunde von Göthes Neigung zur schönen „Unbekannten in Marienbad" — wie sie damals noch hieß — auch über die Grenzen von Weimar hinausgetragen, und je weiter sie drang, desto mehr zu ihr gethan und sie entstellt wurde. Endlich kam es so weit, daß man bereits von des 75jährigen Greises nochmaliger Verheirathung sprach, wie wir aus folgenden schalkhaften Worten Zelters an Göthe vom 7. October 1823 ***) ersehen können: „Da Dich Alles ver-

---

*) S. den Aufsatz „Göthe in der Schule der Frauen" (in der „Europa", Jahrg. 1857, nro 38).

**) S. „Eckermanns Gespräche mit Göthe aus den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832", Bd. I, pag. 91.

***) S. den „Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832, herausgegeben von Friedr. Wilh. Riemer", Bd. III, pag. 336.

mählen will und sie mir die Haut danach abfragen, so habe ich gesagt, daß ich zur Hochzeit reise, und die Leute glauben nichts lieber, als was sie gewiß wissen, daß es nicht wahr ist."

Schlußbetrachtung.

Dies ist nun ein Bild von des großen Dichters Gemüthsleben, soweit es sich in der Liebe uns vor Augen stellt. Was sagen aber unsre Leser dazu? Wir glauben, sie geben mit uns den Philistern Unrecht, welche Ach! und Weh! rufen und in Göthen wo möglich einen leichtfertigen Don Juan, einen zweiten Casanova sehen wollen! Gewiß, es stimmen Alle darin mit uns überein,. daß, auch ohne den Genius von dem allgemein gültigen Moralgesetz zu entbinden, man behaupten darf, Göthe bestehe nicht nur vor dem Richterstuhl der Männer, sondern auch der sittlich noch viel ernster denkenden Frauen. Zum Tugendspiegel, zum Heros wollen wir ihn ja gar nicht machen, wir wollen nur mit Cholerius es aussprechen, daß er zwar „selten wie ein Held, oft jedoch wie ein Mann, stets aber wie ein Mensch gehandelt habe", wir wollen endlich nur sagen, daß er viel geliebt hat, ohne daß ihm viel vergeben zu werden braucht.

Die Liebe war mit seinem Dasein unauflöslich verbunden — das stand nicht zu ändern. Als er Gretchen verloren, als er Friederiken verlassen hatte, gab es

zwar noch einen zeitweiligen Stillstand, einen Ruhepunkt seiner Empfindungen; aber wie sich seine Natur vollkommen dichterisch entfaltete, da „konnte er — nach seinem eigenen Geständnisse — nicht mehr leben ohne zu lieben," da war ihm „die Liebe Alles und wo sie nicht war, drasch er leeres Stroh." *) Sein Herz bedurfte steter Beschäftigung; aber in den Neigungen desselben war fast niemals nur der Kitzel der Sinnlichkeit, sondern meistens waren sie Ausflüsse „des Bornes, der nie versiegt," Ausstrahlungen „des Feuers, das nie erlischt, keine Ewigkeit nicht!"**) Wenn wir gewissenhaft nachforschen, so können wir sagen: die Liebe entbehrte bei ihm nur drei Mal des geistigen Elementes, in Leipzig, da er durch erkaufte Genüsse Käthchen vergessen wollte, in Weimar zur Zeit der genialen Schrankenlosigkeit, da er in allerlei bunten und verwegenen Zerstreuungen den Schmerz um Lilli zu übertäuben wünschte, und endlich in Italien, da er für lange und unnatürliche Entbehrung sich entschädigen mußte. Auch von ihm, wie von jedem Staubgeborenen, forderte also der sterbliche Theil seiner Natur sich Tribut ein, jedoch er hat diese Perioden alle rasch genug überwunden. In Leipzig drückte ihm bald „diätet'sche Ruh' den Daumen auf die Augen" und er konnte die allzu

*) S. „Göthes Briefe an Fr. v. Stein aus den Jahren 1776—1826, z. 1. M. herausgegeben von Ad. Schöll", Bd. I, pag. 49.

**) S. ebenda, pag. 19.

lustigen Genossen seiner Fahrten, freilich „als Füchslein ohne Schwanz, vor der Falle warnen" *). In Weimar hätte Herders Gattin wohl schon eher, als sie es auf brieflichem Wege that, gestehen können, daß „Göthe es immer sei, welcher Schranken setze, wenn es zu bunt werden wolle" **), und was seinen Aufenthalt in Italien anlangt, so konnte bereits im Jahre 1787 wieder Herzog Karl August an Knebel schreiben: „Diesem Menschen scheint es gewaltig wohl zu gehen, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler sein zu lassen, als sich's geziemt" ***).

Wenn aber die Macht der Verhältnisse gegen seine Liebe aufstand, wenn sie vom Anfang an nicht entgegnet oder von der anderen Seite eher, als von der seinigen fallen gelassen wurde, und endlich wenn sie in der Befriedigung zu keinem Ausweg gelangte und er fürchten mußte, seiner Mannheit Schaden anzuthun, so erhielt er früher oder später doch aus sich selbst heraus die Kraft zur Aufraffung und zur Ueberwindung. Und wenn er aus Egoismus oder aus Schwäche und Nachgiebigkeit seine Liebe aus freien Stücken und, ohne daß es die Umstände geboten, mehrmals aufgab und dadurch den

*) S. die „Zueignung" im „Leipziger Liederbuche."

**) S. „K. L. v. Knebels literarischen Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Th. Mundt," Bd. II, pag. 337.

***) S. ebenda, Bd. I, pag. 161.

Verlassenen Leid verursachte, so ist er doch weder gegen sich noch gegen Andere so unwahr gewesen, daß er etwa behauptet hätte, wohlgethan zu haben, sondern er hat sein Unrecht bereuend anerkannt und es wieder gut zu machen versucht oder wenigstens gewünscht.

Er hat endlich den Verlust jeder Liebe, mochte ihm nun derselbe von andrer Seite her kommen oder mochte er selbst sich ihn bereitet haben, warm und redlich betrauert, und sein Leid dann immer still in dem Herzen bewahrt, welches, seitdem die poetischen Ideale darin ihren Einzug gehalten hatten, weit genug war, neues Glück und alten Kummer zu gleicher Zeit zu hegen. Ja noch mehr — er ist auch in seinen Neigungen allenthalben treu befunden worden, freilich nicht in dem Sinne, daß er nach dem Verlust der einen Geliebten an den Besitz keiner anderen mehr gedacht hätte. Denn die göttliche Flamme, die in jedes Menschen Brust brennt, loderte bei ihm höher, als bei tausend Uebrigen, und verlangte immer neue Speise. Aber während des Blühens der einen Liebe hat es für für ihn niemals noch eine andre Blume gegeben. So bewarb er sich zwar, als Charlotte v. Stein sich ihm noch nicht erklärt hatte und ihn noch fern zu halten versuchte, um die Gunst der hübschen Hofdamen und „trieb Allotria mit ihnen“, „er war beglückt bis zu Thränen“, als eines Abends sein guter Stern ihn in die Arme eines reizenden Bür-

gerkindes führte*) — ja, „die Seele ging ihm auf", als er einst „das schwarze Schelmenauge" und „die liebrunden Wänglein" einer besonders netten Bauerndirne bewundern konnte**). Aber seitdem Frau v. Stein sich ihm zugewandt hatte, „liebte er nur sie allein und spürte das an der Wirthschaft mit den übrigen Frauen." ***) Und ein Gleiches geschah dann, seit ihn Christiane Vulpius „lieblich erquickte"; da „war es wieder, als wenn sie, sein Liebstes, entfernt sein müßte, wenn ihn ein andres Wesen rühren sollte." †) Auf Reisen, im Bade, in geselligen Zirkeln vertrieb er sich wohl die Zeit mit angenehmen Genossinnen und konnte ihnen manche poetisch inspirirte Momente verdanken, aber sein Herz gehörte unwandelbar der an, welche daheim treulich sein Haus behütete.

Hieran schließt sich nun leicht für uns die Frage, ob denn die von A. Clemens††) hingestellte

---

*) Vergl. die pag. 156 ff. citirte Erzählung bei Eckermann. — Man darf am ehesten wohl vermuthen, daß das betreffende Liebesverhältniß in keine spätere Zeit gefallen sein wird, als ins Jahr 1776, wenn wir auch auf pag. 159 f. noch einige andere Möglichkeiten angeben.

**) Vergl. das Gedicht „Christel", welches wir hier so commentiren, wie es neuerdings Aug. Diezmann gethan hat. Näheres darüber s. in den „Zusätzen".

***) S. „Göthes Briefe an Fr. v. Stein aus den Jahren 1776—1826, z. 1. Mal herausgegeb. v. Ad. Schöll", Bd. I, pag. 113.

†) S. ebenda, pag. 329.

††) S. d. Auff. „Lilli u. Göthe" im Morgenbl. (Jhrg. 1857, nro 30.)

Thesis: „Zur Liebe war Göthe, nicht zur Ehe geboren" wirklich auf Wahrheit beruhen sollte. Bezüglich derselben möchten wir zuerst wohl wissen, ob der genannte treffliche Gelehrte denn auch bedacht hat, daß er mit seinem Satz Göthen, dem von ihm selbst so hoch Gefeierten und oft Vertheidigten, die Kraft absprach, seinen sittlichen Werth auf die gültigste und würdevollste Weise darthun zu können. Denn die Zeit der Ehe ist ja eine Prüfungszeit für die Moralität eines Jeden von uns, und wer in ihr besteht, der wird die Krone des Lebens davontragen dürfen. Wir sehen aber nicht ein, wie Clemens seine Behauptung aufrecht erhalten will gegenüber dem allen nicht prude Denkenden höchst ehrenwerth erscheinenden Beispiele, welches Göthe, ganz abgesehen von seinem bewährten Verhalten im Verhältniß zu Fr. v. Stein, in seiner Ehe mit Christiane Vulpius uns gegeben hat. Ja und wenn auch die erwähnten Worte, wie sie ja in einem Aufsatze, der von Lilli handelt, sich vorfinden, nur den Sinn haben sollten, daß eine Ehe mit dieser, Göthes eigenthümlich gearteten Naturell zu Folge, weder für ihn noch für sie sich hätte glücklich gestalten können, so möchten wir auch dies in den bestimmtesten Zweifel ziehen. Denn warum sollte dem Jüngling nicht möglich gewesen sein, was dem in Jahren vorgeschrittenen Manne möglich war? Freilich machen wir hierbei auch geltend, daß es niemals blos Sache des Mannes ist, eine glückliche

Ehe zu begründen, sondern in eben dem Maße auch Sache des Weibes. Wenn man aber, um dies nachträglich bestimmt auszusprechen, bezüglich der Friederike Brion sagen muß, daß sie nur unter gewissen äußeren Bedingungen zu Göthes Gattin sich geeignet haben würde, und wenn man unbeschadet aller guten und schönen Eigenschaften, die Christiane Vulpius in sich vereinigte, dennoch ein leises Bedenken darüber haben darf, ob nicht die Mängel ihrer Bildung, die bis zu einem bestimmten Grade auch von uns nicht weggeläugnet werden sollen, blos dem freilich noch mit Wärme liebenden, aber sonst doch schon vielfältig resignirenden Manne unerheblich erschienen, so kann man nach dem, was wir von Lilli wissen, eben behaupten, daß sie auch dem noch stolzere Ansprüche erhebenden und der Entsagung nicht geneigten Jünglinge das schönste Genüge zu leisten vermocht haben würde. In der That, Göthe hatte Recht, wenn er meinte, „er sei seinem eigentlichen Glücke niemals so nahe gewesen, als in der Zeit seiner Liebe zu Lilli", und er durfte es stets innig beklagen, daß sie, obgleich „die Hindernisse, welche sich entgegenstellten, nicht unübersteiglich waren, ihm dennoch verloren ging."*) An ihrer Seite hätte er in eine unverrückbare Perspective freudevoller Tage sehen können, und am Schlusse

---

*) Vgl. das im 10. Kapitel mitgetheilte Gespräch bei Eckermann (pag. 136).

seines Lebens nicht das traurige Bekenntniß abzulegen brauchen, daß seine Jugendjahre, trotz vielfältiger momentaner Beglückung, „durch Liebschaften verdüstert“ worden wären.

Zusätze.

(Vgl. das Vorwort.)

(Zum dritten Kapitel.)

Auf pag. 20, in der 2. Note, sollte die Abbreviatur „a. O.“ die Worte: „anderen Orts“ bedeuten, und es war darunter ein Aufsatz, „Göthes Lilli“ betitelt, zu verstehen, welchen man in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Jahrg. 1849, nro 237 ff.) abgedruckt findet. Späterhin scheint aber der Verfasser desselben, Heinr. Düntzer, von seiner dort ausgesprochenen Annahme, es habe zwei verschiedene Gretchen gegeben, selbst zurückgekommen zu sein, da in der Umarbeitung jenes Aufsatzes, welche die „Frauenbilder aus Göthes Jugendzeit“ enthalten, die betreffenden Worte fehlen.

(Zum vierten Kapitel.)

Auf pag. 31, in der Note, ist uns auf noch unbegreifliche Weise der Irrthum untergelaufen, zu behaupten, Göthes Gedicht „der Abschied“ („Laß

mein Aug' den Abschied sagen") sei mit ins „Leipziger Liederbuch" eingereiht. Dies ist aber keineswegs der Fall, es entstand vielmehr erst in der Sesenheimer Epoche, kann sich also sicherlich nicht auf Käthchens Nachbarin, Dlle. Obermann, beziehen, sondern gehörte nach Düntzers wohlglaublicher Annahme zu jenen Gedichten, welche Göthe für Friederike Brion bekannten Melodieen unterlegte. Der darin vorkommende Name „Fränzchen" wäre somit wirklich nur des Reimes wegen gewählt. — —

Auf pag. 35, in der von pag. 34. herübergenommenen Note, erwähnten wir Professor Lehmanns Vermuthung, daß das Gedicht „Christel" („Hab' oft einen düstern dumpfen Sinn") vielleicht noch in die Leipziger Studentenjahre gehöre. Aug. Diezmann dagegen weiß in seinem neulich erschienenen Buche „Göthe und die lustige Zeit in Weimar" (pag. 106) eine andere Zeitbestimmung; er verweist uns nämlich auf die Worte, welche unser Dichter am 16. Juli 1776 an Frau v. Stein schrieb: „Gestern auf dem Vogelschießen in Apolda hab' ich mich in die Christel von Artern verliebt" (s. die „Briefe", Bd. I, pag. 47), und er meint, das betreffende Lied gäbe Göthes „damalige Liebeleistimmung trefflich kund." Wir möchten diese Conjectur nicht ohne Weiteres verwerfen. — —

Die auf pag. 42 f. theilweise angeführte poetische Epistel an Friederike Oeser steht in der 1827 ff.

erschienenen Ausgabe von Göthes Werken, nach welcher wir in unserem Buche immer citirt haben, nicht, wohl aber in der Ausgabe von 1840, Bd. VI, pag. 56 ff. — —

Auf pag. 43, in der 2. Note, haben wir die Annahme Otto Jahns (in den Briefen Göthes an Leipziger Freunde", pag. 166 f.), jenes „Mamsell F.", an welche unser Dichter ein von Ad. Schöll in den „Briefen und Aufsätzen aus den Jahren 1766—1786" veröffentlichtes Schreiben richtete, sei Friederike Oeser gewesen, ohne Weiteres adoptirt und dann auch mit demselben angenommen, der zweite gleich darauffolgende Brief ohne Aufschrift, welcher nach Schölls Meinung selber an eben jenes Mamsell F. geschrieben sein dürfte, sei gleichfalls für die Oeser bestimmt worden. Hier aber wollen wir doch nachträglich noch die Gründe, weshalb wir uns der Jahnschen Conjectur anschlossen, darzulegen versuchen, sie würden unsere obige Note allzulang gemacht haben. Heinrich Düntzer zwar streitet in seinen „Frauenbildern" (pag. 3 ff. 41 ff.) gegen Jahn und meint mit Ad. Schöll, die Freundin Göthes müsse nicht in Leipzig, sondern in Frankfurt gesucht werden, ja er geht noch weiter und entscheidet: die beiden Schreiben seien an die jüngere Schwester von Katharina Fabricius gerichtet (d. h. also das „F" sei der Anfangsbuchstabe nicht des Vor-, sondern des Zunamens), das im zweiten Briefe erwähnte Käthchen sei eben die gerade genannte

Katharina das „Fränzchen“ aber höchstwahrscheinlich Franziska Jakobea Crespel. — Wir glauben jedoch, man dürfe oder müsse vielmehr bei der Annahme Otto Jahns stehen bleiben. Denn die Worte des ersten Schreibens: „Ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag“, deuten doch wohl auf längere Zeit der Entfernung Göthes von der Adressatin, als nur auf das halbe Jahr, welches seit seiner Abreise nach Straßburg bis zum October 1770, in welch letzterem Monat der Brief geschrieben ist, verflossen wäre. Ferner liegt in der Stelle: „Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg“ — jene „kurze Hindeutung auf den Wechsel des Wohnortes“, welche Düntzer nicht gern vermissen möchte, sollte der Brief nach Leipzig gerichtet gewesen sein. Weiter paßt der Ton, welcher in den Worten: „Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann“ — angeschlagen ist, ganz und gar auf Göthes Verhältniß zu der von ihm wirklich verehrten und geschätzten Friederike Oeser. Um uns nun aber zum zweiten Briefe zu wenden, so sehen wir zuvörderst in den Worten: „ich finde nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, d. h. zugleich an alle, die mich lieben, auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich

war, und daß sie — Genug wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt Sie"*) — wir sahen, sagen wir, in diesen Worten einen ganz anderen Sinn, als Düntzer. „Wie hätte — fragt derselbe — Göthe auf solche Weise von Annette Schönkopf reden, wie hätte er sie der Unempfindlichkeit beschuldigen können, da er nur sich allein die Schuld des gestörten Verhältnisses zuschreiben mußte?" Wir meinen aber, die citirten Worte sollten gar kein ungünstiges Urtheil über Käthchen fällen; das „doch" sollte nicht soviel heißen wie „obgleich", sondern wie „trotz alle dem"; wenn Göthe hoffte, das Mädchen werde „gegen seine Briefe sein, was sie gegen ihn war", so hoffte er, sie werde sich eben so liebreich erweisen, und wenn er meinte, „wer auch nur ihre Silhouette gesehen habe, der kenne sie", so meinte er, man sähe ihr die Güte an den Augen an, nicht

*) Nicht vergessen wollen wir zu bemerken, daß wir sehr wohl wissen, wie diese Stelle nicht in dem Briefe steht, in welcher Göthe der „Mamsell F." seinen ersten Besuch in Sesenheim meldet, sondern erst in dem zweiten kurz vor seiner Rückkehr nach Frankfurt im Juni 1771 geschriebenen; aber wir glaubten uns zur Anticipation der — übrigens von uns umgestellten — Worte: „er dachte an sie und zugleich an Alle, die ihn lieben, ja sogar an Käthchen" berechtigt, weil im ersten Briefe die folgende einen ganz ähnlichen Sinn aussprechende Stelle enthalten ist: „die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundliche Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe."

aber eine tadelnswerthe Eigenschaft. Auch scheint uns eine Erwähnung der Leipziger Geliebten, welcher Göthe bekanntlich stets ein treues Andenken bewahrte, hier gar nicht so unpassend, wie Düntzern, und wir zweifeln ferner, ob es glaublich sein dürfte, daß unser Dichter in den Brief an eine Freundin über deren Schwester eine so unhöfliche und bittere Bemerkung aufgenommen habe, wie man nach Düntzers Auslegung doch annehmen müßte. Auch hinsichtlich der bald folgenden Worte über Fränzchen ist unsre Meinung eine andere, als die des Genannten. Es heißt nämlich in dem Briefe weiter: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel geliebt, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig schenirte; man will gebunden sein, wenn man liebt.“ In Bezug auf diese Stelle schreibt nun Düntzer zunächst: „Es ist irrig, wenn Jahn hierbei an die in einem Briefe an Käthchen genannte Franziska denkt. Das dort gemeinte Mädchen wird an jener Stelle nur mit bestimmt hervorgehobener Beziehung auf die Aufführung der „Minna v. Barnhelm“ Franziska genannt, ohne daß dieser Name als Spitzname dargestellt würde. Und Göthe sollte fast 3 Jahre später dies Mädchen noch mit dem Namen Fränzchen, nicht, wie jedenfalls zu erwarten stünde, Franziska, ohne weitere Andeutung, bezeichnet haben?“ Wir gestehen gern, daß diese Worte uns nicht ganz klar erscheinen; wenn aber Düntzer weiter fortfährt: „Dazu kommt, daß sich

für Fränzchen hier eine so entschiedene zärtliche Neigung ausspricht, wie sie in der Leipziger Zeit neben Käthchen kaum aufgekommen sein dürfte" — so möchten wir bestreiten, daß der Sinn jener Götheschen Worte ein zärtlicher sei. Es wird ja eben gesagt, daß Fränzchen ihn nicht „schenirt", also kein eigentliches Liebesverhältniß zwischen ihnen stattgefunden habe, wohl aber zwischen „dem guten Freund" und seinem Mädchen, „welches oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel ihrer Füße zu machen." Unseren Lesern wird hier allsogleich die ganz gleichlautende Stelle in dem aus Käthchens und Göthes Verkehr entstandenen Liede „der wahre Genuß" einfallen, und sie Alle werden gewiß darin uns beistimmen, daß in diesen Worten des Briefes ein ganz bestimmter Hinweis auf die Schönkopf gegeben ist. Daraus aber folgt wieder, daß unter dem „guten Freund" unser Dichter selber zu verstehen sein wird, und aus Beidem, aus diesem und jenem zugleich nach einem leicht zu supplirenden Schlusse, daß zu „Fränzchen" nicht der Name Crespel, sondern Obermann hinzuzudenken sein dürfte. Endlich sehen wir aber auch nicht ein, warum nicht Friederike Oeser mit dem Schönkopfschen Kreise bekannt gewesen sein sollte, da wir z. B. gleich wissen, daß der Kupferstecher Stock und seine beiden Töchter Dora und Minna darin sowohl, wie in den um den alten Oeser sich versammelnden Künstlergesellschaften verkehrt haben Die zwei Kreise berühr-

ten sich also wohl, es gab Bindeglieder zwischen ihnen, und der Zweifel Düntzers erscheint nicht stichhaltig. — Jedoch wir sind mit der Vertheidigung unserer Ansicht noch immer nicht zu Ende, sondern müssen auch daran noch erinnern, daß Düntzer irrt, wenn er meint, Göthe habe die Verbindung mit Friederike Oeser zeitig abgebrochen, weil sie ihm stets „mit Spott und einer Art Superiorität entgegengetreten sei.“ Wie kam nur — müssen wir hier fragen — Düntzer dazu, ein unzweifelhaft gutes Mädchen so zu verkennen? Wie brav sie war, wie hoch sie Göthe schätzte und was sie seiner Liebe zur Schönkopf gewesen, davon haben wir uns oben schon überzeugt. Und hätte wohl unser Dichter ihr die Leipziger Lieder widmen mögen, wenn sie den Empfindungen, welche dieselben hervorriefen, „Spott und eine Art Superiorität entgegengesetzt hätte“? Daß aber auch später noch Verkehr stattfand zwischen Göthe und der Familie Oeser und daß der Erstere bei jeder Anwesenheit in Leipzig die letztere besucht habe, das geht erstlich schon hervor aus einem Schreiben Friederikens an ihren eigenen Bruder, welches vom 6. Januar 1783 datirt ist und worin folgende Stelle vorkommt: „Der Hr. Geh. Rath v. Göthe ist diese Feiertage in Leipzig gewesen, wo Manches gesprochen worden ist.“ Ja und noch mehr — wir wissen sogar, daß Göthe das Bild seiner Schwester flüchtig auf einen Correcturbogen des „Götz“ gezeichnet hatte und denselben an Friederike übersandte, woraus denn

also unzweifelhaft hervorgeht, daß beide wenigstens in den ersten 70er Jahren noch zusammen in Correspondenz standen. Es wird also jener letzte in ihrem Nachlasse gefundene Brief Göthes vom April 1769 nicht überhaupt als der letzte gelten müssen, den sie von unserem Dichter empfing, sondern die übrigen mögen nur verloren gegangen sein. Eine Pause, so scheint es; mag allerdings einmal ihre Correspondenz gemacht haben, und wir dürfen annehmen, daß sie ungefähr anderthalb Jahre währte, d. h. bis Göthe mit jenem an „Mamsell F." gerichteten Schreiben vom 14. October 1770 den Briefwechsel wieder anknüpfte. Wie er aber nach Verlauf von beinahe 18 Monaten plötzlich auf die Idee gekommen sei, wieder an Friederiken zu schreiben, das hat J. W. Schäfer (in „Göthes Leben", Bd. I, pag. 109 f.) richtig herausgefühlt, indem er meint, „der Name und die ländliche Umgebung habe ihn an die Oeser denken lassen;" und außerdem nennt auch unser Dichter selber noch einen Grund: er liebte wieder und dachte dabei an Alle, die ihn einst geliebt hatten, an Käthchen, der als bereits verheiratheten Frau er füglich nicht mehr schreiben konnte, sowie an Friederike Oeser, die ja die Vertraute seiner Leipziger Liebe gewesen war und nun wohl auch würdig erschien, von Neuem in ein zartes Geheimniß gezogen zu werden. Als aber das Verhältniß in Sesenheim wieder gelöst wurde, da mußte er, wie Düntzer selber sagt, „vor Allen der geliebten Freun-

din gedenken, der er nach dem ersten Besuch daselbst sein Herz geöffnet hatte", und so schrieb er denn jenen zweiten uns von Schöll mitgetheilten Brief, welcher das Datum des 27. Juni 1771 trägt.

(Zum fünften Kapitel.)

Der vollständige Name der „schönen Seele" — das wollen wir nachträglich noch erwähnen — war Katharina Susanna von Klettenberg. Dieselbe wurde als die Tochter des Herrn Remigius Seiffart von Klettenberg Anfang Januar 1724 zu Frankfurt geboren und starb daselbst im December 1774.

(Zum sechsten Kapitel.)

Einer unserer literarischen Freunde, den wir dieses Kapitel mittheilten, gerade als dasselbe im Aushängebogen gedruckt uns zugekommen war, fand, daß wir uns in unsern Erwähnungen des „Sesenheimer Liederbuches" Unklarheiten hätten zu Schulden kommen lassen. Wir geben das zu und bemerken, um etwaigen Mißverständnissen in unserem weiteren Leserkreise vorzubeugen, hier noch Folgendes: In Friederikens Nachlaß wurde ein Heft zum Theil noch unbekannter Götheſcher Lieder, von ihrer, oder von des Dichters eigener Hand niedergeschrieben, vorgefunden, eine Auswahl derselben aber zuerst in dem Musenalmanach von Chamisso und Schwab für

1838, und dann von Fr. Laun (Fr. Aug. Schulz) im „Morgenblatt" für 1840 veröffentlicht, sowie auch in die Ausgabe der „sämmtlichen Werke" vom genannten Jahre aufgenommen, nachdem in den früheren Ausgaben von Göthes Liedern aus der Sesenheimer Epoche nur die zum Theil schon früher durch die „Iris" bekannt gemachten abgedruckt worden waren, von denen unser Dichter eine Abschrift behalten haben mochte und von denen er auch in „Wahrheit und Dichtung" sagt, daß sie sich „erhalten" hätten. Im Sinne dieser handschriftlichen Sammlung, in der also, wie man denken kann, auch Lieder, wie das „Maifest" und die anderen von uns im 6. Kapitel citirten, gestanden haben werden, — nicht aber etwa mit Hinweis auf das „Sesenheimer Liederbuch" bei Freimund Pfeiffer, welches, wie dessen ganzes Buch über Friederike, ein Betrug zu nennen ist, haben wir mehrmals Citate gegeben mit den Worten: im „Sesenheimer Liederbuch und in G's. W." — —

Vielleicht wird man es aber nicht übel aufnehmen, hier noch ein vollständiges Verzeichniß der von Göthe für oder an Friederike gedichteten Lieder von uns gegeben zu sehen. *)

In der Ausgabe von 1828 stehen die folgenden:

*) Auf Prof. Th. Bergk's ganz vor Kurzem erst erschienene Broschüre: „Acht neue Lieder von Göthe" hier einzugehen, dürfte uns weiter führen, als der Raum es erlaubt.

1) Maifest oder Mailied („Wie herrlich leuchtet“ ꝛc).

2) An die Erwählte („Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe“ ꝛc.) Düntzer in den „Frauenbildern ꝛc.“ pag. 27) behauptet zwar, dies Lied werde unter die aus den 90er Jahren zu rechnen sein, aber der Grund, den er anführt, scheint uns nicht stichhaltig.

3) Willkomm und Abschied („Mir schlug das Herz“ ꝛc.) Viehoff hat dies Lied auf den einen in „Wahrheit und Dichtung“ beschriebenen Besuch, welchen Göthe zu Pferde in Sesenheim machte, beziehen wollen, wogegen Düntzer (a. a. O. pag. 25) streitet, indem er meint, das Gedicht sei wohl gar nicht persönlich an Friederike gerichtet, sondern für sie nur einer bekannten Melodie untergelegt worden. Wir sehen aber nicht ein, was uns hindert, es, wenn nicht mit dem bestimmt erwähnten Ritt, so doch mit einem anderen späteren in Verbindung zu setzen. Denn wir dürfen uns doch wohl nicht einbilden, was freilich in Düntzers Willen zu liegen scheint, daß, weil Göthe nur einmal erzählt, er sei nach Sesenheim geritten, dies auch in der Wirklichkeit nur einmal der Fall gewesen sei. — Um noch eine Einzelheit zu erwähnen, so haben auch die Worte Düntzers (a. a. O. pag. 48): „zur Zeit, da Friederike noch in der frohen Zuversicht ihres

Glückes war, könne ihr Abschied von Göthe nicht „„bedrängt und trübe““ gewesen sein“ — kein rechtes Gewicht. Unter Liebenden ist jeder Abschied „bedrängt und trübe“, nicht blos der letzte.

4) An die Entfernte („So hab' ich wirklich Dich verloren“ ꝛc.)
5) Mit einem gemalten Bande („Kleine Blumen“ ꝛc.)
6) Jägers Abendlied (Im Felde schleich' ich“ ꝛc.) Wir möchten dies Gedicht gleich dem vorigen in die Zeit nach dem Abschied von Sesenheim versetzen. —

In die Ausgabe von 1840 (Bd. IV, pag. 63 ff.) sind aus Friederikens Nachlaß neu aufgenommen worden die folgenden Lieder:

1) „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder“ ꝛc. Wird nach Düntzer (a. a. O. pag. 13) als Ankündigung des von Göthe selbst erwähnten dritten Besuches in Sesenheim um die Weihnachtszeit herum zu denken sein.
2) „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle“, ihr Herz gewann ich mir im Spiele“ ꝛc. Dieser letzteren Worte wegen meint Düntzer (a. a. O. pag. 19), es sei dies Liedchen wohl an jenem Nachmittage entstanden, da Göthe Friederiken beim Pfänderspiele zum ersten Mal küßte.
3) „Erwache, Friederike“ ꝛc. Ist nach Düntzer (a. a. O. pag. 24) „die Frucht eines langweili-

gen Morgens, an dem die Geliebte vermuthlich nach einem am vorigen Tage gemachten ermüdenden Ausflug trotz ihres Versprechens, mit dem Dichter am frühesten Morgen einen Spaziergang zu machen, lange schlief und vergebens auf sich warten ließ."

4) „Wo bist Du jetzt, mein unvergeßlich Mädchen"? ꝛc. Gehört nach Düntzer (a. a. O. pag. 25) zu den nicht persönlich an Friederike gerichteten, sondern nur einer bekannten Melodie untergelegten Liedern.

5) „Ach bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen" ꝛc. Auch hinsichtlich der Entstehung dieses Gedichts stimmen wir mit Düntzer (a. a. O. pag. 50) überein; doch ist seine Erklärung zu lang, als daß sie hier abgedruckt werden könnte.

6) „Ein grauer, trüber Morgen" ꝛc. Wurde nach Düntzers nicht unglaublicher Annahme (a. a. O. pag. 56) an Friederiken zu schriftlichem Abschiede nach bereits genommenem mündlichen gesendet. Hierbei wollen wir noch erwähnen: irren wir nicht, so schildert Göthe bei seinem mündlichen Abschied von Sesenheim seine Geliebte als eine solche, die damals noch nicht wußte, daß er nie mehr zurückkehren würde. Er scheint ihr nur eine zeitweilige Abwesenheit in Aussicht gestellt und dann erst brieflich sich deutlicher ausgesprochen zu haben. Darauf schickte sie ihn nach Frankfurt jenes Schreiben, welches, wie er in

„Wahrheit und Dichtung" erzählt, ihn aufs Tiefste bewegte. Was darin gestanden, ob sie ihm vielleicht eben mit diesen Zeilen ein erschütterndes Geheimniß offenbarte — wer kann es wissen; nur möchten wir aus der Aufnahme, die es bei Göthe gefunden, einen neuen Beweis dafür sehen, daß er wohl noch gewichtigere Gründe gehabt hätte, Friederiken nicht zu verlassen, als blos den, daß sie ihn liebte, er sich aber mit keinem Worte ihr direct erklärt und für die Zukunft gebunden hatte.

In dieser Hinsicht wollen wir noch Etwas zur Vervollständigung des 6. Kapitels sagen: Man mag nicht denken, daß uns unbekannt geblieben sei, was im Jahre 1835 ein Herr Kr. von Friederikens jüngerer Schwester Sophie, die er auf Anregung des Professors Näke über Göthes Verhältniß zur Erstgenannten ausforschte, gehört hatte und was dann Fr. Laun aus Näkes Nachlaß im „Morgenblatt" für 1840 (nro 213 ff.) mittheilte: daß nämlich alle Erzählungen von Friederikens Schande unwahr seien. Wie gern, wie sehr gern möchten wir das holde Wesen von jenen Anschuldigungen freisprechen, könnten wir uns nur überzeugen, daß sie falsch seien. Aber Sophie ist für uns keine Autorität; sie war ja die stumpfgewordene Alte, die z. B. auch das ungereimte Gerücht verbreitete, Göthe habe einmal nach Sesenheim geschrieben, er wolle Friederiken wohl heirathen, müsse aber auf seines Herzogs Wunsch

einem Hoffräulein die Hand reichen. Und dann — wie leicht möchte Sophie zu entschuldigen sein, wenn sie aus Liebe zur Schwester verheimlichen wollte, was deren Rufe schaden mußte? Ja, sollte nicht endlich auch ihre Aeußerung, Göthes Briefe seien von ihr verbrannt worden, weil sie sie „geärgert" hätten, ein neues Licht auf die Sache werfen? Denn warum wäre denn dies Gefühl in ihr rege gewesen, wenn sie Göthen von einer so günstigen Seite kannte? — Wir gestehen, die „alte Nachbarin", von welcher uns A. Weill berichtet, scheint uns bei weitem mehr Glauben zu verdienen, als die allzupersönlich betheiligte Sophie. Ja, und wenn die Erstere Dinge erzählt hätte, wovon kein Anderer etwas wissen mochte — so aber behaupten bekanntlich noch Mehrere ein Gleiches. Warum also sollen wir A. Weills „Briefe aus Paris" vornehm ignoriren, wie es Düntzer thut, der doch sicherlich von ihrem Dasein unterrichtet ist — er, der treffliche Kenner der Götheliteratur, dem ja kein Buch und kein Blatt, worauf eine Kunde von unserem großen Dichter steht, unverborgen geblieben ist. — Man muß auch — so meinen wir schließlich — die Darstellungen, welche Göthe selber von dem Verhältnisse gegeben, richtig auffassen und zwischen ihren einzelnen Zeilen zu lesen verstehen. Weshalb spricht er deutlich und wiederholt von einer Schuld, die er gegen Friederiken begangen habe? Weshalb war, nach „Wahrheit und Dichtung" zu schließen,

seine Reue, als er Lilli verlassen hatte, lange nicht so heftig, wie damals nach der Abreise von Straßburg? Weshalb endlich schrieb er nach seinem Besuche in Sesenheim 1779 an Fr. v. Stein die bedeutsamen Worte: „er könne nun wieder in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten leben“ — während am gleich darauffolgenden Tage bei dem Weggang von Lilli solch ein Gedanke ihm nicht zu kommen brauchte?

(Zum achten Kapitel.)

Es sei hier noch erwähnt, daß des „Pilgers Morgenlied“ und das Gedicht „an Uranie,“ welche in der Ausgabe der „sämmtlichen Werke“ von 1828 nicht mit enthalten sind, in der Ausgabe von 1840 an den folgenden Stellen stehen: Bd. II, pag. 39 f. und pag. 41 f. — Den „Wandrer“ findet man in jener Ausgabe Bd. II, pag. 172 ff., und in dieser ebenda, pag. 166 ff.

(Zum zehnten Kapitel.)

Wir wollen doch nicht unterlassen zu bemerken, daß Göthe im Sommer 1776 an einem Drama, „der Falke“ betitelt, zu dichten begann, es aber nicht vollendete. Die etwa fertig gewordenen Scenen sind verloren gegangen, und wir wissen nur aus

einem Briefe an Frau v. Stein, daß die Heldin des Stücks, Giovanna, „viel von Lilli haben sollte,“ weil Göthe hoffte, „es werde ihm einige Augenblicke wohlthun, seine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren.“

(Zum eilften Kapitel.)

Wielands Gedicht „an Psyche“ war für Frau v. Bechtoldsheim auf Stetten bei Erfurt bestimmt.

Das Gedicht „auf Miedings Tod“ steht ingleichen nur in der Ausgabe von 1840: Bd. II, pag. 124 ff. — Die auf Corona Schröter bezügliche Stelle lautet also:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt;
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ists und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und hoch erstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint!“ —

Der vollständige Name der Schröter war Co-

rona Elisabeth Wilhelmine, und sie wurde 1750 zu Guben in der Niederlausitz geboren. — Unseres Dichters Verhältniß zu ihr ist in dem neulich erst erschienenen Diezmannschen Buche „Göthe und die lustige Zeit in Weimar" (pag. 68 f.) unsrer Ansicht nach falsch aufgefaßt worden. Der gelehrte Verfasser meint, es „wäre wohl schwerlich hinwegzuläugnen, daß Göthe in den ersten Jahren zu Weimar mit ihr in zärtlichen Beziehungen gestanden habe." Wir bestreiten das und Diezmann selber sollte doch bedenken, daß er da eine Behauptung aufstellt, welche das von ihm so hoch gehaltene und bewunderte Verhältniß zu Frau von Stein mit einem garstigen Makel verunzieren würde. Nein — wie Göthe über Corona urtheilte, da er sie im März 1776 zu Leipzig wieder sah, wissen wir; er konnte ihretwegen Frau v. Stein schon damals nicht vergessen; nach Weimar aber war sie kaum gekommen, als das Verhältniß unseres Dichters zu der genannten Dame so innig wurde, daß sie sein ganzes Gefühl in Anspruch nahm. Daß Riemer nicht gut unterrichtet war, als er von dem „freundschaftlichen Verhältniß Göthes zu Frau v. Stein" und dem „mehr leidenschaftlichen zu Corona" redete (s. die „Mittheilungen rc., Bd. II, pag. 63), bedarf wohl kaum der Wiederlegung, und wir fragen nur, was Diezmanns Worte: „selbst Riemer giebt zu rc." für einen Sinn haben sollen? Auf die Tagebuchsstelle: „Auch ist mein Stand zu

Corona fester und besser“ (bei Riemer, a. a. O. Bd. II, pag. 87) hätte sich Diezmann ebenfalls nicht stützen sollen, denn sie spricht nicht für seine Behauptung. Vorher erzählt Göthe, daß Merck aus Weimar abgereist sei, und wie er sich freue, daß derselbe seine Stellung daselbst ganz richtig und günstig beurtheilt habe, d. h. also daß noch immer geistiges Einverständniß zwischen den Freunden herrsche. Dann aber fährt er eben, wie angeführt, fort. Es können also, im Zusammenhang mit den vorigen, diese Worte nichts andres bedeuten, als etwa: wie mich dünkt, stehen auch Corona und ich wieder in besserem Vernehmen zu einander, d. h. also man kann denken, daß ein, wenn auch nicht gerade großer Zwiespalt wieder ausgeglichen war. —

Noch zweierlei wollen wir hier erwähnen: Erstlich spricht auch der Engländer Lewes die Vermuthung aus, daß Corona später wohl mit Hildebrand v. Einsiedel heimlich vermählt gewesen sei, und Diezmann hörte von dieser Sage erst durch ihn. Der Leser wird sich indeß erinnern, daß wir noch eine andere frühere Quelle kannten.*) — Endlich aber sei uns auch gestattet, in jene Erzählung eines „alten Mannes“, welche Diezmann mittheilt, star-

---

*) G. Kühne nennt in einer der neuesten Nummern der „Europa“ (Jahrg. 57, nro 44) als die Freundin Einsiedels nicht Corona Schröter, sondern das schon ziemlich bejahrte Hoffräulein v. Waldner.

ken Zweifel zu setzen. Gewiß — es mögen in der „lustigen Zeit in Weimar“ viele Extravaganzen und Abenteuerlichkeiten vorgekommen sein, niemals aber ist das Leben am Hofe Karl Augusts ein Abklatsch des Lebens unter August des Starken gewesen, von dem bekanntlich eine ganz ähnliche Anekdote im Schwange ist, wie die a. a. O. erwähnte.

(Zum zwölften Kapitel.)

Von den Liederchen, die Göthe an Frau v. Stein brieflich sendete, ist außer den beiden „Ueber allen Wipfeln“ rc. und „Füllest wieder Berg und Thal“ rc. auch noch das Gedicht „an Lida“ in die sämmtliche Werke aufgenommen worden und man findet es Bd. II, 109. — —

Hinsichtlich jener auch von uns erwähnten Stelle aus den „Geschwistern“, welche vermuthlich einem Briefe der Frau v. Stein entnommen wurde, schreibt Diezmann (a. a. O. pag. 160): „Lieset man aufmerksam in den Briefen Göthes an Charlotte, so wird man leicht finden, daß diese Zeilen von ihr Ende Februars oder im Anfang März 1776 geschrieben sein müssen.“ Wir stimmen dem nicht bei, erstlich schon, weil es uns viel glaublicher erscheint, daß Göthe aus einem kurz vorher erhaltenen, ihm also noch ganz frisch im Gedächtniß befindlichen Briefe die betreffenden Worte entlehnt habe, als daß dieselben in einem 6 Monate vor

der Aufführung der „Geschwister" ihm zugekommenen Schreiben Platz gehabt hätten. Noch mehr aber, dünkt uns, sprechen zu Gunsten unsrer Vermuthung einige Stellen aus den Briefen, welche Ende Februars und im Anfang März 1776 Göthe an Frau v. Stein geschrieben hat. Wir müssen uns hier zuerst fragen, was denn der Sinn jener Worte aus den „Geschwistern" sei? Sie drücken die durch Liebe wiedergewonnene Freude am Leben aus und sind demnach zugleich ein Liebesbekenntniß in zartester Form. Hätte nun aber wohl Göthe zur selben Zeit und bald nachher schreiben können: „Geduld, liebe Frau, und ein bischen Wärme, wenn Sie an Ihren Gustel denken. Es verschlägt sie ja nichts rc." — „Warum mich betrügen und Dich plagen? Wir können einander nichts sein!" — „Hab' mich nur ein Bissel lieb!" u. s w. Und hätte er Frau v. Stein ebendamals anreden können mit „Du, die Du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe Dich verlassen?" — —

Zur Note auf pag. 177 bemerken wir berichtigend, daß jener G., von dessen italienischer Liebschaft sich Schiller und Körner unterhielten, gar nicht Göthe selber war, sondern ein Graf Geßler. Die Beweise davon sind in Göthes und Schillers Briefwechsel gegeben.

(Zum dreizehnten Kapitel.)

An Christiane Vulpius werden wir auch durch die Lecture von „W. Meister", und zwar durch die „Wanderjahre" lebhaft erinnert; denn wer dächte nicht an Göthes erste Begegnung mit derselben bei der Schilderung, welche Leonardo von dem „nußbraunen Mädchen" entwirft? Es lautet diese also: „Der Pächter auf dem Gute meines Oheims war ein Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines Gleichen, dabei klug und thätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen; genug, es ging mit dem Manne rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können. — Ich hatte gerade eine Reise im Sinne, und durchstrich kurz vorher eines Abends noch einmal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine*) in den Weg trat,

*) Daß Leonardo hier den Namen verwechselt, indem die Pächterstochter Nachodine hieß, und nicht Valerine, kann uns hier natürlich nicht berühren.

denn so hieß das Mädchen. Sie bat mich dringend, für ihren Vater, für sie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun, so sagte ichs ihr aufrichtig, und setzte die eigene Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht. Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm, und daß ich, wäre es meine eigene Kasse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei dem, was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt abzuschlagen, daß ich sogar das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich läugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einige Mal dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes

Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach Außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und sah so gut, so liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: ich will das Mögliche thun, beruhige Dich mein Kind; und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Thun Sie's! rief sie auf einmal mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte und eilte fort." —

Schließlich sei auch noch erwähnt, wie wir über unsrer Vermuthung hinsichtlich Mignons nicht etwa vergessen haben, daß die Anfänge des W. Meister bereits ins Jahr 1777 fallen. Wir sagten deswegen auch nicht, daß Bettina die Gauklerin, welche Göthe erst 1790 kennen lernte, die erste Veranlassung für Mignon gewesen sei. Erfunden war diese Gestalt sicherlich, jedoch wir zweifeln nicht, daß sie bei der Redaktion des Romans, welche 1794 begann, noch vielerlei wichtige äußere und innere Zuthaten eben durch jene in Venedig gemachte Bekanntschaft erhalten habe.

Anhang zum ersten Abschnitte.

(Vergl. das Vorwort.)

Andeutungen

zu einer

Charakteristik

der poetischen Frauengestalten in Göthes Werken.

Unsere Charakteristik der Frauengestalten in Göthes Werken werden wir, da über die beiden Schäferinnen in der „Laune des Verliebten" und über die Wirthstochter in den „Mitschuldigen" doch allzuwenig gesagt werden könnte, füglich beginnen dürfen mit der Betrachtung seines ersten größeren Dramas, des „Götz von Berlichingen", ohne aber auch davon uns irgendwie ausführlicher vernehmen lassen zu müssen.

Götzens Schwester Marie — um bei ihr anzufangen — ist mit kurzen Worten die weiche und klare, liebliche und liebeempfängliche Mädchenseele, wie sie die Natur im Stillen und fern vom Geräusche der Welt zu bilden versteht. Auf dem einsamen und sicheren Schlosse ihres Bruders, unter der Pflege und dem Schutze dieses Wackeren und seiner nicht minder braven Hausfrau hat sich die anmuthige

Blume entfaltet und noch hat keine freyle männliche Hand den Schmelz ihrer Jungfräulichkeit abzustreifen vermocht. Wäre sie vermählt, so würde auch zu ihrem Manne,wie zum Götz, der Bruder Martin sagen können: „Wohl dem, der ein tugendhaftes Weib hat!“ Denn so wie Marie, denken wir, mag ihre Schwägerin Elisabeth in der Jugend gewesen sein, und umgekehrt, so, wie diese, würde jene vielleicht in späteren Jahren, als Gattin und Mutter werden. Das hofft wohl auch Ritter Weislingen und gedenkt deswegen eine Zeitlang, sie als Ehgemahl heimzuführen; aber der oberflächlich empfindende und gar leicht vom Schein bethörte Mann ist nicht im Stande, die prunklose Tugend höher zu schätzen, als das geschmückte Laster, und so verläßt er sie und bricht ihr die Treue, sobald er das schöne Fräulein Adelheid von Walldorf von Angesicht zu Angesicht schaut und die Allgewalt ihrer Reize, die schon vorher den guten Jungen Franz in Entzücken versetzt hatten, nun auch an ihm sich fühlbar macht. Der Dichter erzählt uns, daß er beim Schaffen dieser Gestalt selber in sie verliebt worden sei, und Alles gethan habe, um die Zeichnung mit glänzenden Farben auszustatten und ihr ein blendendes Colorit zu verleihen. So ist es denn gekommen, daß von dieser Adelheid eben so gut die Worte gelten können, welche Heinrich Heine in seiner „Shakespeare-Gallerie“ von der ägyptischen Cleopatra gebraucht hat: „sie ist das Weib in der holdseligsten und zu-

gleich vermaledeitesten Bedeutung des Wortes", und es erscheint auch in diesem Wesen, wie Laertes, freilich in anderem Sinne, von seiner Schwester sagt, „Alles, die Hölle selber, schön und liebenswürdig" *). —

Wir haben von edlen Frauen oft die Klage vernommen, daß der „Götz von Berlichingen" des wilden Stoffes und des verworrenen tumultuarischen Treibens wegen der weiblichstillen Denkungsart nicht zusage, und von Männern hinwiederum gern und offen das Geständniß ablegen hören, daß Göthes zweites Drama, zu dem wir nun übergehen, — „Clavigo" nämlich — ohne Wirkung auf sie bliebe. Der Grund, weshalb dies Schauspiel diejenigen, welche sich mehr zum derben, straffen Götz mit der eisernen Hand hingezogen fühlen, perhorresciren mögen, ist vornehmlich in der bleichen, und schon im Voraus gebrochenen Gestalt der Marie Beaumarchais gelegen, welche die Frauen zwar alle voll Rührung und mit Thränen in den Augen dem Grabe immer mehr zuwanken sehen, für die wir Männer aber, wenn überhaupt, so doch nur eine geringe Theilnahme empfinden. Ihre Schmerzen sind für uns Theaterschmerzen, nichts Anderes. Wir zürnen dem Dichter, daß er unnöthiger Weise uns durch 4 Acte hindurch mit dem traurigen Schauspiel der immer mehr um sich greifenden und sich

*) Eine schwache Copie dieser Adelheid ist das Fräulein Kunigunde von Turneck in Kleists „Käthchen von Heilbronn."

steigernden Schwindsucht plagt, und wir verdenken es dem verlassenen Mädchen, daß sie noch zu wenig von einer Französin an sich hat, um, wie die Schwester ihr von ihren Landsmänninnen erzählt, den Ungetreuen zu verachten und laufen zu lassen, und daß sie dennoch auch nicht genug Spanierin ist, um für ihn oder für sich einen Dolchstich bereit zu haben. —

Ein bürgerliches Schauspiel, gleich Clavigo, ist auch „Stella", welche denselben Stoff behandelt, wie die Sage vom Grafen Gleichen, aber nicht mit einer alle sittlichen Bedenken wegscheuchenden Naivetät, sondern in durchweg reflectirter Weise, die die Situation doppelt arg erscheinen läßt. Ja, wir begreifen in der That eher, daß die deutsche Frau sich dazu verstehen konnte, den Besitz des geliebten Mannes mit der Orientalin theilen zu wollen, als daß Cäcilie sich zu einer feigen, und durch kein moralisches Motiv gerechtfertigten Entsagung zu entschließen vermag.

Das dritte im Bunde der sentimentalen Producte Göthes sind die „Geschwister", eine etwas weichliche und gefühlsschwelgerische, ja stellenweise sogar läppische Idylle, der eine gesunde und tüchtige Natur nicht sehr hold sein kann, und in der besonders die über eine schwesterliche Zuneigung noch hinausgehende Zärtlichkeit Mariannens für ihren vermeintlichen Bruder als ein unreiner Charakterzug zu verurtheilen ist. Denn man mag sicher-

lich zweifeln, ob die Stimme der Natur jemals so vernehmlich zum Menschen sprechen kann, wie wir hier glauben sollen. Bei Lessings Recha ist freilich der Fall ein ähnlicher. Anfangs erfreuen wir uns des Eindruckes, den der Templer und das Mädchen gegenseitig auf sich gemacht haben, und wir sehen, wenn wir die Hülle des Wunders wegstreifen, die Keime einer innigen und ganz naturgemäßen Liebe. Bei der späteren Begegnung bewährt sich der Mann und die Wirkung der zum lichten, klaren Bewußtsein kommenden Neigung auf sein schwäbisch derbes und ehrliches Gemüth ist mit höchster Schönheit dargestellt. Wenn aber nach seinem Fortgang Recha mit Daja über ihn spricht, da ist es uns, als wenn wir plötzlich mit kaltem Wasser begossen würden. Wir fühlen uns ernüchtert und zürnen fast dem Dichter; doch merken wir später erst seine ästhetische Feinheit. Dem Mädchen sagte es ein dunkler Zug ihres Herzens, daß ihr der Templer noch ganz anders näher stehen solle, denn als Geliebter, daß sie ihn werde als Bruder lieben müssen und können. Auch hier also macht sich jene immer doch zweifelhafte Stimme der Natur geltend; aber es ist ein reineres Verhältniß, wenn sie den Geliebten zum Bruder, als wenn sie den Bruder zum Geliebten ausruft. Eine andere Frage freilich ist die, warum Lessing eine solche Wendung des Schlusses überhaupt beliebt habe.

Doch kehren wir zu unseren Göthe zurück, den

wir an einem wichtigen Wendepunkte seiner dichterischen Production stehen ließen. Als er die „Geschwister" geschrieben hatte, lag die krankhafte Wertherperiode*) hinter ihm. Sein Geist hatte die Mauser überwunden und er erschien im „Egmont" neugeboren, und frei von jeder Verweichlichung.

Wenn wir nun aber — um auf den „Egmont" und die Stücke der zweiten, klassischen Periode näher einzugehen, auf die Stücke, in welchen im Gegensatz zu denen der ersten die Frauen mehr in den Vordergrund treten und sogar die Hauptrollen spielen, — wenn, sagen wir, in Klärchen und Gretchen, von der wir weiter unten noch mehr zu sagen haben werden, wir zwei Gegensätze erkennen, so irren wir uns wohl nicht. Gretchens Wesen ist still, träumerisch, in sich gekehrt — nur zuweilen tritt sie aus sich heraus, z. B. bei ihrer Freude über den Schmuck, den sie, da ja alle Mädchen Pracht und Glanz lieben, sich ebenso gern beschaut, als Klärchen den Flitterstaat Egmonts, wie er als Ritter des goldenen Vließes vor ihr erscheint; die

*) Werthers Lotte — um dies hier zu erwähnen — wird nicht mit unter die poetischen Frauengestalten, d. h. die Fantasieschöpfungen Göthes gerechnet werden können, da sie ja das getreue Conterfei der holden Wetzlarerin Buff ist. Und ebenso dürfen wir weiter unten von der „natürlichen Tochter" und der „schönen Seele" schweigen, da diese zwei Gestalten den Selbstbekenntnissen lebender Personen entnommen sind.

letztere aber ist frei von aller Sentimentalität. Beide singen gern zu ihren häuslichen Beschäftigungen, jene aber den schwermüthigen „König von Thule", diese ein ausgelassenes Soldatenliedchen. Uebereinstimmend mit ihrer Natur liebt Gretchen den Faust, den Denker und Schwärmer, und Klärchen den Egmont, den lustigen, leichtsinnigen Lebemann. Sie war von jeher ein Springinsfeld, ohne doch darum ein Mannweib, eine herrschsüchtige Amazone zu sein, wie die Regentin; aber sie wünscht, dem Geliebten die Fahne nachtragen zu können in der Schlacht; es wäre ihr eben recht, wenn sie Hosen und Hut hätte, ja sie möchte wohl selbst gern ein Mannsbild sein, doch nicht so eines, wie der armselige Brackenburg, sondern wie der Angebetete selber. Dagegen meint Gretchen voll stiller Verwunderung: „Du lieber Gott, was so ein Mann nicht Alles, Alles denken kann", und es drängt sie, Fausten um seinen Herzensantheil an der Religion ängstlich genug zu befragen. Weiter über diese Charakterverschiedenheit nachsinnend, erkennt man leicht, daß sich darin die Nationalität Beider in höchst treffender und anziehender Weise offenbare. Gretchen — das sagt uns eine Regung in der eigenen Brust, ist eine Deutsche, unsere liebe Landsmännin; wir werden das auch aus mancherlei einzelnen Zügen, die wir weiter unten berühren wollen, inne — Klärchen aber trägt die sinnlich freie, leichtlebige Natur der Niederländerin in sich.

Dieselbe stand, noch ehe sie Egmont kennen lernte, im Verhältniß zu Brackenburg. Es war, wie sie selbst sagt, eine stille, ruhige Neigung, die sie zu dem gutmüthigen, aber unbedeutenden jungen Mann trug, hauptsächlich hervorgerufen und begünstigt durch die sorgliche und auf die Zukunft denkende Mutter Clärchens. Sie hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, ihn zu heirathen. Doch das wurde Alles anders, seit Egmont das hübsche Kind aufsuchte und ihr vertraute Zeit schenkte. Das Gefühl für Brackenburg — o wie wenig glich das dem, welches sie nun hegte, — es war nicht jenes „Hangen und Bangen in schwebende Pein", jenes „Freudvoll und Leidvoll und Gedankenvollsein", jenes Wiegen und Schwanken zwischen Trübsinn bis zum Tode und himmelhohem Jauchzen, nicht jener Freudenrausch, in den versunken Klärchen nicht an die Zukunft denken mag und das Geschwätz der bösen Nachbarinnen verachtet, nicht jener „Genuß des Unbegreiflichen", daß ihr Egmont der große Egmont sei, den die Provinzen anbeten. Der erst lehrte ihr, was Harmonie der Seelen ist, und wie die echte Liebe selbst Grab und Tod zu überwinden und getrost ins Jenseits hinüberzugreifen vermag. Denn als sie mit all ihrer weiblichen Ueberredungsgabe und mit den drängenden Worten, die ihr der sehnliche Wunsch, Egmont befreien und retten zu können, eingiebt, doch bei den furchtsamen Bürgern nichts ausrichtet, besinnt sie sich nicht erst lange, das

Leben, welches ihr nur Werth und Bedeutung hatte, da er es mit ihr theilte und sie es an seiner Seite genoß, wegzuwerfen und freiwillig aus der Welt zu scheiden. Für die Mutter zu sorgen, ist ihre letzte Bitte an Brackenburg, dem sie den Namen ihres Bruders giebt, „einen Namen, der viele andere in sich schließt", Egmonten aber wird sie da droben „den ganzen Himmel entgegen bringen."

Gretchen, auf die wir nun noch einmal zurückkommen, ist, wie gesagt, das Prototyp des deutschen Bürgermädchens, ja noch mehr, das Ideal des deutschen Mädchens überhaupt. — Sie ist so hold und schön, daß Faust, der zwar die ganze Welt nach Höhe und Tiefe durchmessen und durchsucht hatte, bei der anderen Hälfte der Menschheit aber bisher vorübergegangen war, verwundert fragen muß: Ist denn das Weib wirklich so schön? Sie wußte, ehe sie Fausten gesehen, noch nicht im Entferntesten, was Liebe sei — und auch darin unterscheidet sie sich von Klärchen, der doch schon vor Egmont ein Mann sich genähert hatte — noch viel weniger aber wäre es ihr möglich gewesen, so leichtfertige Gedanken zu hegen, wie etwa Lieschen in der Promenadenscene. Mephisto selber, obgleich er so gerne an der Tugend zweifelt und sie verspottet, weil er die Hoheit ihres Wesens nicht ertragen, noch viel weniger erreichen kann, meint, mit Sturm sei bei Gretchen nichts einzunehmen, und läßt sich, obgleich mit geringschätzendem Achselzucken, dazu herbei, ihre Sinne mit anmuthigen Bildern zu er-

füllen, worauf sie, sonst gegen Fremde so schüchtern und gegen Mephisto vor Allen zurückhaltend, resolut und in verletztem Tone antwortet, was er da sage, sei „des Landes nicht der Brauch." — Ihr Leben war ganz und gar der häuslichen Beschäftigung gewidmet, und diese Wirthschaftlichkeit ist eben auch, wie so Vieles an ihr, echt deutsch. Denn wohin führte die gute Mutter unsere Leserin zuerst, als sie die letzte Puppe wegwarf? Nicht wahr: in die Küche? Es ist das ein guter, altgermanischer Brauch, und einen so nationalen Zug an Gretchen wiederzufinden, muß uns sicherlich freuen, zugleich aber werden wir dieselbe gewiß auch achten und schätzen lernen, weil sie sich auf diesem eigentlichen Felde weiblicher Thätigkeit so tüchtig erweist. Als ihr nun aber Faust zum ersten Male auf dem Kirchgange erscheint, da findet sich plötzlich „Verwandtes zu Verwandtem", und wenn sie auch schnippisch und erzürnt, wie es der Ehrbarkeit geziemt, ihn abweist — als sie zu Hause ankommt und den Festtagsschmuck allsogleich feinsäuberlich in den Schrein legt, was sind da ihre Gedanken, ihre Wünsche? „Sie gäbe was drum, wenn sie nur wüßte, wer der Herr gewesen ist?" Und ob sie ihn gleich nur mit dem Auge gestreift, so scharf hat die erwachende Liebe doch schon gesehen, daß er recht „stattlich anzuschauen war und aus einem edlen Hause sein müsse." Als aber nun gar das Stelldichein herankommt, welches die überfreundliche und übergefällige Frau Marthe,

ein Weib, deren Nichtsnutzigkeit das unerfahrene Mädchen nicht durchschaut, veranstaltet hat, und Gretchen in Mephistos „feinen Gesellen“ ihren Junker wieder erkennt, da wehrt sie sich zwar noch ein wenig gegen ihre Gefühle, und meint, Fausts schöne Worte seien leere Schmeicheleien — bald aber gesteht sie, „sie wisse nicht, was sich in ihrem Herzen sogleich zu seinem Vortheil zu regen begonnen habe, und sie sei auf sich selber böse gewesen, weil sie es nicht mehr auf ihn sein konnte.“ Endlich — o über den Schelm, der auch im Scherze so ächt deutsch bleibt! befragt sie das Blumenorakel und als dieses sein Jawort giebt, sinkt sie im Uebermaß nie geahnter Lust dem vom Herzen geliebten Manne in die Arme. Aber der nimmer verweilende Faust hat auch bei ihr nicht Ruh' und Rast; er läßt sie bald allein in ihrem Schmerze zurück und da tönt wieder ein nationaldeutscher Gesang aus ihrem Munde, das „Wenn ich ein Vöglein wär'“, jenes Volkslied, in welchem die Sehnsucht der Liebe den rührendsten und zugleich einfach schönsten Ausdruck gefunden hat. Doch der Mann ihrer Wahl kehrt zurück und wie geht es nun weiter? Gretchen ist ein Bürgermädchen; sie fragt nicht, wie Shakespeares Julia, die im vornehmen Hause der Eltern ihrer Ehre bewußt geworden, den Romeo gleich Anfangs fragt: Willst Du Dich mir vermählen? Ihr ists genug, daß Faust sie liebt; sie vergißt in seinen Armen die Welt, gibt sich der süßen Nähe ganz und voll hin,

und so fällt sie und wird schuldig. Was noch geschieht, brauchen wir nicht zu sagen — genug, auch hier ists „der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses gebären muß.“ Der Sturm, welcher Gretchen umtobt, stürzt sie endlich nieder und der Wahnsinn greift Platz in ihrem armen Hirn. Wie Shakespeare aber, als er Ophelien schuf, so hat es auch Göthe verschmäht, sie im Reiche des baaren und bloßen Unsinns herumschwärmen zu lassen, sondern ihr Irrwahn plaudert aus, was mit plumpen, geradezugehenden Worten nicht gesagt werden konnte Doch entbehrt des Polonius Tochter jenes wunderbar poetischen Lichtblicks, der die Nacht von Gretchens Wahnsinn so plötzlich erhellt. Hinreißend schön ist es empfunden, daß, als die Stimme des Geliebten an ihr Ohr dringt, die Furien sie los lassen und die Vergangenheit im rosigen Lichte noch einmal vor ihre Seele tritt. Aber sie überwindet zuletzt sich selber; indem sie „den liebsten Mann verloren gibt“, sagt sie sich zugleich von aller Gemeinschaft mit dem Bösen los, und wie sie ausruft: „Heinrich, mir graut vor Dir!“ — da ist ihre Buße vollendet, da greift das göttliche Gericht dem irdischen vor. Gretchen stirbt und von Engelszungen tönt es aus jenen Sphären nieder zu uns: „Sie ist gerettet!“ —

„Torquato Tasso“ führt den Leser in eine ganz andere Welt, aus dem deutschen Norden hin nach dem Süden, nach Italien, aus dem bürgerlichen Leben in höfische Umgebungen, von zwei Wesen weg,

die unbedacht und sorgenlos dem Genusse der Leidenschaft sich hingaben und so, fast ohne zu wollen, straucheln und sündigen lernen, vor eine makellos reine Weiblichkeit voll edlen Maßes und bewußter Tugend, vor die Prinzessin Leonore, die ernst und groß genug denkt, um die Worte: „Erlaubt ist, was sich ziemt", zu ihrem Wahlspruch zu machen, und in deren Mund die herrliche Wahrheit gelegt ist: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte!" Auch sie liebt, doch ganz anders, als Klärchen oder Gretchen. Die kluge und welterfahrene Freundin klärt uns darüber auf, daß sie „den Mann zu lieben scheint und doch nur mit ihm das Höchste liebt, was sie lieben kann", d. h. daß sie in dem Künstler die Kunst verehrt. Keine Sinnlichkeit haftet ihrer reinen Neigung für Tasso an, und wir mögen nur immer den Verdacht, der sich uns wohl einen Augenblick aufdrängen kann, Leonore entsage aus Standesrücksichten und um die leidige Convenienz zu wahren, weit weg werfen. Auf der Menschheit Höhen geboren, verdient sie es, wie keine Andere, da oben stehen zu bleiben und die Berührung durch einen Mann würde dieses strahlende, fleckenlose Bild verunzieren und entweihen. —

Ein Gleiches gilt aber auch von „Iphigenien", der nicht einmal eine Neigung von der Reinheit, wie die der Prinzessin zu Tasso ist, innewohnt, sondern welche gleich der Göttin, der sie als Priesterin dient, über jedes irdisch weibliche Liebesbe-

dürfniß erhaben dasteht. Es ist keine Frage, daß es uns modernen Menschen, auch wenn wir den mythologischen Stoff schon vorher kannten, Mühe kostet, uns ihr geistig zu nähern. Denn auf sie darf man Göthes Worte von der Here Ludovisi anwenden: „Keiner unserer Zeitgenossen darf behaupten, wenn er zum ersten Male vor sie hintritt, daß er diesem Anblick gewachsen sei." Aber man muß sich von dieser Hoheit, die in der That fast wie Strenge erscheinen kann, nur nicht einschüchtern lassen, sondern man muß es wagen, immer wieder und immer länger an ihr hinaufzublicken, und gewiß — die Gestalt, die Anfangs etwas fremdartig erschien, wird Einem endlich so vertraut, als die Antike uns Menschen der Jetztzeit überhaupt vertraut werden kann, und man wird mit Karl Rosenkranz ausrufen mögen: „Die Iphigenie ist eine der wunderbaren Schöpfungen, bei deren Genuß uns fast ein süßes Bangen ergreifen kann, daß so etwas existirt." — Der genannte treffliche Gelehrte hat übrigens auch — um dies noch zu erwähnen — das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, „wie Göthe sich aufs Feinste an jene griechische Anschauungsweise angeschlossen habe, für welche die Idealität der weiblichen Natur in dem Bilde der Schwester sich darstellte." — Und somit wenden wir uns denn von den in Göthes Dramen auftretenden Frauengestalten weg zu seiner Epopöe und deren Heldin Dorothea. Aber auch an dieser wird vielleicht wenigstens manche Leser

ein Zug frappiren und befremden, der heroische nämlich, und sie könnten wohl, wie oft geschehen ist, gleichfalls gewillt sein, aus den Thaten, die von ihr erzählt werden, unweiblichen Sinn herauszulesen. Hat sie ja doch einen Soldaten mit eigener Hand niedergehauen! Aber man denke nur auch, welchen Anlaß solch verzweifeltes Thun gehabt hat — es galt nichts mehr und nichts weniger, als die eigene Unschuld, sowie die noch anderer Mädchen vor barbarischen Angriffen zu schützen, und wenn man das erwägt, so wird man die Heldin bewundern, wenn auch nicht beneiden. Dorothea hat schon vieles Böse, Leiden und Ungemach in Fülle, erfahren und ertragen — diese widerwärtigen Schicksale haben ihren Sinn befestigt und gestählt, aber ihre Tugend nicht wankend machen, ihren Werth nicht verkleinern können. Sie hat etwas vom deutschen Rheinwein an sich, den die ehrbaren Bürger des Städtchens so behaglich trinken: Herbheit und Süßigkeit ist zugleich ihrem Wesen eigen. — Von welchem Zauber der Poesie besonders die Verse übergossen sind, welche die immer mehr heranwachsende Liebe zwischen Herrmann und Dorothea schildern, das brauchen wir hier nicht erst zu preisen, da Jeder schon selber daran sich berauscht hat. — Eines aber möchten wir doch unseren Lesern noch ins Gedächtniß rufen. Sie haben gewiß schon gleich uns und allen ästhetisch Gebildeten oft über die bis in das Lächerliche oder gar Unschickliche gehenden Personalbe-

schreibungen in den Romanen vom allerneuesten Datum gelacht und beziehentlich sich geärgert — und nun sehe man, was Göthe thut. Wie der antike Dichter, der genug gesagt zu haben glaubte, wenn er berichtete, von Helenas Anblick seien selbst Greise bezaubert worden, erzählt er uns nur ganz allein vom „lieblichen Eirund des Gesichts", und doch ist es Allen, als sähen sie das stattliche Mädchen, wie sie leibte und lebte, vor sich in Jugendfülle prangen. —

Ehe wir aber nun weiter gehen, sei uns folgende Bemerkung gestattet.

„Herrmann und Dorothea" ist außer den größeren Dramen vielleicht das einzige Werk Göthes, welches sich noch der Frauenherzen tiefste und wärmste Sympathieen zu erringen vermag. Denn läugne man es nur nicht, Göthe ist zur Hälfte ein Dichter für die gesammte Menschheit, zur Hälfte aber nur für die Männer, und das weibliche Geschlecht wird nur zum Genuß eines Theils seiner dichterischen Producte kommen. Die schwachen Erstlingsarbeiten, und die Erzeugnisse seines müden Greisenalters (z. B. Fausts 2. Theil) sind eigentlich nur für den Literarhistoriker interessant, und man könnte sich wohl versucht fühlen, ihnen gegenüber mit Arnold Ruge einerseits: Ist denn das schon Göthe? und andererseits: Ist denn das noch Göthe? auszurufen. Weswegen sollten die Frauen ferner sich auf des Dichters humoristische und oft allzumännlich kecke

Polemik gegen die socialen und literarischen Phänomene seiner Zeit, oder darauf einlassen, wie der große Mann sich in dem ihm von der französischen Revolution her entgegen geschwemmten Ideenstrom aufrecht zu erhalten und die ungewohnten Eindrücke poetisch zu verarbeiten bemüht war? Weswegen sollten sie der für die weibliche Gefühlsinnigkeit allzufrostigen Satyre in der Thierfabel nachspüren, oder bei der Lectüre seiner Romane durch die für eine in sich abgeschlossene und sicher umfriedigte Frauenseele wenig erfreulichen gesellschaftlichen Probleme verwirrt werden wollen, wenn auch gerade in eben den Romanen eine Fülle des Schönen und Anmuthigen enthalten ist?

Doch sei dem, wie es sei — wir schreiben hier zwar auch für die Frauen, aber nicht allein für sie, sondern nicht minder für die Männer, und wir dürfen es deswegen nicht unterlassen, die in Göthes Socialromanen auftretenden weiblichen Gestalten gleichfalls ins Bereich unserer Betrachtung zu ziehen.

Es sind deren, besonders in „W. Meister“, sehr viele, und fast scheint es, als habe unser Dichter die Erfahrungen, welche er in seinem bewegten Leben bezüglich des weiblichen Herzens gemacht hatte, zusammengefaßt in ein poetisches Ganze, hier niederlegen wollen. Die einzelnen Charaktere sind so verschiedener, ja gegensätzlicher Art, daß sie insgesammt betrachtet ein allseitiges Bild der Frauennatur aufstellen, in welchem auch nicht ein Zug fehlt, ge-

schweige denn, daß einer der Natur nicht getreu nachgebildet wäre. Gemeinsam fast allen in dem betreffenden Roman erscheinenden weiblichen Wesen ist es, daß sie von Wilhelm Meister geliebt werden oder wenigstens ihn lieben. — Seine erste, sinnlichglühende Neigung fiel auf die junge Schauspielerin Marianne, die, ohne viel dabei zu denken und im Herzen etwas zu fühlen, sich von einem reichen Kaufmanne hatte verführen lassen. Das war geschehen, bevor sie Wilhelm kennen lernte. Ihn aber gewann sie wirklich lieb, und in dieser Liebe nun ist nichts von der Leichtfertigkeit ihres Standes mehr bemerkbar. Jedoch genoß sie trotzdem kein Glück, denn Marianne ist eines jener seelensguten Geschöpfe, die ohne hervorragende geistige Capacität oder Energie den Stürmen des Lebens allzuwenig Trotz und Widerstand zu leisten vermögen *), und in denselben oft auf tragische Art untergehen müssen. Zwar nicht mehr unschuldig, aber doch gerade gegen W. Meister nicht schuldig, wird sie von ihm eines unseligen Mißverständnisses wegen verlassen, und über den Verlust seiner Liebe bricht ihr das Herz. Sie stirbt, und hinterläßt ihm scheidend ihren Sohn Felix. — Bei Mariannen, um dies gleich hier noch zu erwähnen, lernen wir auch die alte Barbara kennen, eine jener zweideutigen Frauenspersonen, wie sie in der

---

*) Das rührende Schauspiel solch einer Persönlichkeit bietet später auch die vergebens nach Lothario schmachtende Lydie.

Begleitung junger aufsichtsloser Mädchen aus dem Künstlerstande oft genug erscheinen, und niemals, ohne auf diese einen Schatten zurückzuwerfen. Die Zeichnung dieser Gestalt ist höchster Lebenswahrheit voll, denn wir Alle kennen solch eine Barbara. Ihr Geschlecht stirbt, wie das der Frau Marthe im „Faust", mit der sie einige Aehnlichkeit hat, nicht aus, aber letztere besitzt nicht ein Herz von so viel Liebe für Gretchen, wie Barbara eines besitzt für Marianne, und sie ist auch nicht jenes so schönen und ernsten Zornes fähig, von welchem jene über den frevelhaften Leichtsinn befallen wird, mit dem junge Männer aus den höheren Ständen die jungfräuliche Blüthe niedrig geborener Mädchen zu brechen gewohnt sind.

Außer Marianne treten noch drei Schauspielerinnen Wilhelm Meister nahe, späterhin die von Lothario verlassene, und in selbstquälerischer Eifersucht und steter innerer Aufregung sich verzehrende Aurelie, eine lebendige Kopie der Gräfin Orsina, und, wie diese, bei allem Edelmuth in ihrer Liebe unliebenswürdig, zunächst aber Madame Melina und die zu dieser, wie zu jener in charakteristischem Gegensatz stehende Philine. Denn während Marianne das Leben und die Liebe sehr ernst, ja fast zu ernst nimmt, und während Melinas Frau sich immer mit Empfindungen trägt, müßte sie dieselben sich auch erst von Andern borgen — so nimmt Philine einestheils Alles auf die leichte Achsel, und

haßt anderntheils nichts so sehr, als jegliche Empfindelei, geschweige, daß sie es der Mühe werth hielte, Fremden den Gefallen zu thun und sich ihrer Gefühle und Gedanken theilhaftig zu machen.

Aber Philine steht noch in einem anderen Gegensatze, in dem zur schönen Gräfin, deren exclusiver Kreis*) sich zugleich Wilhelm Meister und dem ungebundenen Künstlervölkchen aufthut. Die schauspielerische Grisette stößt oft durch Unbändigkeit der Sitten an und trifft nur manchmal, einem glücklichen Instincte zufolge, den guten und rechten Ton. Sie hat dann davon aber selbst kein klares Bewußtsein, in der schönen Gräfin aber wohnt dasselbe und in ihr erscheint der Begriff echter Vornehmheit und vollendeter gefälliger Bildung in so anmuthiger Personification, — daß Wilhelm nicht verfehlt, von ihr höchlich entzückt zu werden. Aber wie er der dramatischen Kunst, der er sich doch Anfangs mit Leib und Seele hingab, endlich entsagt, weil er die Lüge, mit der sie sich brüstet, erkennt und verabscheut, so wird er zuletzt auch an den einschmeichelnden Formen des Lebens in adeligen Kreisen irre, weil er hinter der glänzenden und prahlerischen Außenseite vergeblich nach einem Inneren, einem Inhalte spähen muß. Der Schein des Schönen gilt ihm fort-

---

*) Doch auch in diesem begegnet uns eine Art Philine, die Baronesse, die eben so schnell, wie diese, ihre zärtlichen Neigungen wechselt.

an nichts mehr, und sein Suchen nach dem Schönen selber beginnt aufs Neue. Nun begegnet ihm zuvörderst das Princip des Nützlichen, welches man bekanntlich erst noch zu überwinden hat, ehe man zum Schönen gelangt, und zwar dieses repräsentirt durch die wirthschaftliche Therese; es ist aber natürlich, daß Wilhelm, der jene leichtfertige Weltanschauung, welche das Leben als Spiel betrachtet oder als Gelegenheit zum Genusse angenehmen Müssigganges, Anfangs freilich zu hoch gehalten, dann jedoch gering zu schätzen gelernt hat, nun nach dem Gesetze von zweien sich berührenden Extremen, in den entgegengesetzten Irrthum verfällt, d. h. daß er die Individualität, welche ihre Zeit nur allein mit praktischer oder besser nützlicher Thätigkeit ausfüllt und darüber den Cultus des Schönen vernachlässigt, mehr als billig zu schätzen sich gedrängt fühlt. Im Anschauen ihres in einem bestens geordneten Hauswesen sich geltend machenden gesunden klaren Verstandes und ihrer segensreichen, geregelten Thätigkeit kann er nicht umhin, sie als treffliches Mädchen zu verehren, aber er sollte dies Gefühl nicht verwechseln mit dem der Liebe, welches in ihm zu erregen Therese unfähig ist. Denn es lieben sich ja nur gleichgestimmte Seelen, Wilhelms Charakter jedoch ist seiner ganzen Anlage nach verschieden von dem ihrigen. Ihm sind Glaube, Liebe und Hoffnung die höchsten Güter, welche der Mensch besitzt, Theresen aber werden dieselben wohl nicht mit Un-

recht von Jarno gänzlich abgesprochen, indem sie, wie er sagt, statt des Glaubens die Einsicht hat, statt der Liebe die Beharrlichkeit, und statt der Hoffnung das Zutrauen.“ So passen denn die Beiden nicht zu einer fürs Leben dauernden Verbindung nnd ihre Verlobung war ein übereilter Schritt, den das kluge Mädchen zum Glück, noch ehe es zu spät ist, rückgängig macht. Indem sie aber dies thut, spricht sie zugleich den Wunsch, welchen die schöne Gräfin durch ein stummberedtes Zeichen nur andeutet, mit bestimmten Worten aus, den nämlich, Wilhelm möge sich statt mit ihr, mit Natalien, die er unterdeß auch kennen gelernt, vermählen. Es geschieht und der Zweck des Romanes wird somit erfüllt. Meister ist in einem bewegten, an Erfahrungen und Irrthümern gleich reichen Leben herangereift zu männlich ernster und menschlich würdiger Weltanschauung, er hat sich die sittliche Bildung angeeignet, die für die Ehe unablässig Noth thut. Die Lehrjahre haben ein Ende und die Wanderjahre beginnen.

In Natalien findet Wilhelm endlich, was er so lange suchte: das Weib, welches er lieben wird Zeit seines Lebens, und welches der Dauerhaftigkeit seiner Liebe würdig sein wird. „Marianne — so sagt er von sich selber — liebte er zwar auch und ward schrecklich an ihr irre; er liebte ferner Philinen und mußte sie verachten; Aurelien achtete er und konnte sie nicht lieben, er verehrte Theresen

und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an." Natalie endlich ist es, in welcher ihm nicht nur sein Ideal, sondern das Ideal der Weiblichkeit überhaupt erscheint. Daß sie der schönen Gräfin als Schwester täuschend ähnlich sieht, ist wahrlich ihr geringster Vorzug, sie hat deren noch ganz andere, bedeutendere, d. h. innerliche, geistige. Wilhelm muß ihr das große, gewichtige Lob spenden, „man fühle es ihr an, daß sie sich nie verirrt und nie einen Schritt zurück zu gehen gehabt habe." Sie selber darf sich sagen, daß sie „von früher Jugend an überall die Bedürfnisse der Menschen sah und ein unüberwindliches Verlangen empfand, dieselben auszugleichen." Karl Rosenkranz meint mit Recht, sie „sei so ganz und gar Liebe, daß die Liebe nicht einmal als besonderer Affect bei ihr hervortreten kann." Wir aber endlich möchten sie als den Inbegriff aller der Vorzüge bezeichnen, welche die übrigen im Romane handelnden Frauen vereinzelt besaßen. Ihr Herz schlägt ebenso warm, wie das Mariannens und Aureliens, aber sie theilt nicht die Schwäche der Ersteren und ist frei von dem excentrischen Wesen der Letzteren. Sie ist ebenso ungezwungen, heiter und auch ebenso wohlthätig und freigebig, als Philine, aber trägt nicht eine Ader von deren Flatterhaftigkeit an sich. Sie ist gleich der Madame Melina reich an Empfindungen, aber darin durchaus wahr und originell, d. h. sie erheuchelt weder, noch borgt sie sich welche.

Sie ist ebenso natürlich, wie ihre gräfliche Schwester, vertraut mit den Finessen äußerlichen Anstandes und voller Noblesse in der Erscheinung, aber sie besitzt nicht, wie diese, ein krankhaftes, hysterisches Naturell. Sie ist endlich ebenso praktisch thätig und wirthschaftlich, als Therese, aber zugleich ist sie eine Priesterin des Schönen, während diese nur eine Dienerin des Nützlichen ist.

Beide letztgenannten erfüllen aus freiem Antrieb die schöne Pflicht, älternlosen Waisen die Stelle einer Mutter zu vertreten, aber auch in dieser gemeinschaftlichen Beschäftigung zeigt sich eine Bedeutsamkeit zwischen ihnen, indem, nach Jarnos Worten, „Therese ihre Zöglinge dressirt, Natalie aber sie erzieht." Zwei solcher Pflegebefohlenen läßt uns der Dichter näher kennen lernen, Wilhelms und Mariannens Sohn, den kleinen Felix, und das geheimnißvolle Wunderkind Mignon. Von Ersterem zu reden, ist natürlich hier nicht der Ort; indem wir aber über letztere, wie billig, schließlich auch noch einige Worte sagen wollen, müssen wir freilich bekennen, daß sie auf uns nicht einen so günstigen Eindruck macht, als auf viele Andere, welche von ihr begeistert sind. Die Lieder zwar, die sie singt, gehören unbedingt zu dem Schönsten, was die Lyrik aller Zeiten und Völker aufzuweisen hat, und mit ihrer Sehnsucht sympathisirt das Herz der ganzen Welt; aber sie selber steht unserem Gefühle nicht nahe. Schon ihre unreine Geburt wirft auf sie

einen Makel, der sich nicht abwaschen läßt; noch mehr jedoch schadet ihr in unsern Augen ihr wildes, koboldartiges Gebahren, das für einen Buben sich viel besser schicken würde, als für ein Mädchen. Und wenn sie später sich auch nach der geistigen Seite zu mehr entwickelt, so bleibt in ihrem Wesen, und besonders in ihrer zügellosen Leidenschaft für W. Meister doch immer noch zu viel dämonisches Element, als daß sie einen reinen, ächt menschlichen Eindruck auf uns machen könnte.

In innerlichem Zusammenhange mit „W. Meister" stehen „die Wahlverwandtschaften", indem sie in der Gesammtcomposition der Göthe'schen Socialromane die mittlere Stelle zwischen den „Lehrjahren" und „Wanderjahren" einnehmen. Karl Rosenkranz nämlich ist es gewesen, der in geistreicher Weise bewiesen hat, daß die „Lehrjahre" „die Bildung der Individualität, die „Wahlverwandtschaften" ;die Entwickelung der Individualität zum Schicksal, und die „Wanderjahre" die Ueberwindung des Schicksals durch Resignation und Thätigkeit zum Inhalt haben", und daß „die Wahlverwandtschaften" an die „Lehrjahre" sich direct anschließen oder eine Fortsetzung derselben bilden, insofern die „Heirathen, welche am Ende der „Lehrjahre" verschiedene Paare eingehen, den Sieg der freien Individualitäten über die Standesvorurtheile darstellen, aber erst eine Ehe begründen sollen, diese daher ihre besondere Entwickelung für sich bedurfte, welche

dann eben in den „Wahlverwandtschaften" enthalten ist.

Eduard und Charlotte führen eine beiderseits zweite Ehe miteinander in stillem Frieden und ruhigem Behagen, bis derselben durch die Nähe einer jungen Nichte, Ottilie mit Namen, sowie durch die des Hauptmanns, der mit Eduard bekannt ist, Gefahr droht. Der Gatte gewinnt seine Verwandte, die Gattin aber den Freund ihres Mannes lieb, und Ersterer begehrt nach vielen Kämpfen und Mißhelligkeiten endlich offen die Scheidung. Charlotte aber erfüllt Eduards Wunsch nicht, und indem sie, wenigstens eine lange Zeit, die Ehe um keinen Preis aufgelöst sehen will, so meint Rosenkranz, dessen scharfsinnige Deductionen wir oben mehrmals erwähnt haben, dies geschehe aus Hochachtung für dieselbe. Uns dünkt jedoch, sie würde durch sehr äußerliche Rücksichten dazu bestimmt, durch die Rücksichten nämlich auf das ungünstige Urtheil der Menge, oder vielleicht auch — was ihrem mütterlichen Gewissen Ehre macht — Rücksichten auf das Kind, das ihr geboren werden soll. An die Heiligkeit des ehelichen Zusammenlebens aber denkt sie wohl weniger, denn wenn sie dies thäte, so müßte sie sich dann gerade sagen, daß dem ihrigen dieselbe verloren gegangen, und daß es eben deswegen, nach ächt moralischen Begriffen, zu beendigen sei. — Wir urtheilen überhaupt von Charlotten nicht so gut, wie Rosenkranz, der in ihr „die milde Hoheit

eines sich selbst klaren sittlichen Willens unübertrefflich schön gezeichnet findet", und wir neigen uns in Bezug auf sie vielmehr der Meinung Julian Schmidts zu, welcher als Hauptmangel an ihrem Naturell Temperamentslosigkeit herausgefunden hat. Einer irgendwie stärkeren und nachhaltigen Leidenschaft ist sie in der That nicht fähig, und die Trennung von Eduard, der ohne mündlichen Abschied wegreist, macht ihr ebenso wenig Schmerzen, als die Entsagung von dem Besitze des Hauptmannes. — Dagegen ist Ottilie Anfangs allerdings unser erklärter Liebling. Der Eindruck, den diese noch völlig unentweihte und reine Jungfräulichkeit hervorbringt, ist ein höchst einnehmender, und der Dichter hat nicht verfehlt, einzelne rührend schöne Charakterzüge uns von ihr zu erzählen. Aber durch ihren Bezug zu den geheimen Naturkräften, z. B. zu dem unterirdischen Kohlenlager, und zu den Schwingungen des Pendels, sowie durch das somnambule Doppelleben, in welches sie von Zeit zu Zeit verfällt, entfremdet sie sich uns und wird uns fast unheimlich. Und auch wenn wir begreifen, wie sie es Charlotten in edler Resignation nachthun will und deswegen Eduarden entsagt, so lassen wir uns doch eher alles Andere träumen, als daß sie sich schließlich durch Hunger tödten würde. Gar unerträglich, ganz katholisch aber ist der Schluß, wo ihr Leichnam Heilwunder verrichtete, und das Bewußtsein des Volkes sie canonisirt. — Während Ottilie mehr

nach Innen zu, in einer Welt voll Gefühlen und Reflexionen lebt, geht der Hang Lucianens, der Tochter Charlottens aus erster Ehe, mehr oder ausschließlich nach Außen, und es ist höchst interessant zu sehen, wie dieser Gegensatz der beiden Charaktere schon in der Pension, welcher sie zusammen anvertraut sind, und dann auch später in hundert kleinen und feinen Zügen zu Tage tritt. So glänzt Luciane gern auf Bällen und in Gesellschaften, zu deren Königin sie sich jederzeit zu machen versteht, Ottilie aber flüchtet sich auf ihr Stübchen und versenkt sich in ihr Tagebuch, in welches sie freilich oft genug Gedanken und Urtheile einzeichnet, die, wie man meinen sollte, nur der gereiften Verständigkeit eines älteren Mannes, nicht aber dem unerfahrnen Sinne eines jungen Mädchens entfließen könne. Sind wir nun aber auch geneigt, an dem reichen Seelenleben Ottiliens uns mehr zu erfreuen, als an dem oberflächlichen und geräuschvollen Treiben Lucianens, so hat doch unser Dichter es keineswegs außer Acht gelassen, auch der letzteren Vorzüge zu verleihen, die sie uns werth machen. Sie hat, ganz abgesehen davon, daß es immer ein Verdienst bleibt, die glatten Formen des geselligen Lebens aufs Vollkommenste inne zu haben, in fast nicht minder großem Grade, als ihre Cousine, das, was man ein gutes Herz nennt, und es rührt uns ebenso, wenn Luciane einem Nachbar bei Tische, der nur einen Arm besitzt, sich gefällig und dienstfertig erweist, wie wenn

Ottilie uns erzählt, daß sie aus Mitleid für einen unglücklichen König, von dem sie in den Geschichtsbüchern eine rührende Anecdote gelesen habe, sich stets gedrungen fühle, ein heruntergefallenes Taschentuch aufzuheben, sei es auch wem es wolle. —

In den „Wanderjahren", auf die wir nun schließlich übergehen, werden wir wieder mit einer ganzen Reihe weiblicher Wesen bekannt gemacht, doch greifen sie zum großen Theil nicht in den Gang des Romanes ein, sondern erscheinen nur in den kleinen Novellen, mit welchen derselbe verflochten ist. Deshalb, und weil über sie am Ende doch nicht viel mehr gesagt werden könnte, als das Allen gemeinsam gehörige Lob, daß ihre Charakterzeichnung vollendet ist, glauben wir sie außerhalb des Bereichs unserer Betrachtung lassen zu dürfen, und gedenken hier nur noch mit kurzen Worten von zweien zu sprechen, von Hersilien und deren Tante, Makaria. Letztere, in der sich nach den Worten von Karl Rosenkranz, „die stille Kraft des weltbezwingenden Gemüthes zusammenfaßt", ist, ebenso wie Natalie, das Ideal einer Jungfrau, das Ideal der an Jahren reiferen Weiblichkeit. In ihren äußeren Verhältnissen dem Fräulein von Klettenberg ähnlich, hat auch sie, die bereits Hochbetagte und von Krankheiten Heimgesuchte, nichts mehr vom Leben zu hoffen oder zu fürchten, aber sie ist dennoch nicht stumpf und theilnahmlos geworden, sondern wirkt nun, da sie selber nicht

mehr activ auftreten kann, mittelbar durch und für Andere. Sie ist die Vermittlerin, Mahnerin und Tröſterin ihrer vielen Verwandten, der in Menſchengeſtalt erſcheinende Schutzengel ihrer Familie, welchem dieſelbe Alles zur Ausgleichung überläßt, dem ſie unbedingt vertraut und deſſen Worten ſie freudig gehorſames Gehör ſchenkt. — Ihre Nichte Herſilie aber endlich iſt ein köſtliches Zeugniß dafür, daß Göthe auch im Alter noch es verſtand, die Reize der Jugend zu ſchildern. Wer würde nicht durch das in der Blüthe der Schönheit prangende Mädchen entzückt und wer nicht wunderbar angezogen durch die Offenbarungen ihres reichen inneren Lebens und Liebens, welch letzteres, ſich ebenſowohl auf die reife Männlichkeit Wilhelms, als auf die anmuthige Friſche des eben zum Jüngling heranwachſenden Felix gerichtet hat?



Zweiter Abschnitt.

Schiller und die Frauen.

Kein andrer deutscher Dichter ist dem Umgange mit liebenswürdigen und bedeutenden Frauen so viel schuldig geworden, kein anderer hat den Weg zum Gipfel seines Ruhmes dermaßen durch den Irrgarten der Liebe genommen, als Göthe, Schillern aber, wie er selbst männlichern Geistes ist, wie er früh Arbeit, Kampf und Entsagung als die Bestimmung seines Lebens erkennt, so sehen wir ihn auch durchweg von Männern und Männerfreundschaften umgeben, von der spartanischen Zucht der Karlsschule an, bis zu Körner, Wilh. v. Humboldt und Göthe selbst. Gegen den gewaltigen Eindruck dieser männlichen Bekanntschaften verschwindet der Einfluß des weiblichen Elementes in Schillers Leben fast ganz.

(Rob. Prutz im „deutschen Museum" für 1852.)

Erstes Kapitel.

Schillers Mutter und die Schwestern.

Indem wir jetzt den zweiten Abschnitt, welcher von Schiller handeln soll, beginnen und in demselben eben die Ordnung, wie im ersten, beibehalten wollen, dürfen wir uns bei den biographischen Mittheilungen über die Mutter und die Schwester unseres anderen großen Nationaldichters um so kürzer fassen, als dieselben in aller Vollständigkeit enthalten sind in Saupes mit vielem Zartsinne zusammengestellten Buche „Schiller und sein väterliches Haus." Und so brauchen wir denn zuvörderst, fast nur wie um unsere Leser zu orientiren, Folgendes blos zu bemerken. Elisabeth Dorothea, Tochter des Bürgers und Bäckers Georg Friedrich Kodweiß in Marbach, wurde 1733 geboren und vermählte sich 1749 mit Johann Kaspar Schiller, dem Sohne des Schultheißen im Dorfe Bittenfeld, welcher damals als Chirurg in ihrer Vaterstadt lebte, beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges aber, um sein schmales Einkommen zu heben, Militärdienste nahm und beim Friedensschlusse es bereits bis zum Hauptmann gebracht hatte. Die Ehe der Beiden blieb 8 Jahre lang kinderlos, dann aber wurde ihnen ein Mäd-

chen geboren, und zwei Jahre darauf, als der Vater eben im Heereslager abwesend war, ein Knabe, der in der Taufe die Namen Johann Christoph Friedrich erhielt.

Es gestaltete sich aber — um einen naheliegenden Vergleich herbei zu ziehen — Friedrichs Verhältniß zu den Eltern in gleicher Weise, wie das Göthes zu den seinigen. Die Mutter übte größeren Einfluß auf des Knaben Entwicklung und Erziehung, als der Vater, und an letzteren schloß sich der Sohn weniger eng an, als an jene. Einmal schon, weil er 4 Jahre lang, bis der Krieg zum endlichen Ende kam, unter ausschließlicher Obhut der Mutter blieb. Dann aber ähnelte auch der kleine Friedrich, eben sowie der kleine Wolfgang, schon von Natur aus geistig nicht minder als körperlich der Mutter, und nicht dem Vater; wozu drittens noch kam, daß der Frau Schiller ebenso, wie der Frau Rath, oftmals Gelegenheit ward, den strengen Sinn ihres Mannes, wenn er zornig war über den Leichtsinn und die geniale Ungebundenheit des Sohnes, zu größerer Milde umzustimmen und letzterem dadurch manche böse Stunde zu ersparen.

Dafür war aber auch die Liebe, welche Schiller und seine Mutter gegenseitig Zeit ihres Lebens für einander hegten, nicht minder groß, als die der Frau Rath und ihres Wolfgangs. Laut zeugen davon mehrere in Saupes Buch mitgetheilte Briefe, sowie uns auch noch andere schöne und rührende Beweise überliefert

worden sind. Der Jugendfreund Schillers, der nachmalige General Scharffenstein, welcher von unseres Dichters Mutter urtheilt „er habe ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Wesen nie gekannt" *), vermag nicht zu beschreiben, „was für das Wunderthier von Sohn, wenn er einmal ins älterliche Haus kam, Alles gebacken und gebraten worden sei." Das klingt lustig; ernster jedoch werden wir gestimmt, wenn wir hören, wie die Mutter noch kurz vor ihrem Tode sich das Medaillonbild des Sohnes geben ließ und es voll Inbrunst an die Lippen drückte. Von unserem Dichter selber aber erzählt uns sein Begleiter auf der Flucht aus Stuttgart, der brave Johann Andreas Streicher **), wie er an jenem Abende die erleuchteten Fenster der älterlichen Wohnung im Vorüberfahren erblickend, mit dem schmerzlichen Ausrufe: „O meine Mutter!" tief aufseufzend auf den Wagensitz zurückgesunken sei. —

In sein späteres, künstlerisch productives Leben konnte Schillers Mutter nicht thätig und gestaltend eingreifen und es wird deshalb von einem directen

---

*) S. die „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Bezug auf Schiller" im „Morgenblatt für gebildete Leser", Jahrg. 1837, nro 58.

**) S. „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—85" pag. 81. — Ohne Streichers Namen ist das Buch aus seinem Nachlasse herausgegeben worden.

Einfluß, den sie auf seine Poesie ausgeübt hätte, nicht die Rede sein können, wohl aber darf man behaupten, daß er die ihm eingeborene dichterische Anlage von ihr geerbt habe. Wenigstens sind noch jetzt mehrere durch anspruchslose Einfachheit und Innigkeit der Empfindung ausgezeichnete Gedichte aus ihrer Feder erhalten, und Schillers Schwester Christophine, von der wir nun gleich zu sprechen haben werden, erzählt uns *), mit welcher Wärme und Begeisterung sie einst den beiden Kindern die Geschichte von den zwei Jüngern in Emmaus erzählt habe, so daß diese, hingerissen durch die schöne Erzählung, anbetend auf die Kniee gefallen seien.

Es erbte aber die Fähigkeit, poetisch zu empfinden, nicht blos der Sohn, sondern, wenn schon in geringerem Grade, eben auch die Tochter Elisabeth Christophine Friederike (geboren am 4. September 1757). Und um nun das Verhältniß unseres Dichters zu seiner Schwester gleichfalls mit demjenigen Göthes zu der seinigen zu vergleichen, bemerken wir zuerst, daß jene, ebenso wie Kornelie, als das erste Kind ihrer Eltern und um ein Weniges früher, als ihr Bruder geboren wurde, daß sie aber, im Gegensatz zu dieser, die ihrem Wolfgang äußerlich täuschend ähnelte, viel eher dem Vater

*) S. „Schiller und sein väterliches Haus" von Ernst Julius Saupe, pag. 76.

als der Mutter glich, deren Ebenbild nur unser Friedrich war. Innerlich jedoch hatten die beiden Geschwister auch außer der dichterischen Anlage noch Manches gemein, und sie hingen von Jugend auf schon eben so eng an einander, wie Göthe und Kornelie, da auch sie zusammen und zugleich sich entwickelten und erzogen wurden.

Und merkwürdiger Weise — das spätere Schicksal Christophinens, hatte nicht minder viel Aehnlichkeit mit dem Corneliens, welches dem Leser gewiß noch aus dem ersten Kapitel des vorigen Abschnittes her bekannt sein wird. Auch Christophinen nämlich ward ihre Jugendliebe schnell entrückt, indem durch die Ermahnungen des Vaters, sich in kein vertrautes Verhältniß mit einem Offizier einzulassen, die eben aufkeimende Neigung des Mädchens für einen solchen bald aus ihrer Seele schwand. Auch sie aber gab später einem bedeutend älteren, und dabei kränklichen und grämlichen Manne, dem Bibliothekar Wilhelm Friedrich Reinwald aus Meiningen, die Hand vor'm Altare. Auch sie also nahm einen Freund ihres Bruders — Georg Schlosser war ja gleichfalls Göthes Freund — zum Gemahl, nicht aber, wie wohl Kornelie that, aus Aerger und in resignirender Uebellaune, sondern aus wahrer Frömmigkeit. Nach Saupes Worten*) geschah dies auf

*) S. das Buch „Schiller und sein väterliches Haus", von Ernst Julius Saupe, pag. 116.

die Weise: „Reinwalds Bekannter, der Hofprediger Pfranger, hatte ihr vorgestellt, Reinwald sei kränklich und hypochondrisch, deshalb stehe er einsam und freudenlos in der Welt, und sie würde Glück und Heiterkeit in sein einsames Dasein bringen. Da sie aber des Glaubens lebte, daß der Mensch dem lieben Gotte eine besondere Leistung als Beitrag zum Weltganzen schuldig sei, und daß des Menschen Ehre, wie Glückseligkeit, darin bestehe, zu erkennen und zu erfüllen, was Gott von ihm Besonderes geleistet haben wollte, so dachte sie: Das ists, was du Gott schuldig bist."

Im Jahre 1786 fand die Hochzeit statt, und von da an trug sie ein freudeloses, höchst eingezogenes und einförmiges Leben an der Seite ihres Mannes 29 Jahre lang ohne Murren und Widerwillen, ja mit stetem innern Frohsinn. „Ihr war — meint Saupe *) — die Frömmigkeit, wie Sirach sagt, Ehre und Ruhm, Freude und eine schöne Krone, sie machte ihr das Herz fröhlich und gab ihr Freude und Wonne ewiglich." Reinwald starb 1815, Christophine aber lebte noch 32 Jahre als Wittwe fort, bis sie endlich, Eine der Letzten von der ganzen Generation, am 31. Januar 1847, beinahe 100 Jahre alt, gestorben ist. —

Ebensowenig jedoch, wie die Mutter, hatte auch die Schwester Gelegenheit, auf Schillers dichterische

*) S. a. a. O. pag. 125.

Production einzuwirken, in moralischer Hinsicht aber ist sie nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Und zwar war derselbe stets ein guter und heilsamer, wie sie z. B. einmal ihm die Lehren der Sparsamkeit eindringlich und wohlmeinend ins Gedächtniß rief. Sie that dies in jenem Briefe, der, von Reinwald zufällig gefunden und gelesen, ihr dieses Mannes Liebe und Achtung gleich in so hohem Maße gewann, daß er bald danach um ihre Hand anhielt.

Außer Christophinen hatte Schiller noch zwei Schwestern, die aber um so viel jünger, als er, waren, daß von irgend einem Einfluß, den sie auf ihn geübt hätten, eigentlich nicht die Rede sein kann. Luise Dorothea Katharina, geboren am 23. Januar 1766 in Lorch, vermählte sich 1799 mit dem Pfarrer Johann Gottlob Franckh in Cleversulzbach, und in ihrem Hause war es, wo die treffliche Mutter 1802 mit Tode abging, nachdem ihr, ebensowie der Frau Rath, die Freude zu Theil geworden war, den Namen des Sohnes von tausend und abertausend Lippen mit Liebe und Verehrung genannt zu hören. Luise selber starb im Jahre 1836, und aus ihrem Nachlasse ist die Sammlung Familienbriefe von Schillers Hand veröffentlicht worden, deren einige uns Saupe in dem mehrfach genannten Buche mitgetheilt hat.

Was endlich die jüngste Schwester unseres

Dichters betrifft, so war Nanette 1777 auf der Solitude bei Stuttgart geboren, starb aber bereits 1799 an einer damals herrschenden epidemischen Krankheit.

Zweites Kapitel.

Schiller als Regimentsarzt. — Die Hauptmannswittwe Vischer in Stuttgart. — Die Oden an Laura.

1780—1782.

Indem wir nun aber daran gehen, ein Bild von Schillers Liebesleben aufzustellen, drängt sich uns zuvörderst die folgende allgemeine Bemerkung auf. Göthe zeigt sich, wie es ihm ja im ganzen Leben wohler geworden ist, und wie er z. B. keine Ahnung hatte von jenen kleinlichen, und doch so peinigenden Leiden und Widerwärtigkeiten, welche Schiller durchkosten und bekämpfen mußte — er zeigt sich, sagen wir, auch im Reiche der Liebe noch mehr, wie dieser, als Fortunens auserwählter Günstling. Er hat öfter das „trotz alledem" beneidenswerthe Glück genossen, ein weibliches Herz zu rühren und zu fesseln, — ja, er hat überhaupt die selbst ohne Hoffnung auf Erhörung noch genugsam beseligende Leidenschaft der Liebe öfter empfunden, und die

Freuden derselben nicht nur häufiger, wie gesagt, sondern auch viel eher kennen gelernt. Denn Schiller stand in dem Alter, in welchem Göthe bereits sein Gretchen, sein Aennchen und seine Friederike gehabt hatte, noch unter der strengen, militärisch despotischen Zucht der Karlsacademie, „deren Thore, wie er selbst einstmals äußerte, den Frauen sich nur öffneten, ehe sie anfingen, interessant zu werden, oder wenn sie aufgehört hatten, es zu sein." *)

Ebendeswegen aber war es denn wohl kein Wunder, daß das erste weibliche Wesen, mit dem er in nähere Berührung kam, ihn allsogleich zu „interessiren" vermochte. Als er nach beinahe 8jährigem verhaßten Zwange am 15. December 1780 von jener unter soldatischem Regiment stehenden Hochschule entlassen und zum Regimentsmedicus bei dem in Stuttgart liegenden Grenadier-Regiment Augé — mit einem monatlichen Gehalt von nur 23 fl. — ernannt worden war, wurde Frau Vischer, die Wirthin, bei der er seine bescheidene Wohnung aufschlug, die Laura, welche er in seinen überschwenglichen Jugendgedichten feierte. Man kennt diese hyperpoetische „Fantasie" und „Melancholie an

*) S. die „Ankündigung der Rheinischen Thalia" (1784), aus dem „Deutschen Museum" (Decbr. 1784, pag. 364—70) wieder abgedruckt z. B. in dem Buche „Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von Karl Hoffmeister," Bd. IV, pag. 154 ff.

Laura“, das „Geheimniß der Reminiscenz“, „die seligen Augenblicke“ *) und wie die Ungeheuerlichkeiten alle noch heißen; aber man wird gewiß erstaunen, wenn man nun hört, was der General von Scharffenstein in seinen „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Bezug auf Schiller“ **) für eine Aeußerung thut: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura — so heißt es da — schlummerten schon lange in seiner Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger, als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer jungen Hauptmannswittwe, ein gutes Weib, das ohne im mindesten schön oder sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch.“

Die Worte klingen, wie Jeder selbst hören wird, etwas sonderbar, sind aber dennoch leicht verständlich, und drücken in der That Alles aus, was über unseres Dichters ersten Irrgang im Garten der Liebe gesagt werden kann. Vergessen wollen

*) S. Schillers Werke (Ausg. v. Jahre 1835), Bd. I, pag. 9 ff.

**) S. das „Morgenblatt für gebildete Leser“, Jahrgang 1837. nro 58.

wir jedoch nicht zu bemerken, wie von manchen Seiten (z. B. von Heinr. Döring) entgegen den glaubwürdigen Zeugnissen von Conz, Scharffenstein und Frau v. Wolzogen, noch immer behauptet wird, jene Lauragedichte verdankten ihre Entstehung der Leidenschaft für die Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim, und doch hieß dieselbe Margarethe — was zwar noch nicht viel sagen will, da z. B. darin, daß die Stuttgarterin Wittwe war und nicht Mädchen, eine Abweichung von der Wirklichkeit zu finden ist, neben der eine andere wohl auch bestehen könnte — doch waren aber ferner, und dies giebt den Ausschlag, die Gedichte schon geschrieben und gedruckt, noch ehe Schiller die „Schwanin" kennen lernte. Denn bekanntlich wurden die Lauraoden bereits in dem von unserem Dichter im Verein mit seinen Jugendfreunden Petersen, Pfeiffer, Zuccato u. A. herausgegebenen Musenalmanache, der „Anthologie für das Jahr 1782", zum ersten Male veröffentlicht, also zu der Zeit, da Schiller noch in Stuttgart lebte und eben noch nichts von einer Margarethe in Mannheim wußte.

Was jedoch das an den Cyclus der Lauraoden sich wohl anschließende, aber erst später entstandene Gedicht „die Freigeisterei der Leidenschaft"*) be-

*) Z. 1. M. veröffentlicht im 1. Hefte der „Rheinischen Thalia" für 1786. Unterzeichnet war der Buchstabe Y., den Schiller auch den Lauraoden in der Anthologie beigefügt hatte. —

trifft, so ist nur so viel gewiß, daß es sich trotz des Zusatzes „Als Laura vermählt war" nicht auch noch mit der Vischerin beschäftigt. Weiter aber differiren darüber die Meinungen, und wir sehen in der That keinen Grund, uns zu einer mehr als zur anderen hinzuneigen. Hoffmeister*) will es mit der Tochter Schwans insoweit in Zusammenhang bringen, als es „sich auf die halbverzweifelte Stimmung bezöge, welche das gewaltsam zerrissene Verhältniß mit dieser im Dichter zurückließ"; „alles Andere aber — meint er — sei in dem Gedichte Fiction." Dagegen urtheilt jedoch J. W. Schäfer (s. den Aufsatz „Schillers Liebesneigungen in Bezug auf seine Dichtungen" im „deutschen Museum", Jahrg. 1853, nro 15) das „Gedicht habe die Sprache des Carlos und sei also in Bezug zu Frau v. Kalb zu setzen. **)

In die „Werke" sind nur 6 Strophen des Gedichts unter dem Titel „der Kampf" aufgenommen worden (s. Bd. I, pag. 103 f.)

*) S. die „Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung. Aus seinen Nachlaß und im Einverständniß und unter Mitwirkung von Schillers Familie herausgegeben von Carl Hoffmeister", Bd. I, pag. 328. Das Gedicht selber s. ebenda, pag. 323 ff. — vergl. auch „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Von Carl Hoffmeister", Bd. I, pag. 281 ff. —

**) Am Schlusse des Kapitels, welches von den Lauraoden han-

Drittes Kapitel.

Die Flucht aus Stuttgart und das Asyl in Bauerbach.
Lottchen von Wolzogen.
1782—1784.

Viel reiner und geklärter schon, als die Leidenschaft für die Vischer, erscheint unseres Dichters Liebe zu Fräulein von Wolzogen. — Indem wir aber diesen Namen niederschreiben, können wir nicht umhin, unsere Leser auf den bemerkenswerthen Zufall aufmerksam zu machen, wie der Name Charlotte im Herzensleben Schillers sowohl als Göthes eine so große Rolle zu spielen hatte. Man wird sich entsinnen, daß denselben Frau Kestner und Frau v. Stein trugen, und da wir nun Schillers Liebesverhältnissen nachspüren, begegnen wir gar drei also benannten Frauen, dem Fräulein v. Wolzogen,

delt, wollen wir noch erwähnen, daß es natürlich blos poetische Licenz war, wenn Heinr. Laube in seinen „Carlsschülern" eine Tochter des Generals Rieger als die besungene Geliebte Schillers einführt. — In der „Anthologie" stand außer den Lauraoden auch noch ein Gedicht „an Minna" (s. Sch's. W. I, 49 f.), woran der Name wohl aber ebenso wie in den Versen „an Emma" (s. Sch's. W. I, 233) nur ein fingirter ist.

von der hier zuerst die Rede sein muß, der Frau von Kalb und dem Fräulein v. Lengefeld.*) —

Auf der Karlsacademie wurde zusammen mit unserem Dichter der aus Franken gebürtige Wilhelm von Wolzogen herangebildet. Da er einige Jahre jünger war, verkehrten Anfangs Beide nicht viel mit einander, aber nach der Veröffentlichung der „Räuber" schloß sich jener durch dieselben begeisterte junge Mann näher an Schiller an, und durch den Sohn ward letzterer auch mit der Mutter bekannt. Er gewann sich ihre Theilnahme und ihr mütterliches Wohlwollen in so hohem Grade, daß er es wagen konnte, seinen Plan aus Stuttgart zu desertiren, ihr mitzutheilen, und daß sie versprach, falls er dann vom Herzog Karl von Württemberg verfolgt werden sollte, ihm ein Asyl auf ihrem in Bauerbach bei Meiningen gelegenen Gute einzuräumen.

Aber als Schiller seinen lange gehegten Entschluß, sich der militärischen Aufsicht und Anstellung zu entziehen und in der Fremde ganz allein der Kunst und den schönen Wissenschaften zu leben, endlich ausführte, floh er, durch falsche Hoffnung getäuscht, mit seinem getreuen Johann Andreas Streicher, der im nächsten Frühjahr nach Hamburg gehen sollte, um dort unter Bachs Leitung Musik zu studiren, zunächst nach Mannheim, weil er meinte,

*) Von dieser s. weiter unten.

der Intendant des dortigen Theaters, Freiherr v. Dalberg, werde ihm einen Verdienst durch Abnahme seiner dramatischen Arbeiten verschaffen. Dieser aber sendete den „Fiesco“, ohne ihn auf die Bühne zu bringen, an den Dichter zurück, und die beiden Freunde litten mehrere Monate lang bittere Noth, bis endlich der Buchhändler Schwan unserem Schiller das Manuscript zu dem Stücke, den Bogen zu 1 Louisd'or, abkaufte und, nachdem mit diesem Gelde mancherlei Schulden bezahlt waren, der arme Flüchtling sich nach Bauerbach aufmachte, um nun doch noch das gastfreundliche und hochherzige Anerbieten der Frau v. Wolzogen anzunehmen.

Am Abend des 17. Septembers 1782 war er aus Stuttgart geflohen, am 7. December kam er in seiner neuen Freistätte an und verlebte hier den Winter und den Frühling des darauffolgenden Jahres in der ländlichen Verborgenheit, unter dem angenommenen Namen eines Dr. Ritter, und von niemand Anderem, als allein von Reinwald, seinem nachmaligen Schwager, der eigentlichen Person nach gekannt.

Frau v. Wolzogen war oft von ihrem Gute abwesend, und Schiller führte dann statt ihrer die Aufsicht über Haus und Wirthschaft. Wenn sie aber zurückkam, da brachte sie auch ihre Tochter Charlotte mit sich, und für sie faßte unser Dichter eine tiefe innige Neigung. Das in der ersten Jugend stehende Mädchen versetzte ihn in so lebhaftes

Entzücken, daß er an ihren Bruder zu schreiben vermochte *): „Glauben Sie meiner Versicherung, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht!" — Der Gute, auch er hütete sich wohl, „eine Wolke über ihre schuldlose Seele zu ziehen", und verschmähte jeden Versuch, den Funken, den sie unbewußt in ihm entzündet hatte, auch in ihre Brust zu werfen, und Wünsche in ihr aufkeimen zu lassen, die er bei der Unsicherheit seiner Existenz nicht glaubte erfüllen zu können. So machte er sich auch, als von dem Project, Lotten mit einem jungen Württembergischen Adeligen, H. v. Y., zu vermählen, die Rede war, sogleich mit dem Gedanken der Entsagung vertraut, und schrieb in edler Selbstverläugnung sogar an ihren Bruder, wie er den Bewerber für keinen Unwürdigen halte. Nachdem dieser Heirathsplan sich aber zerschlagen hatte, glaubte

*) S. Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner", Bd. I, pag. 119. — Die auf dem Titel ungenannte Verfasserin des Buches ist bekanntlich Schillers nachmalige Schwägerin, Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld.

Schiller freilich aufs Neue berechtigt zu sein, anderen Sinnes zu werden, und trug von da an den Gedanken an eine Ehe mit Charlotten lange bei sich herum, ohne doch jemals ihr selber ihn zu offenbaren. In einem vom 7. Juli 1784 datirten Briefe an seine mütterliche Gönnerin entdeckt er dieser zwar — und wohl nicht blos „halb im Scherze", wie Caroline v. Wolzogen meint*) — seine Wünsche und bricht in den Ausruf aus**): „Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde Ihre Lotte nie — aber glücklich gewiß!" Doch das rechte Zutrauen auf bejahende Antwort besaß er trotzdem nicht, und so sind denn auch diesem Schreiben unter anderem Datum sogleich die Worte beigefügt: „Der Brief ist ein paar Tage abgebrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Daraus geht eben hervor, daß Schiller selber nichts Anderes erwartete, als was wirklich geschah, d. h. daß die Mutter

---

*) S. „Schillers Leben 2c." (den vollständigen Titel s. pag. 340 f.) von Caroline v. Wolzogen, Bd. I, pag. 132. — Schillers Schwägerin wollen wir, um dies zu bemerken, stets Caroline v. Wolzogen nennen, zur Unterscheidung von Lottens Mutter in Bauerbach, der Frau v. Wolzogen.

**) S. „Schillers Leben 2c." (von Caroline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 198.

seine sonderbare Bewerbung gar nicht beachtete. — Lotte jedoch scheint, wie gesagt, die Tiefe seiner Neigung für sie selber niemals recht gewahr worden zu sein, und für Schiller stets nur freundschaftliche Gefühle gehegt zu haben, zärtlichere aber — obgleich sie nach Aussage Carolinens v. Wolzogen*), „von ruhigem Charakter war, in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen“, für einen anderen Academiker „schlanker Gestalt, dunkelumlockten Hauptes, mit bedeutsamen Naturell. Dieser ihr Jugendgeliebter hieß, wenn wir von Herrn v. Kalb recht berichtet sind, Winkler, ihr Gatte aber wurde nach einigen Jahren der hildburghausensche Regierungsrath Aug. Franz Friedrich von Lilienstern**), der sich jedoch nicht lange ihres Besitzes erfreuen konnte, indem sie schon an den Folgen der ersten Entbindung starb.

*) S. „Schillers Leben rc. (von Caroline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 132.

**) Den Namen des Mannes haben wir ganz neuerdings erst erfahren durch einen Aufsatz im „deutschen Museum“ (Jahrg. 1857, nro 37), betitelt: „Wilhelm und Caroline v. Wolzogen. Biographische Skizze von Alfred v. Wolzogen.“

Viertes Kapitel.

Schiller als Theaterdichter in Mannheim. Margaretha Schwan.

1781—1785.

Die unterbrochenen Beziehungen zwischen Schiller und dem Intendanten Frhrn. v. Dalberg knüpften sich im Laufe der Zeit nun wieder an, und von Letzterem veranlaßt, verließ unser Dichter im Juli 1783 das freundliche Bauerbach, um zum zweiten Male, nun unter seinem wahren Namen, nach Mannheim abzureisen. Einige Monate darauf erhielt er gegen ein Fixum von 500 Gulden an der dortigen Bühne die Stelle eines Theaterdichters, und so war denn endlich ein einigermaßen ersprießlicher Anfang seiner poetischen Carrière gemacht.

Er verkehrte jetzt viel im Hause des Hofkammerraths und Buchhändlers Schwan, der ihm einst in bedrängter Zeit als Freund in der Noth erschienen war, und las ihm und dessen Tochter allemal zuerst die neugefertigten Scenen aus seinen gerade unter der Arbeit befindlichen Dramen vor. Diese Tochter nun, Margaretha mit Namen, „soll, wie Karoline von Wolzogen erzählt*), ein sehr schönes

*) S. „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 206.

Mädchen gewesen sein, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zu Welt, Literatur und Kunst, als zu stiller Häuslichkeit hinzog." Sie war damals 19 Jahre alt und besorgte, wodurch wir an Charlotte Buff erinnert werden, das Hauswesen, da ihre Mutter vor Kurzem gestorben war. Das Verhältniß zwischen ihr und Schiller hielt sich zuerst in den Grenzen der Freundschaft, dann aber — im Jahre 1784 — trug er seine Liebe von Lottchen von Wolzogen auf sie über, mit dem Unterschied, daß dieselbe nun nicht mehr unerwidert blieb. Er gewann des schönen Mädchens Herz, und als er im Frühling 1785, um den fortwährenden Mißhelligkeiten und Zwisten mit Schauspielern auszuweichen, seine Stelle in Mannheim aufgab, und sich anschickte, auf den größten Büchermarkt der Welt, nach Leipzig überzusiedeln, da wechselten die Beiden Geschenke als Pfänder der Erinnerung und versprachen sich gegenseitig zu schreiben. Ja noch mehr, einen Monat schon nach seiner Ankunft in der letztgenannten Stadt, am 24. April, begehrte er offen die Geliebte vom Vater zur Ehe*). Denn er sah jetzt nicht mehr so hoffnungslos, wie in Bauerbach, seiner Zukunft entgegen, seitdem der junge Herzog Karl August von Weimar ihn zum Rath ernannt und seine

*) S. „Friedr. Schillers auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805, herausgegeben von Heinrich Döring, pag. 79 f.

Gunst ihm zugewandt hatte. „Dessen zuvorkommende Güte — so schreibt Schiller an den alten Schwan — und die Erklärung, daß er an fremdem Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin, ihm zu gestehen, daß dies Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edlen Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden." Schwan aber gedachte nicht, Schillern „den angenehmsten Wunsch seines Herzens" zu erfüllen, und wies den Antrag, ohne ihn erst der Tochter mitzutheilen, zurück, indem er bestimmt die Ansicht aussprach, Beider Charactere paßten nicht für einander. Karoline v. Wolzogen *) fügt, indem sie uns dies erzählt, noch die Worte bei: „Margarethens Richtung im folgenden Leben soll bewiesen haben, daß Schwan richtig sah und auch hierin als Schillers Freund handelte." Dieser letztere aber benahm sich einer solchen männlich festen und besonnenen Handlungsweise werth. Obgleich er es in schmerzlichster Weise **) empfand, sich zurückgewiesen zu sehen, resignirte er doch sogleich und hütete sich, in eine ihm theure Familie noch weitere Unruhe zu

---

*) S. „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline von Wolzogen), Bd. I, pag. 208.

**) Als ein Zeugniß davon haben wir wohl das Gedicht „die Freigeisterei der Leidenschaft" anzusehen, von dem schon pag. 340 f. die Rede gewesen ist.

bringen. Er enthielt sich fortan des Briefwechsels mit Margarethen und verschwieg, selbst auf die Gefahr hin, in den falschen Verdacht der Treulosigkeit zu kommen, ihr, gleich dem Vater, was vorgegangen war. Diesen aber bewahrte er, wie in gleichem Falle auch der Mutter Charlottens in Bauerbach, die alte Freundschaft und dankbare Ergebenheit auch fernerhin. Die Geliebte, die sein plötzliches und unerklärtes Schweigen Anfangs, wie leicht zu denken, tief genug schmerzte, heirathete später einen anderen Mann, Namens G. Christian Götz *), und starb, erst 36 Jahre alt, merkwürdiger Weise ebenso wie das frühere Fräulein von Wolzogen, im Wochenbett.

Schiller und Margaretha Schwan sahen sich nur noch einmal, als Beide schon vermählt waren, wieder. Es war auf einer im Jahre 1793 von Ersterem unternommenen Reise durch Schwaben, zu Heidelberg, wo sie sich zufällig trafen, und die Gattin unseres Dichters, welche übrigens die junge Frau sehr liebenswürdig fand, merkte ihm, wie ihr,

---

*) Aus dessen Nachlaß ist vor kurzer Zeit in Mannheim ein Album erschienen, welches wir zwar noch nicht durch eigene Anschauung kennen, von welchem aber die Zeitungen berichten, es enthalte die Bildnisse und Autographieen des ganzen Musenkreises, der enger oder lockerer mit Mannheim verbunden war, Klopstocks, Wielands, Herders, Lessings, Göthes, Dalbergs u. a. m.

eine große innere Bewegung an *). Wir erwähnen dies besonders auch deswegen, weil darin ein neues Zeugniß dafür liegt, wie unwahr gegen sich selber und wie ungerecht gegen die Jugendgeliebte Schiller verfahren hätte, wenn er wirklich später von seinem Verhältniß zu ihr kleinlich dachte oder wenigstens — vielleicht aus unnöthiger Galanterie gegen seine Braut — despectirlich davon sprach. Es klänge sehr herbe, wenn das, was wir in einem Briefe an Charlotte von Lengefeld **) lesen, sich auf Margarethe Schwan beziehen sollte: „Ich erwünsche mir keine Vocation nach Mannheim; denn nicht ohne Beschämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin.“ ***)

---

*) S. „Schillers Leben ꝛc.“ (von Karoline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 209.

**) Von Charlotte von Lengefeld s. w. unten. — Der citirte Brief ist uns mitgetheilt worden zuerst in „Schillers Leben ꝛc.“ (v. Karoline v. Wolzogen), Bd. II, pag. 45, und dann in dem „literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen“, Bd. I, pag. 325.

***) J. W. Schäfer (s. den schon citirten Aufsatz: „im deutschen Museum“) will bei diesen Worten lieber an jene Schauspielerin Amalie denken, von der wir im nächsten Kapitel noch ein Mehreres sagen werden, und es wäre nicht unmöglich, daß er hierin Recht hätte.

Da haben wir nun aber schon von der Zeit gesprochen, während welcher Schiller sich in Leipzig aufhielt, ohne noch mit einem Worte Frau von Kalb erwähnt zu haben, deren Haus ihm, wie das Schwan'sche, in Mannheim offen stand. Aber da diese Bekanntschaft nicht nur auf die Zeit seines Aufenthalts in der genannten Stadt beschränkt blieb, sondern später in Weimar erst recht eine vertraute wurde, so wollen wir für jetzt noch von ihr schweigen, sie dann im Zusammenhange besprechen, und vorerst unsere Leser bitten, unseren Schiller auch mit nach Dresden zu begleiten, wohin er im Spätsommer 1785 seinen neugewonnenen Freunden Huber und Körner nachfolgte.

Fünftes Kapitel.

Sophie Albrecht und Julie von Arnim in Dresden.

Die Gustel von Blasewitz.

1785—1787.

In Dresden eröffneten sich unserem Dichter viele gesellschaftliche und namentlich auch künstlerische Kreise. Bei einer renommirten Schauspielerin, So-

phie Albrecht*), sah er denn auch die schöne Julie von Arnim**), hinterlassene Tochter eines sächsischen

---

*) Sophie Albrecht, geb. Baumer, mit der Schiller schon in Mannheim zusammengetroffen war, ist erst in den letzten 30er Jahren, in tiefster Armuth, als öffentlich Versorgte und von Almosen lebend, zu Hamburg gestorben. Auf sie geht wohl die lobende Bemerkung in dem Briefe an Frau v. Wolzogen in Bauerbach vom 13. November 1783 (s. „Schillers Leben ꝛc. von K. v. Wolzogen, Bd. I, pag. 175.) — Außer ihr muß aber unser Dichter, wie bereits am Schlusse des 4. Kapitels erwähnt wurde, noch eine andere Schauspielerin in Mannheim gekannt haben; denn Charlotte von Kalb erzählt uns von einer gewissen Amalie, indem sie hinzufügt, Schiller sei erröthet, wenn nur ihr Name genannt worden sei (s. das Buch „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Von Dr. Ernst Köpke, pag. 69.)

Von dieser Frau v. Kalb werden wir, wie gesagt, weiter unten noch zu sprechen haben; über jene Amalie und Schillers Verhältniß zu derselben, welches man wohl nicht eben als ein sehr intimes oder dauerndes aufzufassen hat, ist bisher nichts Näheres ermittelt worden.

**) Das ist der ganze Name des von Karoline v. Wolzogen stets nur Frl. v. A. benannten Mädchens. Hinsichtlich des ersten Zusammentreffens mit Schiller vergleiche man jenes Gedicht, welches zuerst in der „Nachlese zu Schillers Werken" (Tübingen und Wien, 1810), pag. 66 f. mitgetheilt wurde und welches der ungenannte Herausgeber „von der Gräfin v. K. geb. v. A. (Arnim)" empfangen hatte, mit dem Bemerken, daß es an sie selber gerichtet gewesen sei:

Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben,

Offiziers, in vertraulichen Zusammenkünften. Es war dieselbe eine hohe blauäugige Blondine, und

---

Mein erster Anblick war Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen,
Ein Blick war uns genug.
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur Schein,
Den edlen Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch an einander hängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt,
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen
Und leichter selbst das Paradies entbehrt. —
Den edlen Trieb, Du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist Dein;
Den höchsten Schatz, der Tausenden geschwunden:
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.
In des Lebens buntem Lottospiele
Sind es oft nur Nieten, die wir ziehn;
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos flieh'n.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen,
Der rufen wir, der muß es sein,
Wir hoffen es, und es ist — Stein!
Hast Du gesucht, hast Du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Schiller faßte für sie die glühendste Neigung, deren sein Herz überhaupt jemals fähig gewesen ist.

Zuerst war er mit ihr auf einem Maskenball bekannt, und als er sich ihr zu nahen wagte, nicht zurückgewiesen worden. Er erhielt sogar bald die Erlaubniß, sie in ihrem eigenen Hause zu sehen und zu sprechen, ausgenommen wenn er in gewissen Fenstern Licht erblicke, da sie dann in Familiengesellschaft sich befinde. Schillers Freunde aber hinterbrachten ihm, dann seien um seine Schöne andere, und zwar glücklichere Anbeter versammelt. Und in

---

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen,
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein!
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst!
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir, wenn Du das meine kennst!

So lautet das weniger bekannte Gedicht, dessen Datum zusammengenommen mit der Zeile: „Später führte das Verhängniß uns zusammen" — und der etwas frostigen Haltung des Ganzen, die zu Schillers glühender Liebe zu J. v. Arnim gar nicht recht passen will, wohl in uns den Zweifel erregen könnte, ob es wirklich von ihm an die Genannte gerichtet worden sei. — Wieder abgedruckt ist das Gedicht in der „Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlasse und im Einverständniß und unter Mitwirkung von Schillers Familie, herausgegeben von Karl Hoffmeister", Bd. II, pag. 261 ff.

der That, dies scheint insofern der Fall gewesen zu sein, als die Mutter des Frl. v. Arnim mit den Reizen der eigenen Tochter gewuchert und Schillern zum Werkzeug egoistischer, und nicht gerade sehr ehrenwerther Pläne machen wollte. Es war daher nur heilsam für das Glück unseres Dichters und liefert einen gültigen Beweis von seiner moralischen Kraft, daß er die ihn in unwürdige Verhältnisse zwingende Liebe endlich aus seinem Herzen zu reißen vermochte, indem er Dresden selber verließ.

Mehr aber darf man, unsrer Ansicht nach, nicht mit Gewißheit zugestehen, und namentlich nicht so ohne Weiteres sich unterfangen, dem Frl. v. Arnim selbst niedrige Motive und Gesinnungen zuzutrauen. Solche Beschuldigungen, wie z. B. die, welche J. W. Schäfer (in dem obenerwähnten Aufsatze des „deutschen Museums") verlauten läßt: „sie habe unseren Dichter mit wohlberechneter Sprödigkeit gequält", treffen sie höchst wahrscheinlich, in ähnlicher Weise etwa, wie die Göthesche Lilli, nur mit Unrecht, denn sie hat Schillern wohl wirklich geliebt und nicht im Einverständniß mit ihrer Mutter gehandelt, wenn sie freilich auch nicht die Fähigkeit besessen zu haben scheint, die Verhältnisse, in denen sie lebte, zu durchbrechen oder umzugestalten. Für unsere Meinung spricht wenigstens zu wohl schon der Umstand, daß Schiller selber an sie ohne jeden Groll zurückdachte und sich ihres späteren ehelichen Glückes — sie hatte einen Grafen K. geheirathet —

stets freute. Außerdem aber sagt es ja auch Karoline v. Wolzogen, und warum sollten wir dieser so vorsichtigen und discreten Biographie denn keinen Glauben schenken? Protest erheben möchten wir ferner auch gegen die Behauptung*), daß unser Dichter in der Liebe des Prinzen für die schöne Griechin im „Geisterseher" seine eigene für Julie v. Arnim geschildert habe. Er selber sagt von diesem Vorhaben kein Wort, und hätte es auch recht spät in den Sinn bekommen, da er seinen Roman erst drei Jahre nach dem Weggang von Dresden zu schreiben begann. Ebenso scheint Karoline v. Wolzogen niemals eine darauf hinzielende Aeußerung von ihm vernommen zu haben; denn sie, die sonst so gut und wohl Unterrichtete, ergeht sich nur in der Vermuthung**), daß „das unerfreuliche Gefühl der erfahrenen Täuschung und Selbsttäuschung, welches ihm nach der kurzen Periode dieser Herzensangelegenheit blieb, wahrscheinlich auf die Gestaltung der Griechin eingewirkt habe." Wir aber halten dies eben nicht für wahrscheinlich, und meinen, dagegen

*) S. z. B. „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister", Bd. II, pag. 53. — Wir sehen in der That nicht ein, wie Hoffmeister, der doch über die Arnim sehr richtig urtheilt, es „für mehr als wahrscheinlich" hält, daß sie in der Griechin copirt sei.

**) S. „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline v. Wolzogen), I, pag. 222.

zeugten am meisten die von ihm selbst bezüglich jener Mädchengestalt ausgesprochenen Intentionen. So schreibt er einmal an die Schwestern von Lengefeld*): „Jetzt bin ich eben bei der schönen Griechin, und um mir ein Ideal zu holen, werde ich die nächste Redoute **) nicht versäumen. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern, aber dies muß zugleich so beschaffen sein, daß es eine eingelernte Rolle ist, denn meine liebenswürdige Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin." Und kurze Zeit danach fährt er in eben diesem Sinne an die Rudolstädter Freundinnen zu schreiben fort: „Ich glaube doch, daß sich Fälle denken lassen, wo Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als inneres Ganze auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in dem viele andre Pflichten, viele andre moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.

---

*) Von denselben s. w. unten. — Die Stelle ist zu lesen in „Schillers Leben ꝛc. (von Karoline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 370, und in dem „literarischen Nachlaß Karolinens v. Wolzogen", Bd. I, pag. 241.

**) Es wäre wohl Thorheit, wollte man diese Worte mit jener Nachricht, daß Schiller das Frl. v. Arnim auf einem Maskenball kennen lernte, zusammenbringen.

Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind." *)

So weit Schiller. Hätte nun aber, meinen wir, Frl. v. Arnim wirklich zu diesem Bilde gesessen, es würde wohl ein anderes gewesen sein — denn so ganz sittlich schlecht ist sie doch wohl auf keinen Fall gewesen.

In Dresden ward unser Dichter natürlich auch im Hause seines Freundes Körner, der sich kurz vorher mit Minna, der Tochter des Leipziger Kupferstechers Stock *) vermählt hatte, aufs Beste bewillkommnet und eingeladen, eine anmuthige Sommerwohnung auf dem Weinberge zu beziehen, welchen dieser in dem am Ufer der Elbe höchst anmuthig gelegenen Dorfe Loschwitz angekauft hatte. Man weiß, daß hier der „Don Carlos" geschrieben, und der „Wallenstein" in seinen ersten Anfängen concipirt wurde. — Dies letztere Stück aber enthält in seinem Vorspiele noch eine ganz specielle Reminiscenz an den Aufenthalt in Loschwitz, welche zu er-

*) Diese zweite Briefstelle s. a. a. O. Bd. I, pag. 383, und Bd. I, pag. 246 f.

**) Der Leser erinnert sich, daß wir derselben schon im Schönkopf'schen Kreise, neben Göthe als Studenten, begegnet sind.

wähnen wir nicht vergessen wollen. — Am 24. Februar 1856 starb nämlich in Dresden, fast 94 Jahre alt, die verwittwete Senator Renner, geb. Segadin. Diese eben ist durch „Wallensteins Lager“ berühmt geworden, worin Schiller sie in Folge eines Scherzes als „Gustel von Blasewitz“ erwähnte.*) In dem, Loschwitz gerade gegenüber, am jenseitigen Ufer der Elbe gelegenen Dorfe besaß ihr Vater ein bedeutendes Gut, und unser Dichter besuchte dasselbe während des Aufenthaltes bei Freund Körner oftmals. Die alte, in glücklichen Verhältnissen lebende Dame hat Schiller, dem sie ihre Berühmtheit verdankt, um mehr als 50 Jahre überlebt, und die Freude lange genossen, als eine Erinnerung an den großen Dichter mit vielem Interesse betrachtet zu werden.

---

*) „Die Gustel von Blasewitz“ trifft bekanntlich den „langen Peter von Itzehoe, der — um das beiläufig hier zu erwähnen — seine Existenz oder wenigstens seine äußere Beschaffenheit, gleichfalls einer lebenden, mit Schiller bekannten Person verdankt — dem in Weimar engagirten, und mit beträchtlicher Körperlänge begabten Schauspieler Leißring.

Sechstes Kapitel.

Charlotte von Kalb in Mannheim und Weimar.

1783—1805.

Das Bedauern, welches man darüber empfindet, daß alle eigenhändig schriftlichen Documente der tragischen Liebe Schillers zu Julie von Arnim verloren gegangen sind, wiederholt sich, wenn man daran denkt, daß Frau v. Kalb in einer Stunde der Misstimmung alle in früherer Zeit von ihm an sie gerichteten Briefe verbrannt hat. Von dieser Dame nun soll jetzt die Rede sein, und zwar mit mehr Bestimmtheit, als von der schönen Dresdenerin, da wir trotz jenes Autodafés — daß wir so sagen — aus anderen Quellen her noch genug von Schillers Verhältniß zu ihr in Erfahrung gebracht haben.

Im Frühling 1787 brach unser Dichter — im Herzen die offene Wunde, welche ihm die Trennung von Julien geschlagen hatte — nach Weimar auf, wohin ihn wohl zunächst der Ruf jener dichterischen Celebritäten, die sich um den jungen Herzog und die beiden Herzoginnen versammelt hatten, gelockt haben mag. Er fühlte sich dort Anfangs gar nicht heimisch, und ging nur ungern, nur gezwungener Maßen, in die nobeln Gesellschaften, die ihm seine

poetische Berühmtheit eröffnete. Besonders übel zu sprechen war er auf die Frauen in diesen vornehmen Weimarer Kreisen, und er schrieb über sie an Körner: „Sie sind erstaunlich empfindsam; da ist Keine, die nicht eine Geschichte hätte, und erobern möchten sie gern Alle." *) Eine solche Be- oder Verurtheilung mag, soviel uns noch von jener merkwürdigen Zeit bewußt worden ist, nicht ganz ungerecht gewesen sein; aber sie klingt sonderbar gerade im Munde eines Anbeters der Frau v. Kalb, die doch eben auch „eine Geschichte hatte", und zwar mit ihm selber.

Die Beiden waren sich bereits an zwei anderen Orten begegnet, zuerst in Bauerbach bei der Mutter des Fräulein v. Wolzogen, mit welcher Charlotte Marschalk von Ostheim**) verwandt war. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Schiller schon bei dieser flüchtigen Begegnung auf ihr leicht erregbares Gemüth Eindruck gemacht hatte. In Mannheim sahen sie einander wieder. Sie hatte am 24. October 1783 eine Convenienzheirath mit Heinrich von Kalb, welcher Offizier in der französischen Armee und zugleich Schwager ihrer Schwester war***),

*) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 172.

**) Geb. am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld.

***) Charlotte wurde durch ihr Heirath also die Schwägerin jenes

geschlossen, in dieser Ehe aber, wie voraus zu sehen gewesen wäre, kein rechtes Glück gefunden. So lange ihr Gemahl dienstlicher Angelegenheiten wegen im Elsaß verweilte, lebte sie in Mannheim, um ihm wenigstens nicht ganz fern zu sein, und hier ward Schiller ihr Hausfreund. Von seinem ersten Besuch bei ihr hat Charlotte von Kalb in ihren nachgelassenen Papieren folgende Beschreibung gemacht*): „Frau von Wolzogen und Frau Reinwald, Schillers Schwester, hatten diesem Aufträge an mich gegeben; er überbrachte sie mir. In der Blüthe des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so Manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt. Da nahm er den Hut und sprach: Ich muß eilend ins Schauspielhaus. Später habe ich erfahren, daß „Cabale und Liebe“ diesen Abend gegeben wurde, und er

---

Präsidenten v. Kalb, welchem Göthe im Amte folgte, sowie jenes Gustchens v. Kalb, die dessen erste Liebe in Weimar gewesen war.

*) Zu finden ist dieselbe in Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers“, Bd. 1, pag. 233, sowie — mit einigen unwesentlichen Aenderungen in E. Köpkes Buch „Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe“, pag. 49 f.

den Schauspieler ersucht hatte, den Namen Kalb nicht auszusprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinen Blicken, durch Scheu nicht begrenzt, traulich; da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachsinnen. Wohl die Rede eines Sehers. Im Laufe des Gespräches rasche Heftigkeit wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, nnd es weilte der Blick, von hoher Sehnsucht beseelt. Vollendet ist, was uns verschwunden, allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths, möchte sie immer möglich sein."

Es war die Sprache der Liebe, die also aus Charlottens Munde redete. Schiller aber fing wohl nicht so schnell Feuer, wie sie, und lernte sie zunächst noch nicht lieben, sondern hochschätzen, so daß er damals an den Intendanten Frh. v. Dalberg von Mannheim aus schreiben konnte: „Ich bin überzeugt, daß Sie in ihr eine treffliche Person finden werden, die, ohne aus ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet." *)

Doch Schiller brach nach Sachsen auf, und bald darauf verließ auch Frau v. Kalb die Pfalz,

---

*) S. Friedr. v. Schillers Briefe an den Frhn. Heribert von Dalberg in den Jahren 1781—85 (in dem Supplementband zu Schillers sämmtlichen Werken", Carlsruhe und Baden bei Marx, 1838 — pag. 58.)

indem sie sich nach Thüringen zurück wendete, ihr Mann aber noch fortdauernd im Elsaß blieb. In Weimar traf sie dann mit unserem von Dresden kommenden Dichter wieder zusammen; das alte Verhältniß ward nun von Neuem fortgesetzt, und wie es die naive oder besser die schlechte Sitte damaliger Zeit wohl litt, allerwärts, z. B. auch von der Herzogin Mutter, die Beide zusammen einlud, anerkannt — ja, es mischte sich nun auch von seiner Seite Liebe hinein, in deren Genusse sie die Fesseln einer unglücklichen Ehe, er den Trennungsschmerz und die Pein der Entsagung zu vergessen suchte. Wie es aber den Anschein hat, ist ihre Leidenschaft für Schiller noch stärker gewesen, als die seinige für sie — und demnach hier der umgekehrte Fall eingetreten, wie in dem Verhältnisse zwischen Göthe und Charlotte v. Stein, welches sonst in der That sehr viel Aehnlichkeit mit dem hier in Rede befindlichen gehabt hat. Denn, wie Letztgenannte auf den Dichter des „Götz“, so wirkte Frau v. Kalb auf den Dichter der „Räuber“ heilsam und läuternd ein; wie jene das Vorbild zu einigen poetischen Gestalten Göthes wurde, so trägt, nach Schillers eigenen Worten, die Königin Elisabeth im „Carlos“ Züge von dieser an sich; wie jene beiden Liebenden, so wußten auch diese das Ehebündniß, welches Frau v. Kalb umschlungen hielt, trotz aller Leidenschaft, wenigstens im factischen Sinne des Wortes, rein zu erhalten; wie Göthes Gefühle für die Stein,

so fühlten sich auch die unseres Dichters für seine Weimarer Freundin nach und nach ab, und klärten sich zur Freundschaft und bis an den Tod reichenden Hochachtung; wie zwischen Göthe und Frau v. Stein, so waren auch zwischen Schiller und Frau von Kalb die Kinder der Beiden Wiederanknüpfungspunkte für die eine Zeitlang unterbrochne Bekanntschaft*), nachdem ebenso, wie von jener Frau, auch von dieser das Verlangen des Geliebten nach Scheidung von ihrem Gemahl nicht gewährt worden war. Der Antrag selber freilich ward von den Betreffenden in verschiedenem Geiste gemacht. Göthe machte ihn mit einem Herzen voll Sehnsucht, und das Leid, welches ihm die abschlägige Antwort bereitete, war groß. Schiller aber scheint, wenn nicht Alles trügt, und wenn wir von seinem darauffolgenden Liebesverhältnisse recht denken sollen, die Frage gleich in der Erwartung, ein Nein! gesprochen zu hören, gethan zu haben. Die Bekanntschaft mit Frau v. Kalb gewährte ihm, je länger sie dauerte, desto weniger innere Befriedigung und er, der sie früher „eine große, sonderbare weibliche Seele genannt hatte, „ein wirkliches Stu-

---

*) Frau v. Kalb bat Schillern z. B., ihr einen Hauslehrer für ihre Söhne vorzuschlagen, und er nannte ihr zuerst einen Hrn. v. Adlerskron, dann aber den jungen Hölderlin, der später durch seine Gedichte ebenso wie durch sein trauriges Schicksal bekannt geworden ist.

dium für sich, die einem größeren Geiste, als der seinige, zu schaffen geben könne" *) — er ward endlich inne und sprach es später auch aus, daß sie „ein seltsam wechselndes Geschöpf sei, nicht fähig, glücklich zu sein, und darum auch unfähig, zu geben, was sie selbst nicht habe", daß man sich „vor ihrer Neugierde hüten müsse, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleite, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführe, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen."**) Es übte denn also Schiller, indem er nachträglich noch von einer Ehe mit Frau v. Kalb sprach, wohl nur eine ihm nöthig scheinende Pflicht der Dankbarkeit, oder er wollte vielleicht auch seinem Gewissen die Beruhigung ver-

---

*) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 99. Die Stelle steht in einem Briefe an Körner vom 23. Juli 1787.

**) S. „literarischer Nachlaß Carolinens v. Wolzogen", Bd. I, pag. 318 f. — Der Brief, indem diese Stelle vorkommt, wurde im November 1789 geschrieben, aber wie gesagt, schon viel früher, schon am Ende des Jahres 1787 waren Schillern hinsichtlich seines Verhältnisses zu Frau v. Kalb die Augen aufgegangen — es änderte sich also, wenn wir damit das Datum jener gerade vorher citirten Stelle vergleichen, sein Urtheil ziemlich schnell und es ist wohl möglich, daß außer der damals doch erst begonnenen Bekanntschaft mit den Lengefelds auch noch ein andrer von Seiten der Kalb kommender Umstand zu dieser Sinneswandelung beitrug.

schaffen, daß er Charlotten nur eben ein Freund zu sein brauche, und seine zärtlichen Empfindungen auf einen anderen Gegenstand übertragen dürfe. —

Aus Familienrücksichten, also eben auch darin wieder gleich der Frau v. Stein, lehnte Frau von Kalb Schillers Antrag, wie wir sahen; ab; es lag aber gewiß eine sonderbare Vergeltung darin, daß sie später selber noch einem Manne ihre Hand darbot, und von diesem zurückgewiesen wurde. Das war Jean Paul, der im August 1796 nach Weimar kam und die excentrische Frau wieder zu leidenschaftlicher Liebe entzündete. Sie bewies sich auch in diesem Verhältnisse, ebenso wie in ihrem früheren zu Schiller, als das „starkgeistige“ Weib, wie sie unser Dichter einst genannt hatte, und sie war es denn, in welcher Jean Paul die „Titanide“, das erhabene Weibliche für seinen „Titan“ gefunden zu haben glaubte. Sie wurde das Vorbild zur Linda.

Doch es wird hier nicht der Ort sein, ausführlich von den Beziehungen zu sprechen, die zwischen Frau v. Kalb und Johann Paul Friedrich Richter statt hatten. Es muß uns genügen, an die Bekanntschaft der Beiden erinnert zu haben, und diejenigen, welche Näheres darüber nachlesen wollen, auf die von Spazier verfaßte Biographie seines Oheims*) zu verweisen. Darin sind auch

---

*) Der Titel lautet: „Johann Paul Friedrich Richter. Ein

Briefe enthalten, welche Charlotte an Jean Paul, und dieser an seinen Freund Christian Otto von Weimar aus geschrieben haben. In letzteren — um das doch noch zu erwähnen — wird Frau v. Kalb einmal folgendermaßen porträtirt*): „Sie hat zwei große Dinge. Große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht . . . Dreiviertel Zeit brachte sie in Lachen hin (dessen Hälfte aber nur Schwäche ist) und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe schlägt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen . . . Sie sind ein sonderbarer Mensch, das sagte sie mir dreißig Mal."

Es war aber — und hiermit schließen wir unser Kapitel — dieser merkwürdigen Frau vorbehalten, ihre beiden berühmten Geliebten sehr lange zu überleben. Denn Schiller starb bekanntlich schon 1805, Jean Paul 1825, Charlotte v. Kalb aber zu Berlin erst am 12. Mai 1843. Noch im achtzigsten Jahre, und fast ganz blind geworden, dictirte sie ihre Memoiren, welche die Tochter Edda unter dem Titel „Charlotte. Für Freunde der Ver-

---

biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier, Neffen des Dichters."

*) S. a. a. O. Bd. IV, pag. 18 f.

ewigten" nach ihrem Tode gedruckt unter die mit der Familie Bekannten vertheilen ließ. Einen für die allgemeine Oeffentlichkeit bestimmten Auszug aus demselben hat E. Köpke in jenem schon oben citirten Buche veranstaltet, welches uns unter Anderem auch von einem früher geschriebenen wunderbaren Romane aus der Feder der Frau v. Kalb, „Cornelie" betitelt, Nachricht giebt. Er scheint gleichfalls, wenn schon im Gewande der Dichtung, Selbsterlebtes zu behandeln (s. a. a. O. pag. 147 ff.).

Siebentes Kapitel.

Heirathsideen. —

Schiller in Rudolstadt: Die Schwestern von Lengefeld.

1787—1788.

Wir erwähnten bereits, daß sich Schiller in dem Verhältnisse zu Frau v. Kalb endlich geistig sehr unwohl befand, und sich eine allgemeine Mißstimmung seiner Seele bemächtigte. Er wurde, wie Göthe, des Herztheilens überdrüssig und sehnte sich nach dem gewissen Besitze eines geliebten Gegenstandes, nach dem Frieden der Ehe. Es war um diese Zeit, — am 7. Januar 1788 — daß er an

Körner schrieb*): „Dabei bleibts, ich heirathe. Könntest Du in meinem Herzen lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt: diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Leben einflechte, so ists um mich geschehen."

Schiller „hoffte" also, eine brave Frau zu finden, doch forschte er zunächst danach am unrechten Orte. Er versuchte — aber er versuchte auch eben nur — ob er die zweite Tochter Wielands begehrenswerth finden könne, und schrieb — am 19. November 1787 — von derselben an Körner**): „er habe die innige Gewißheit, daß sie ein gutes Wesen sei, daß sie tief empfinde und sich innig attachiren könne, mit der Rücksicht zugleich, daß sie zu einer Frau ganz trefflich erzogen sei, äußerst

---

*) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 240.

**) S. Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 212.

wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirthschaftlichkeit habe." Aber er mußte doch auch gestehen, „daß er für sie nicht einen Grad von Liebe fühle, weder Sinnlichkeit noch Platonismus, und er bezeichnete den kaum erst gegen seinen Freund ausgesprochenen Gedanken, um sie werben zu wollen, sehr bald wieder als einen „hingeworfenen." Ungefähr 1½ Jahr danach schlug ihm Körner, halb im Scherze, seine eigene „alte Liebschaft" *) zur Frau vor, jene „Mlle. S.", die Schiller zuerst eine „kostbare Demoiselle" genannt hatte, „gegen die er nie etwas fühlen könnte" **), von der er dann aber milder urtheilen lernte — jedoch auch dies immer nur insoweit, als er dem Freunde auf dessen Vorschlag zur Antwort gab: „Es fragt sich, ob sie als Frau noch das für mich bliebe, was sie mir jetzt noch zu sein scheint." ***) Doch, als er dies letztere schrieb, lebte in seinem Herzen bereits das Bild des Mädchens, von welcher er nicht erst zweifeln zu müssen glaubte, ob sie „als Frau noch das für ihn bliebe, was sie ihn vorher zu sein schiene." Ende November 1787 nämlich führte ihn sein Freund Wilhelm von Wolzogen auf einen von

*) s. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 159.

**) s. ebenda, pag. 172.

***) s. ebenda, Bd. II, pag. 104. — Der Brief datirt vom 29. Mai 1789.

beiden gemeinschaftlich gemachten Ausflug von Weimar nach Rudolstadt im Hause seiner Verwandten, bei der Wittwe des Landoberjägermeisters von Lengefeld ein. Dieselbe hatte Schillern bereits im Mai 1784 nebst ihren zwei Töchtern und dem Gemahl der älteren, einem Herrn von Beulwitz, da sie auf der Rückreise von der Schweiz begriffen waren, in Mannheim besucht. Charlotte, die jüngere noch unverheirathete Tochter, hatte zu der Zeit, als unser Dichter die Familie in ihrer Heimath wiedersah, dem Besitz eines geliebten Mannes *) aus äußerlichen Rücksichten entsagen müssen, und hier begegnete denn, wie Karl Hoffmeister **) bemerkt, „ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem anderen." Denn man kann in der That diese Worte gebrauchen, da es, wie wir sahen, unserem Dichter damals innerlich gar nicht wohl zu Muthe war. Die neue Erscheinung, die ihm entgegentrat, that es ihm alsbald an; was Wunder auch, da nach dem Zeugniß der eigenen Schwester***), Charlotte — die damals 22 Jahre alt war — „eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung

*) Derselbe gehörte dem Offizierstande an und war, als das Verhältniß zu Charlotten sich löste, übers Meer gegangen.

**) s. Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister", II, pag. 72.

***) s. „Schillers Leben ꝛc." (von Caroline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 242.

hatte, der Ausdruck reinster Herzensgüte ihre Züge belebte und ihr Auge nur Wahrheit und Unschuld blitzte", da sie „sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst war und so ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie athmete." Ihr Herz und Schillers nach der Ehe, nach dem Alleinbesitz eines geliebten Weibes sich sehnendes Gemüth fanden sich schnell, und in dem bald verabredeten Briefwechsel zwischen beiden sind schon aus dem Winter 1787—88 Worte, wie sie unserem Schiller nur die innigste Zuneigung eingeben konnte, zu lesen: „Ich habe Sie gesehen, schrieb er zu dieser Zeit, und das ist doch etwas für den Tag" *) — oder: „Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus auf die Entdeckungen, die ich dann machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein. Sie wollen, daß ich an Sie denken soll; dies würde geschehen sein, auch wenn Sie es mir verboten hätten." **)

---

*) s. „Schillers Leben &c." (von Caroline v. Wolzogen), Bd. I, pag. 246.

**) s. ebenda, pag. 250.

Achtes Kapitel.

Schiller als Professor in Jena. — Verlobung und Vermählung.

Charlotte die Frau, und Karoline die Schwägerin.

1788—1805.

Es ist zweifelhaft, oder vielmehr es ist unwahrscheinlich, daß Schiller schon zu der Zeit, als er so schrieb, von Charlottens Gegenliebe für ihn überzeugt gewesen sei Die Gewißheit darüber scheint ihm erst geworden zu sein, während er im folgenden Sommer zu Volkstädt bei Rudolstadt sich aufhielt und von da aus öfters die Schwestern von Lengefeld besuchte. Da erkannten sie gegenseitig ihre Empfindungen für einander, es kam aber doch noch nicht gleich zur offenen Erklärung, sondern förmlich verlobten sich die Liebenden erst Mitte des Jahres 1789 im Bade Lauchstädt, woselbst die beiden Schwestern zusammen mit ihrer Freundin Karoline von Dachröden, der nachmaligen Gattin Wilhelm von Humboldts, die Kur gebrauchten. Der Mutter jedoch ward von dem geschlossenen Bunde noch nichts offenbart, da man fürchten mußte, ein Titel ohne Gehalt — Schiller war unterdeß unbesoldeter Professor in Jena geworden — werde der

sorglichen Dame kein sicherer Gewähr scheinen. Unser Dichter*) bewarb sich demnach erst, als ihm ein Fixum von 200 Thalern zuertheilt war, bei Frau von Lengefeld selber um Charlotten**); Frau von Stein, Göthes langjährige Freundin, sowie der Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Karl von Dalberg, Schillers großmüthiger Gönner, vermittelten die mütterliche Zustimmung, und am 22. Februar des folgenden Jahres (1790) wurde das Paar im Dorfe Wenigerjena getraut, ganz „still und häuslich", wie der junge Ehemann an seinen Freund Körner schrieb.***) Demselben vertraute er auch das Glück, welches ihm an der Seite der Gemahlin zu Theil ward. Denn, wie er dieser noch als Bräutigam einst zugerufen hatte: „In einer neuen, schöneren Welt schwebt meine Seele, seit ich weiß,

*) Derselbe trug die Zeit, bis er Gehalt bekam, nur mit großem Unmuth und forschte ängstlich an verschiedenen anderen Orten nach einer festen Stellung. „Ich durchsuche — schrieb er einmal an Charlotte — alle Winkel der Erde, um das Plätzchen zu finden, welches das Schicksal unsrer Liebe aufbewahrt haben könnte" (s. Schillers Leben ꝛc." — von K. v. Wolzogen — Bd. II, pag. 45, und „literarischen Nachlaß Karolinens v. Wolzogen," Bd. I, pag. 325.

**) Das Anhaltungsschreiben ist mitgetheilt in „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline v. Wolzogen), Bd. II, pag. 49 ff. und datirt vom 18. December 1789.

***) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. II, pag. 170.

daß Du mein bist!" *), so richtete er nun, da er mit ihr vermählt war, nicht minder freudvolle Worte an seinen Dresdener Freund: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich neu um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt's sich wieder in meiner Brust. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich gehe mit fröhlichem Geiste umher, und mein Herz findet Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und still fließen mir die Tage hin." **)

So weit sieht Alles ganz gut und schön aus, aber es gewinnt ein anderes Aussehen, wenn wir nur den Namen Karoline nennen, d. h. den von Charlottens Schwester, welche mit 16 Jahren, — sie war am 3. October 1763 geboren — gleich der Frau von Kalb, eine Convenienzheirath mit einem

*) S. Schillers Leben 2c." (v. Karoline v. Wolzogen), Bd. II, pag. 24, und „literarischer Nachlaß Karolinens von Wolzogen", Bd. I, pag. 291. An letzterem Orte steht der Plural: „daß Ihr mein seid!" Was es mit dieser Variation für eine Bewandtniß hat, davon s. weiter unten.

**) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. II, pag. 187 und vorher pag. 172.

Hrn. v. Beulwitz *) geschlossen hatte, aber von diesem nach gütlicher Uebereinkunft wenigstens zeitweise getrennt, schon seit lange wieder bei ihrer Mutter sich aufhielt. —

Schiller besaß zwar, wie Göthe, die Kraft, einer unwürdigen oder einer hoffnungslosen Liebe zu entsagen, und er ließ es sich nicht, wie Göthe, zu Schulden kommen, daß er ein ernsthaftes Versprechen leichtfertig gebrochen hätte — aber es gab doch auch eine Stelle, wo er „sterblich" war. Die Schwester seiner Braut nämlich, eben jene Karoline, galt ihm mehr, als sie ihm eigentlich gelten sollte, und er vermaß sich, gleich von allem Anfang an seine Liebe zwischen ihr und Charlotten theilen zu wollen, während doch eben die göttliche Natur der Liebe in ihrer Einheit besteht und sie nur durch und in dieser Einheit den Menschen glücklich zu machen vermag. Schiller kannte sich selber sehr gut, wenn er einst an Körner schrieb: „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein, **) und eine Frau, die ein außerordentliches

*) Ebenda, pag. 147, lesen wir folgendes Urtheil über Herrn von Beulwitz: „Er ist ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen, dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delicatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geist, als er, und eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er ganz und gar nicht gemacht ist."

**) S. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 212.

Wesen ist, würde mich nicht glücklich machen, oder ich habe mich nie verstanden." *) Charlotte nun war in der That nicht, was man sagen kann, „ein außerordentliches Wesen", sie war auch weniger leidenschaftlich, als „mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen",**) — und unser Dichter handelte demnach ganz in Uebereinstimmung mit seiner Natur, wenn er gerade sie zur Frau begehrte. Daneben aber noch eine „ideale", eine „Dichterliebe" — wie sie genannt worden ist — hegen zu wollen, war in sittlicher Hinsicht auf keine Weise zu entschuldigen, am allerwenigsten, wie es von mehreren Seiten geschehen, durch eine Lossprechung des Genies vom allgemeinen Moralgesetz. Es kann hier auch nicht viel darauf ankommen, daß keine factische Treulosigkeit stattfand — immer macht es doch einen ganz eigenen und fast peinlichen Eindruck, wenn wir beinahe alle Briefe Schillers nach Rudolstadt an beide Schwestern ***) zugleich gerichtet, und neben

---

*) S. ebenda, pag. 222.

**) S. „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline von Wolzogen), Bd. I, pag. 242.

***) Ganz unverfälscht sind diese Briefe abgedruckt in dem „literarischen Nachlasse Karolinens von Wolzogen, Bd. I, pag. 165 ff. — Sie selber hat in ihrer Biographie Schillers — wer wollte ihr einen Vorwurf daraus machen? — zartsinnig und schonungsvoll die auffälligsten Stellen weggelassen oder umgeändert — (vgl. z. B. pag. 392 unseres Buches) — voraus aber die sehr harmlos und unschuldigklingende Bemer-

einer „theueren Lotte!“ oft auch den Ausruf „Karoline, meine Karoline!“ niedergeschrieben sehen *), und wenn wir z. B. gar folgende, dieser letzteren, und nicht etwa der Braut geltende Stellen vorfinden: „Meine Glückseligkeit hängt an Deiner Liebe!“ **) oder: „Könnte ich Dir doch für das, was du in Deinen Briefen mir gabst, eine recht heitere, schöne Freude zurückgeben, den schönsten Strahl möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor Dir niederlegen, das Reinste in der Natur, rein wie Du selbst bist, und in seiner Einfachheit unvergänglich, wie Deine Seele. Dein ganzes Wesen bringen mir Deine Briefe; Deine ganze liebe Gegenwart strahlt mir darin, und ich glaube in Deinen Augen zu blicken, aus denen mir so oft Deine Seele glänzte ***) Charlotten blieb dieser Dualismus in Schillers Liebe nicht verborgen, und es wurde ihr darob oft bange. Ihr Bräutigam suchte sie dann zwar zu trösten, und schrieb ihr einmal †): „Sie hat mehr Empfin-

---

kung geschickt: „Da Schiller wußte, daß meine Schwester mir Alles mittheilte, so sind viele der Briefe an uns beide zugleich gerichtet“ (s. a. a. O. Bd. I, pag. 310).

*) S. den „literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen“, Bd. I, pag. 311, 316 u. s. w.

**) S. ebenda, pag. 310.

***) S. den „literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen“, Bd. I, pag. 319 f.

†) S. den „literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen“, Bd. I, pag. 333.

dungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte — aber ich wünschte Dich um Alles nicht anders, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein. Ich fühle mich glücklich, daß ich der Einen von Euch nicht entziehe, was ich der Anderen bin und gebe. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von Einer zur Anderen zurück, derselbe Lichtstrahl, derselbe Stern — nur wiederstrahlend aus verschiedenen Spiegeln!" Aber das Alles sind eben nur schöne Worte, und sie zeigen nur zu deutlich den Zwiespalt, der in Schillers Brust selber eingerissen war. Mit demselben vor den Altar treten zu können, war unserem Dichter zwar möglich, aber er vermochte doch nicht, seine Umgebungen ebenso zu überreden, wie sich und seine Braut. Sie waren und blieben über das „himmlische Ideal seiner Liebe" *), anderer Meinung als Er.

Sicherlich gereichte es endlich für Alle zum Heile, daß Karoline in ihrem Edelmuth es sich nicht daran genügen ließ, der Schwester den zärtlich Geliebten ohne Murren zu überlassen und frei von Groll ihm zu entsagen — denn daß sie gleichfalls im Herzen für Schiller fühlte, ist kein Zweifel —

*) S. den „literarischen Nachlaß Karolinens von Wolzogen", Bd. I, pag. 331.

sondern daß auch — als im Jahre 1793 durch eine förmliche Scheidung ihren Mann, wie sie selber sagt, „die Freiheit zurückgegeben war" *), sie Herz und Hand von Schillers Jugendfreund, dem ihr verwandten, und längst mit leidenschaftlicher Liebe zugethanen Wilhelm von Wolzogen **) annahm. In so geheiligten und nun gar doppelt gezogenen Banden fand sich Alles, was kraus und wirr gewesen, eher, als es sonst wohl geschehen wäre, wieder zurecht, d. h. im Hafen der Ehe ebneten und glätteten sich nach und nach die Wogen unberechtigter Leidenschaft hier, wie dort. Karolinens Gemahl gewann für seine glühende Liebe ihre ruhige, aber warme und wahre Zuneigung, und der Himmel schenkte ihr, was der ersten Ehe vorenthalten wurde, ein theures Kind.

Als Wittwe — seit dem 17. December 1809 — hat die edle Frau alle ihre Verwandten, ja sogar ihren Sohn, welcher im Jahre 1825 starb, lange überlebt, und, wie sie schon früher sich auf

*) S. „Schillers Leben ꝛc." (von Karoline von Wolzogen", Bd. II, pag. 102.

**) Dieser war von seinem Gesandtschaftsposten in Paris zurückgekehrt, und lebte vorerst in Bauerbach, wo auch — im September des folgenden Jahres — die Hochzeit stattfand. 1797 trat er in Weimarische Dienste, und wurde Kammerherr, Kammerrath und endlich Geheimer Rath.

poetischem Gebiete mit hohem Glücke versuchte*), wandte sie auch die ihr vergönnten Greisenjahre an, dichterisch productiv zu sein**), sowie jene treffliche Biographie ihres Schwagers zu schreiben, in welcher sie nicht bloß diesem, sondern zugleich ihrem eigenen hohen Sinn und sittlich reinen Gemüthe ein unvergänglich schönes Denkmal setzte.

Die Schwester Charlotte starb im Jahre 1826, 21 Jahre, nach dem frühen Tode ihres Gemahls, als dessen treue und liebevoll sorgsame Gattin und Mutter seiner 4 Kinder sie wahr machte, was Schiller einst von ihr wünschte: „daß die Mißtöne in seiner Seele sie weder befremden, noch betrüben möchten.“ ***)

Auch sie war eine treffliche Frau, nicht minder, wie ihre Schwester, wenn gleich sie derselben an poetischer Begabung nachstand. †) Doch von

---

*) Sie war die Verfasserin des berühmten Romans „Agnes von Lilien“, den Friedrich Schlegel, weil er anonym erschien, für ein Product Göthes hielt.

**) 1827 erschienen „Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien“, 1840 ein Roman „Cordelia.“ — Karoline von Wolzogen starb im selben Jahre mit Schillers Schwester Christophine, am 11. Januar 1847, 84 Jahre alt.

***) S. den „literarischen Nachlaß Karolinens v. Wolzogen, Bd. I, pag. 294.

†) Gedichte von ihr — theilweise zuerst in den „Horen“ erschienen — s. in der „Nachlese zu Schillers Werken nebst Varianten-

den Vorzügen ihres Charakters ist ein bleibendes Zeugniß vorhanden in ihren Briefen an Knebel, welche neuerdings von Heinrich Düntzer herausgegeben worden sind. *)

sammlung. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schillers herausgegeben von Karl Hoffmeister", Bd. III, pag. 377 ff.

*) Unter dem Titel: „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund." Der Herausgeber urtheilt im Vorwort (pag. 4) über diese Briefe also: „Das ganze Wesen dieser wunderbar anziehenden Erscheinung, in deren holdem Lichte sich Schillers Natur zur vollsten Reife entfaltete, spricht sich in ihren Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdrucke nicht frei, doch die eigene Anmuth ihres reichen, tiefen, gefühlvollen Geistes rein widerspiegeln. Selbst das Kleinliche des Lebens gewinnt hier eine höhere Bedeutung, da sie Allem einen sinnigen Bezug zu geben weiß; ihr hoher, reiner Sinn waltet überall, im Ernst wie im Scherz, auch in leidenschaftlicher Erregung, und leiht, wie mannichfaltig auch oft die besprochenen Gegenstände sind, wie anspruchlos sie sich auch dem Zuge ihrer Gedanken überläßt, ihren Briefen eine eigenthümliche Einheit."

Neuntes Kapitel.

Rückblick. — Schillers Freundinnen.

Schlußbetrachtung.

Das ist nun das Bild von Schillers Liebesleben, und man wird uns gewiß jetzt zugestehen, daß dasselbe sich zwar mannichfaltiger gestaltet hat, als bei uns Alltagsmenschen, aber daß darin doch nicht so viele und so reiche Erfahrungen eingeschlossen waren, als bei Göthe. —

Auch Freundinnen, was man im engeren Sinne so nennen kann, hatte Schiller fast gar keine. In seinem Verhältniß zu Frau v. Wolzogen in Bauerbach lag viel von dem zwischen Mutter und Sohn, an Sophie Albrecht verehrte er die Künstlerin, die Weimarer Herzoginnen gaben ihm gegenüber weniger, als gegenüber Göthen, ihre höhere Stellung auf, die Professorin Reinhold (Wielands Tochter), welche er Anfangs beinahe lieben gelernt hätte, trat ihm in späterer Zeit wieder ferner, und in seinem Umgang mit Corona Schröter sowohl, mit der er wenigstens später auf dem „charmantesten Fuße

lebte" *), als mit Frau v. Stein mischte sich doch immer ein groß Theil von Etikette und gesellschaftlicher Galanterie. Ja, die letztern dürfen wir eher und treffender, als Schillers Freundin, seine Gönnerin nennen, wenn wir uns daran erinnern, wie sie nicht nur bei der Verlobung mit Charlotten v. Lengefeld die Vermittlerin machte, sondern es vornehmlich auch gewesen war, welche die Berufung zur Professur in Jena ausgewirkt hatte. Wie viel sie übrigens bei Schiller galt, das beweist ebensowohl jenes berühmte Urtheil, welches er über sie in einem Briefe an Körner fällte **), als auch der Umstand, daß er es unternahm, eine ihr anstößige Stelle in seinem Gedichte „der Handschuh" umzuändern. ***)

---

*) s. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I pag. 195.

**) Es lautet: „Frau v. Stein ist eine wahrhaftig eigene interessante Person, von der ich begreife, daß Göthe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen" (s. „Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers", Bd. I, pag. 136. Der Brief datirt vom 12. August 1787. — Man vergleiche damit, was Göthe einst unter ihre Silhouette geschrieben hatte.

***) s. die Beilagen zu den „Briefen von Göthe und dessen Mutter an Friedrich v. Stein, herausgegeben von Ebers und Kahlert", pag. 174.

Einen so innigen, auf Uebereinstimmung der Geister beruhenden Freundschaftsbund, wie Göthe mit der Gräfin Auguste von Stollberg, hat Schiller Zeit seines Lebens mit keinem weiblichen Wesen geschlossen, und es geht daraus wieder hervor, was wir nun als Resultat unsrer Beobachtungen aussprechen können: Schiller hatte nicht in so hohem Grade, als Göthe den Trieb an die Frauennatur, die er zwar ungemein hochgeehrt wissen wollte*), sich anzuschmiegen, und von ihr sich anregen**)

---

*) vergl. sein Gedicht „die Würde der Frauen": „Ehret die Frauen!" (s. Sch's. W. I, 407 ff.)

**) Nicht unberücksichtigt zu lassen ist die Erscheinung, wie selten sich Schiller von den Frauen poetisch anregen ließ. Von ihm selber wissen wir nur, daß Frau v. Kalb einigermaßen auf seinen Carlos einwirkte, indem sie, wie wir sahen, Züge zur Königin Elisabeth herlieh. Daß jene Mannheimer Schauspielerin Amalie das Vorbild für die Eboli gewesen sei, ist eine Vermuthung, welche J. W. Schäfer in dem mehrfach erwähnten Aufsatze des „deutschen Museums" ausspricht, aber keineswegs Gewißheit. Schillers Liebesgedichte aber — auch die ganz objectiv gehaltenen und nicht an bestimmte Personen gerichteten — sind an den Fingern zu zählen, und von Gelegenheitspoesieen, welche sich auf Frauen beziehen, finden wir in seinen Werken eigentlich nur zwei vor, das Hochzeitscarmen für Dlle. Slevoigt (s. Sch's. W. I, 509) und die Verse „für das Stammbuch einer Freundin" d. h. wohl nicht, wie Hoffmeister will, der Charlotte v. Lengefeld, sondern — nach G. Schwab — der munteren Tochter des Geheim.-Raths Schmidt (s. Sch's. W. I, 138). Zu diesen kommt nur noch das Gedicht, welches in Bauerbach entstand bei Gelegenheit der Vermählung

oder gar leiten zu lassen. Ueberhaupt waren auch — mag man dies nun, je nach verschiedenen Standpunkten der Beurtheilung, als Mangel oder als Vorzug empfinden — in seinem Charakter die specifisch männlichen Eigenschaften stärker ausgebildet, als die specifisch weiblichen. Dies letztere war dagegen bei Göthe der Fall, und die Erscheinung wiederholt sich in den Dichtungen beider. Arnold Ruge hatte also Recht, wenn er in seiner freilich etwas philosophirenden Schreibweise sagte: „Schillers Pathe ist das männliche, Göthes das weibliche" *). Denn man braucht nicht zu des Ersteren

---

eines jungen von Frau v. Wolzogen herangebildeten Mädchens, mit Namen Henriette (s. dasselbe in „Schillers Leben ꝛc." — von Karoline v. Wolzogen — Bd. I, pag. 133, sowie in der „Nachlese zu Schillers Werken nebst Variantensammlung ꝛc. Von Karl Hoffmeister", Bd. I, pag. 213 ff. und endlich viertens das, wenigstens wahrscheinlich von Schiller herrührende, und vielleicht als Festgabe zum Geburstage der Herzogin Luise v. Weimar bestimmte Gedicht „die Priesterinnen der Sonne" (s. das 3. Bändchen der Greiner'schen Ausgabe der Gedichte Schillers (Gratz 1824), pag. 155 ff., und die „Nachlese aus Schillers Werken nebst Variantensammlnng. Von Karl Hoffmeister, Bd. III, pag. 372 ff.)

Noch wollen wir in dieser Note erwähnen, daß Schiller auch in Gesellschaften und ästhetischen Zirkeln bei weitem nicht so viel mit Frauen verkehrte, als Göthe, und daß er namentlich den Damen am Hofe zu Weimar fast ganz fern blieb.

*) s. das in den „Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst" veröffentlichte Manifest von Ruge und Echtermeyer „der Protestantismus und die Romantik" (Jahrg. 1839, nro 265).

Verächtern zu gehören, sondern darf sich, was auch wir thun, immerhin zu seinen wärmsten Verehrern zählen, und doch eingestehen, das in seinen Dramen keine einzige so lebensvoll und naturgemäß entwickelte Frauengestalt sich vorfindet, wie wir in des letzteren Werken so viele antreffen; mit anderen Worten: daß keine Schillersche Frauengestalt in so reichem Maße, wie die Götheschen, des Weibes bestes Erbtheil und schönsten Schmuck besitzt, jene Naivität und Ursprünglichkeit des Denkens und Empfindens nämlich, sowie jene Grazie des äußeren Thuns und der Erscheinung, um derentwillen wir Männer das andere Geschlecht beneiden und doch zugleich lieben, weil wir, ins Leben hinausgreifend und in seinem wilden Treiben mitkämpfend, dort jene beiden Eigenschaften gewöhnlich einbüßen müssen.

Anhang zum zweiten Abschnitte.

(Vergl. das Vorwort.)

Andeutungen

zu einer

Charakteristik

der poetischen Frauengestalten in Schillers Werken.

In einem Anhange wollen wir versuchen, das eben am Schlusse des zweiten Abschnittes ausgesprochene Urtheil näher zu begründen.

Die Amalia in den „Räubern" ist — so darf man sagen — eine Jugendsünde des Dichters. Er unternahm es, das Weib zu schildern, als er nach seinem eigenen Bekenntnisse noch gar nicht die Menschen kannte — und so ward denn die Gestalt zu einer Mißgeburt im Reiche der Tugend, wie Franz Moor eine wurde im Reiche des Lasters. Das Fräulein von Edelreich ist völlig charakterlos und thatunkräftig, ja sie verhält sich auch in ihrer Liebe durchaus passiv. Verstände sie zu handeln — so

wäre das Stück ein anderes geworden, und der Bösewicht triumphirte nicht über Vater und Bruder. Statt dessen seufzt, singt und declamirt sie uns nur immer von ihrer Leidenschaft vor, von welcher wir übrigens auch nicht zu hoch denken können, da sie nicht einmal so scharf sieht, um nach wenigen Jahren den angebeteten Karl aus seiner leichten Maske heraus zu erkennen. — Was ihr Ende anlangt, so hat man es Schillern übel ausgelegt, obgleich er sich selber auf den Einfall viel zu Gute that, daß sie durch ihren Geliebten ermordet wird und nicht vielmehr selber Hand an sich legt. Doch das ist eben auch wieder ihrer schwächlichen Natur angemessen, sie vermag nicht, sich zu einer That empor zuraffen, und sie bleibt im Tode noch ebenso passiv wie im Leben. —

Schiller selber sagt einmal, seine Amalia sei mit Klopstockschen Gefühlen gesättigt, und es wäre gut, wenn das nur allein der Fall wäre bei der Luise Millerin. Aber man muß die letztere billig in den Verdacht haben, nicht blos den edlen, wenn auch langweiligen Klopstock gelesen, sondern ihr Hirn mit viel schlechterer geistiger Waare, um ein modernes Wort zu gebrauchen, mit dem so genannten Leihbibliothekenfutter vollgefüllt zu haben. So ist ihre ursprünglich gut angelegte Natur zur Unnatur geworden, und jedes natürliche Gefühl muß es sich gefallen lassen, in unnatürliche Formen gezwängt zu werden. Welche Sprache hat sich das Bürger-

mädchen, das Kind einfacher, unverbildeter Eltern angewöhnt! Wenn eine Andere zu dem Manne ihrer Wahl sagen würde: Ich sehe Dich gern und habe Dich lieb; hast Du den Muth, mein Herz zurückzuweisen? — so sagt Luise: „Wenn eine Mücke in ihren Strahlen sich sonnt, kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?“ — Es ist gewiß ganz treffend, wenn Hoffmeister einen Vergleich zieht zwischen dieser Schillerschen Gestalt und dem Götheschen Klärchen und wenn seine Entscheidung zu Ungunsten der Ersteren ausfällt, insofern eben bei dieser die ungeschminkteste Naivität Sinn und Seele labt, und bei jener die unerträglichste Unnatur abstoßend wirkt. Aber darin hat Hofmeister nicht Recht, wenn er meint, „er verdächte es dem wackeren Ferdinand ordentlich, daß er seine Tugendhafte nicht verabschiede und dem hochherzigen, ihm geistesverwandten, unglücklichen Weibe, der Lady Milford, die Hand reiche.“ Denn nicht zu dieser, sondern zu jener sentimentalen Luise eben paßt, wie Feuerbach sich ausdrückt, „der Präsidentensohn und Kavalleriemajor, welcher Sehnsucht girrt, wie eine Geßnersche Nachtigall.“ Und außerdem sind wir auch nicht ganz derselben Ansicht über die Lady, welche wir nicht so hoch zu halten geneigt sind, als es durch Hoffmeister geschieht. Denn allerdings ist in der Darstellung ihrer Leidenschaft eine echtpoetische Gluth unverkennbar, aber in dem ganzen Charakter ist doch auch wieder viel der Na-

tur und Erfahrung Widerstrebendes. Wir haben, so möchte man sagen, an der Milford eine Anticipation jener in französischen Romanen und Theaterstücken auftretenden Frauen, welche in einem verlorenen Leben, in einem Dasein voll Unehre und Schmach sich doch immer eine unglaubliche Reinheit der Seele erhalten haben. —

Aber ebenso, wie es Schiller nicht verstand, die Herkunft Luisens in ihrer Darstellung consequent festzuhalten, so war ihm etwas Aehnliches schon vorher beim „Fiesko" widerfahren. Denn Leonore ist keine vollendete edle Genueserin, da sie sich nicht einmal vor der Arroganz einer Zofe sicher zu stellen wußte und diese sie nun mit ihrer Liebe zu Fiesko ungerügt necken darf. Aber abgesehen von diesem doch mehr nur äußerlichen Mangel darf man von Leonoren wohl Besseres sagen, als von der Geigerstochter. Ihre Exaltation rechtfertigt oder erklärt sich wenigstens einigermaßen durch ihren Stand und dann auch durch das Object ihrer Liebe, denn Fiesko ist mit all seinen Verirrungen doch ein ganz andrer Mann, als der armselige Ferdinand. Und außerdem hat Leonore auch noch eine gute Stellung neben der unziemlichen Carricatur einer Gräfin Imperiali, eine viel bessere als Luise neben der Lady Milford. — Was nun aber die Episode der Bertha anlangt, so ist diese — ein wahrer Stein des Anstoßes — die verfehlte Nachahmung eines bekannten römischen Musters, der Geschichte von Virginia nämlich und

ihrem Vater. Der Grund, aus dem Schiller dieselbe in sein Stück verflocht, läßt sich allerdings erkennen, aber er besaß nicht die Kühnheit, mit der Lessing seinem Odoardo es dem alten Römer gleichthun ließ. Schiller scheute sich davor, daß Verrina den Dolch gegen die eigene Tochter erheben sollte, und kam deshalb auf den sonderbarsten Aus- oder besser Abweg: Der Vater gönnt Bertha eine Zeitlang nicht, das Licht des Tages zu sehen, und glaubt durch dies barbarische Mittel ihre Ehre wieder rein zu waschen. Ein besseres Urtheil, als über die Frauen in unseres Dichters Erstlingsproducten, dürfen wir über die in seinem „Carlos" Auftretenden fällen. Der große geistige Fortschritt, der geläuterte Sinn für das Schöne thut sich besonders auch an der Königin Elisabeth kund, an welcher wir die ruhige Würde einer Königin, die Resignation eines edlen Frauengemüths, und — um hier mit besserem Rechte Rosenkranz'sche Worte zu gebrauchen, „die milde Hoheit eines in sich selbst klaren sittlichen Willens unübertrefflich schön gezeichnet finden." An der Zeichnung der Prinzessin Eboli aber erfreut besonders das ästhetische Maß im Auftragen glühender Farben, die Delicatesse und Discretion in der Schilderung sinnlicher Leidenschaft.

Dabei ist es ein besonderes Verdienst des Dichters, daß trotzdem das spanische Mädchen eine Gestalt von echtem Fleisch und Blut ist. Und dies nun kann man von der Thekla im „Wallenstein"

eben nicht sagen, sondern man muß der Rahel Varnhagen darin Recht geben, daß sie kein Fleisch zu haben scheine. Denn sie ist nicht die Personification einer lebendigen, thatkräftigen Idee, sondern des resignirenden Gedankens, daß es das Loos des Schönen auf Erden sei, unterzugehen. Von dieses Gedankens Blässe ist sie wirklich, wie Hamlet sich ausdrückt, angekränkelt, und ihre Gestalt verflüchtigt sich ins Aetherische. Dagegen ist die Gräfin Terzky von viel compacterem Stoffe.

Bezüglich der „Maria Stuart" ist unserem Dichter, besonders von Bühnenkritikern, oft der Vorwurf gemacht worden, daß er in ihrer Darstellung insofern ein historisches Falsum begangen habe, als die Königin Schottlands nicht als das fast dämonisch geartete Weib aus der Geschichte erscheine, sondern als eine sanfte, hoffnungslose Dulderin, als eine geknickte Rose, der man es nicht ansehe, wie sie nicht etwa aus raffinirter Schlechtigkeit, sondern aus Ueberfülle der Leidenschaft schwere Verbrechen habe begehen können. Doch wir meinen, dieser Eindruck werde am Ende nur hervorgerufen durch eine leider traditionell gewordene falsche Auffassung der meisten deutschen Schauspielerinnen; denn uns dünkt, es sei in Schillers Dichtung gar wohl Gluth der Empfindung und dämonisches Element enthalten, und, wenn nur die Künstlerin selber Beides besitze, werde sie auch verstehen, es aus den Worten des Dramas herauszulesen und bei der Recitation wieder hinein-

zulegen. — Stichhaltiger und gerechter ist eine andere Beschuldigung des Dichters, die nämlich, daß er der von der wahren Kunst so untrennbaren Objectivität des Schaffens entbehrt habe und all zu subjectiv verfahren sei, indem er mit Maria Stuart sympathisirte und Alles that, um das Publikum der Elisabeth abhold werden zu lassen, während doch jedes unparteiische sittliche Urtheil sich auf Seite der Letzteren stellen und gegen die Erstere sich erklären wird. Den Weg aber, auf welchem Schiller zu diesen antiprotestantischen Beginnen gelangte, hat uns Julian Schmidt gewiesen, indem er dasselbe mit jener katholisirenden Weltanschauung in Zusammenhang brachte, welcher sich unser Dichter als Vorläufer der Romantik mehr und mehr hinneigte.

Die „Jungfrau von Orleans" ist diejenige Gestalt Schillers, der die meiste echte Tragik inne wohnt. Ihre Schuld besteht darin, daß sie sich, ihrer erträumten göttlichen Sendung zu Gute, vermißt, jede Liebesregung, entgegen ihrer menschlichen Natur, in sich ersticken zu wollen. Aber dies Vergehen gegen die eigene Person kann in der Tragödie, wo, wie im Leben, die Nemesis waltet, nicht ungestraft bleiben. Johanna vermag endlich nicht mehr dem Drange ihrer Weiblichkeit zu widerstehen, und das Bild eines Mannes aus ihrem Busen zu bannen. Doch dieser im Herzen Begehrte ist der verhaßte Feind ihres Volks. Es ist keine Frage, daß Schiller diesen sittlich bedeutsamen und echt poe-

tischen Conflict auch mit so bedeutungsvollem moralischen Ernst und mit so poetischer Meisterschaft zu behandeln verstanden hat, daß der Eindruck ein überwältigender und die übrige weibliche Umgebung der Heldin — wie Frau Isabeau und Agnes Sorel — vollständig erdrückender ist.

In der „Braut von Messina" ist die innere Disharmonie des Stückes, die styllose Vermischung der Romantik und Classicität, am wenigsten bemerkbar an der „Isabella". Die Zeichnung derselben ist fast ganz eine einheitliche, und sie stellt sich nicht unebenbürtig neben die besten Muster der Antike. Soviel Charakter aber sie in sich trägt, so wenig hat davon Beatrice, die gleich der Thekla im „Wallenstein" eine Abstraction der Tugend ist, und deren Idealismus ohne Fleisch und Bein doppelt unangenehm empfunden wird neben der gesunden und dichterisch inhaltsvollen Realität Isabellens.

Von dem Trauerspiele „Wilhelm Tell" brauchen wir hier nichts zu sagen, da die Frauen in demselben nur episodisch erscheinen; was aber endlich den „Demetrius" anlangt, so wäre derselbe, hätte ihn Schiller vollenden können, gewiß auch deshalb mit eines seiner gelungensten Dramen geworden, als er es, nach den vorhandenen herrlichen Fragmenten zu urtheilen, in der Zeichnung Marfas gewiß nicht minder, als in der Fürstin von Messina, verstanden hätte, das Herz einer Mutter schön und erbaulich zu schildern.

Und somit können wir diese kurzen Andeutungen zu einer Charakteristik der weiblichen Gestalten in Schillers Werken mit der wiederholten allgemeinen Bemerkung schließen*), daß dieselben nicht jene Naivität und Grazie besitzen, welche uns an Göthes Klärchen und Gretchen oder an Philinen und andern zu entzücken vermag. Denn, wenn gleich Wahrheit in ihrer Empfindungsweise ist, so ist dieselbe doch stets eine reflektirte, und wenn sie nicht der Grazie entbehren, so ist ihnen dieselbe doch nicht angeboren, sondern von ihnen — ihrem Stande gemäß angelernt worden. —

*) Ueber die schöne Griechin im „Geisterseher" wird nichts Weiteres zu sagen sein, als was über sie bereits im 2. Abschnitt unseres Werkes selber gesagt worden ist.





